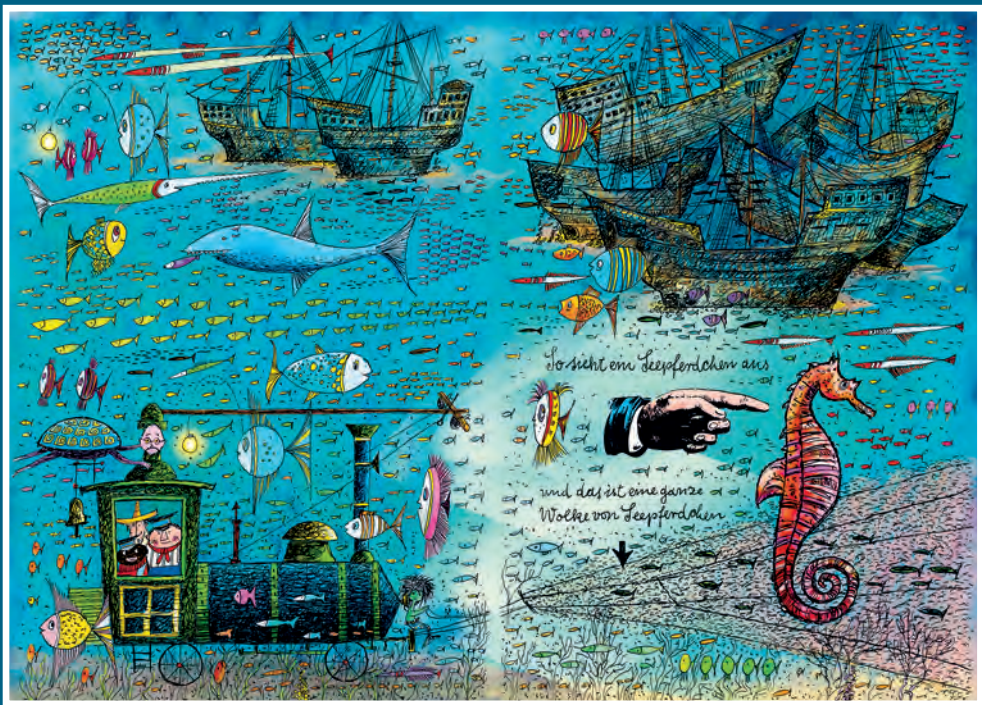
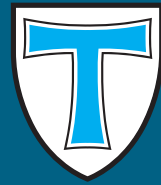
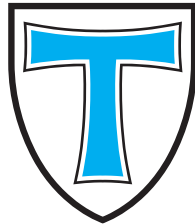


Gießener Universitätsblätter



Jahrgang 52 | 2019

**Herausgegeben von der
Gießener Hochschulgesellschaft e.V.**



Gießener Universitätsblätter

**Druck und Verlag:
Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen**

**Wir danken allen Firmen, die unsere Förderbemühungen durch Anzeigenaufträge unterstützen.
Unsere verehrte Leserschaft bitten wir, die Anzeigen zu beachten.**

Inserenten: Autoteile Wobst
Menges Immobilien
Sparkasse Gießen
Pascoflair
Möbelstadt Sommerlad
Fonds und mehr
VRM
RA Sven Köppe
Stadtwerke Gießen
Vereinigte Hagelversicherung

Umschlaggestaltung: Illustrationen aus: Michael Ende: Jim Knopf und die Wilde 13.
Illustriert von F.J. Tripp und Mathias Weber
© 2015 von Thienemann in der Thienemann-Esslinger Verlag GmbH, Stuttgart

Vorderseite: Die Unterwasserwelt S. 152/153 und Rückseite: Ende S. 285.
Siehe den Beitrag von Birgit Dankert „Von Lummerland nach Gießen“, S. 41 ff.

Herausgeber Gießener Hochschulgesellschaft e.V.
Schriftleitung Prof. Dr. Joachim Jacob
Institut für Germanistik
Justus-Liebig-Universität Gießen
Philosophikum I, Otto-Behaghel-Straße 10B
35394 Gießen
Telefon 0641 9929070
joachim.jacob@germanistik.uni-giessen.de
Redaktion Dr. Angelika Müller-Scherf
Postfach: Ludwigstraße 23
35392 Gießen
Telefon 06409 804312
dr@angelika-mueller-scherf.de
Druck und Verlag Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen
ISSN 0533-8689

Inhalt

I. Aus Universität und Stadt

Ehrentafel	6
Bericht des Präsidenten des Verwaltungsrats und des Vorstandsvorsitzenden der Gießener Hochschulgesellschaft	7
Die Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft: Rückblick 2018	9
<i>Der Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen:</i> Rede zum Akademischen Festakt der Justus-Liebig-Universität Gießen am 30. November 2018	11
<i>Die Oberbürgermeisterin der Universitätsstadt Gießen:</i> Gemeinsam für das Stadtklima und eine lebenswerte Stadt	19

II. Veranstaltungen zum Jubiläum „100 Jahre Gießener Hochschulgesellschaft“

Festakt am 16. Oktober 2018

<i>Grußwort des Präsidenten des Verwaltungsrates der Gießener Hochschulgesellschaft</i>	29
<i>Verleihung der Ehrenmitgliedschaft an Dr. Winfried Jürgen Klinke</i>	31
<i>Grußwort des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Gießen</i>	33
<i>Grußwort der Oberbürgermeisterin der Universitätsstadt Gießen</i>	35
<i>Grußwort des Vorstandsvorsitzenden der Gießener Hochschulgesellschaft</i>	37
<i>Festvortrag von Birgit Dankert:</i> „Von Lummerland nach Gießen – Gesellschaftliche Potentiale in Michael Endes Kosmos Jim Knopf“	41
Diskussionsrunde zum Abschluss des Festaktes zum Thema: „Aber eine Universität ist ein lebendiger Organismus, der stetig weiter wachsen, der den Forderungen der Zeit sich anpassen muss.“ – Universität und Universitätsstadt Gießen 2018plus	56
Benefizkonzert zum Abschluss des Jubiläumsjahres Olla Podrida – ungelöst	59

III. Themen und Thesen

<i>Michael Hüther:</i> Überdruß an der Wissenschaft?! Anmerkungen zur Wechselbeziehung zwischen Universität und Gesellschaft Vortrag anlässlich des Akademischen Festaktes der Justus-Liebig-Universität Gießen am 30. November 2018	69
<i>Marko Karo:</i> „Musik+“-Salon-Abende gingen auf musikalische Entdeckungsreise in die Jahre 1914 bis 1918	79
Feldpostbriefe Gießener Studenten aus dem Ersten Weltkrieg	83
Beiträge zur Ringvorlesung des Präsidenten: „Europa. Eine Welt von gestern?“ (Wintersemester 2018/2019) <i>Christine Landfried:</i> „Warum klappt es nicht mit einem Europa der Bürger und wie können wir das ändern?“ ...	89
<i>Emmanuel Alloa:</i> Wider die Silikonisierung Europas. Ein Plädoyer für eine andere digitale Öffentlichkeit	97
<i>Peter-André Alt:</i> Universitäten für Europa. Bilanz und Ausblick	107

Inhalt (Fortsetzung)

IV. Fächer, Forschung, Perspektiven

Lars von der Wense:

Die Grenzen der Zeitmessung: Von der Atomuhr zur Kernuhr 119

Manfred F. Prinz:

ROMENA-Projekt. Robotik – Mehrsprachigkeit – Nachhaltigkeit

Farmbot – interdisziplinär und multilingual 123

Thomas Daiber:

Die Gießener Slavistik im Spiegel der Fachgeschichte 127

Ivo Meinhold-Heerlein:

Unter Schmerzen sollst Du Dein Kind gebären. Geburtshilfe und

Frauenheilkunde in der Bibel 137

V. Aktuelle Forschungsprojekte

Norman Ächtler:

Schulprogramme Höherer Lehranstalten. Ein besonderer Bestand der Universitäts-

bibliothek Gießen und Forschungsgegenstand der Germanistik an der JLU 149

Hermann A. Wegner:

Energiespeicherung von Sonnenlicht – molekulare Solarthermiespeicher 163

VI. Berichte aus geförderten Projekten

Marko Karo:

Willkommensveranstaltung für Neuberufene an der JLU am 8. Februar 2018 171

Gerson Reuter:

Frankfurt-Gießener Philosophisches Buchsymposium am 19. und 20. April 2018 173

Li Lorian, Marc Villanueva Mir:

Correspondence #1 on the importance of time and place, the territory.

Eine Performance von und mit Li Lorian und Marc Villanueva Mir

vom 3. bis zum 6. Mai 2018 175

Annika Jakobs:

Sachbericht Theatermaschine vom 30. Mai bis 3. Juni 2018 177

Marko Karo:

Öffentlicher Festakt zur Übergabe der Urkunde zur Aufnahme der

„Constitutio Antoniniana“ in das UNESCO-Weltdokumentenerbe am 13. Juni 2018 ... 179

Lisa Strobehn, Verena Dolle:

Vom „Amerikanischen“ zum „Europäischen Traum“?

Bericht über die internationale Tagung in Gießen vom 31. Oktober bis 2. November 2018 ... 181

Eva-Marie Felschow:

Ankauf eines Briefs von Justus Liebig (1803–1873) vom 21. November 1840

mit Mitteln der Gießener Hochschulgesellschaft 187

Uta-Sophie Adorf-Kato:

Ein Haus voll Musik in der Universität vom 22. bis 24. November.

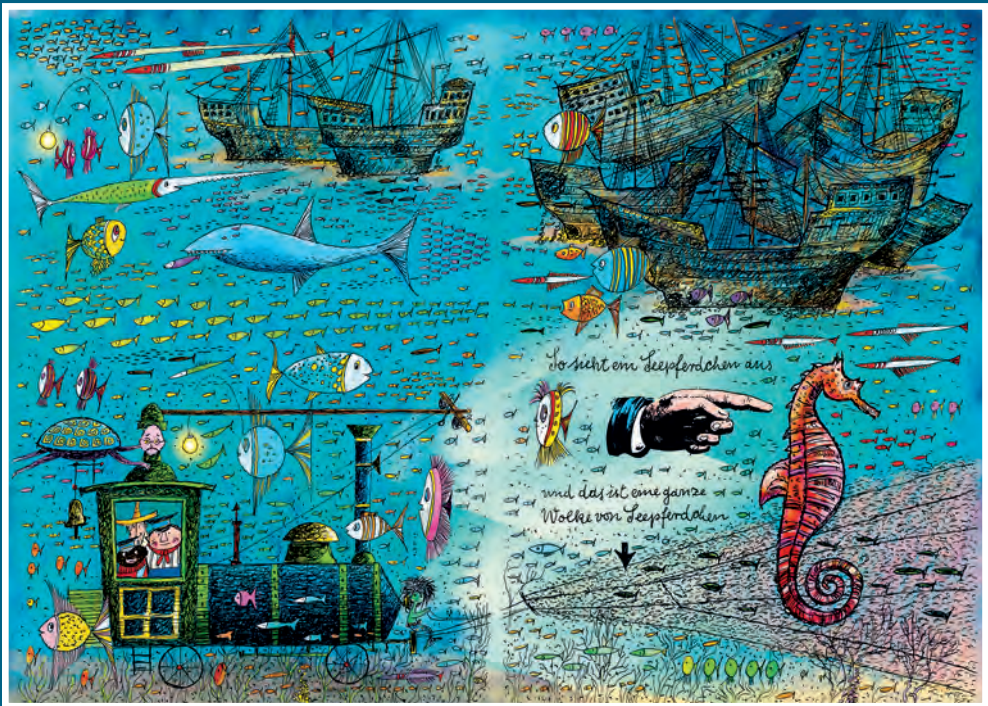
Rückblick – Ausblick 191

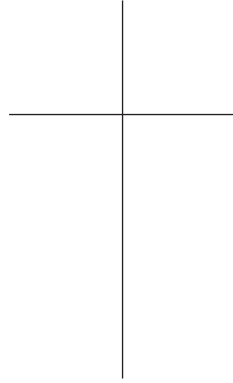
VII. Dissertationsauszeichnungen 2018 201

VIII. Personalia 211

IX. Biographische Notizen 215

I. Aus Universität und Stadt





EHRENTAFEL

Die Gießener Hochschulgesellschaft trauert
um ihre verstorbenen Mitglieder

Prof. Dr. med. Dr. h.c. mult. Konrad Federlin

Dr. Agnes von Klopotek-Schwalbe

Dr. Dr. Karl Lehmann, Bischof von Mainz

Prof. Dr. Helmut Meinhardt

Prof. Dr. Hannes Neumann

Heinz Rexford

Dr. Horst Joachim Rheindorf

Joachim Roth

Prof. Dr. Herbert Schramm

Prof. Dr. Kurt Staguhn

Prof. Dr. Silke Tammen

Bericht des Präsidenten des Verwaltungsrats und des Vorstandsvorsitzenden der Gießener Hochschulgesellschaft

Liebe Mitglieder der Gießener Hochschulgesellschaft,

nun liegt das Jubiläumsjahr unserer Gesellschaft hinter uns. Ein Jahr, angefüllt mit Veranstaltungen, auf denen wir uns kennen lernen durften, wiedersehen konnten, Gemeinsames teilen wollten und wagten, Zukünftiges zu denken. Alles war



wichtig, das Innehalten wie das Vorausdenken. Für das Innehalten finden Sie vor sich in diesem Heft einen Strauß bunter Blüten unseres Jubiläumsjahres. Für das Vorausdenken laden wir Sie ein, gemeinsam im Dialog die Zukunft der GHG zu gestalten. Getreu des Bonmots „Alt werden wollen wir alle – alt sein natürlich nicht“, lohnt es sich, nach Ratschlägen für einen gesunden 100. Geburtstag zu suchen. Ratschläge, die helfen, das nächste Centennium lebendig und gesund zu erleben. An erster Stelle steht die gesunde Ernährung, sie sollte gehaltvoll, ausgewogen und nicht zu viel sein, genau so, wie wir Sie als Mitglieder der GHG mit einem Jahrbuch und 2 bis 3 Ausgaben von GHG-aktuell versorgen. Die Angebote weiterer geistiger Nahrung über unsere Internetseite oder Soziale Medien sind Entwicklungen, die wir jetzt angehen wollen. In Bewegung zu bleiben, als zweiter Garant für Langlebigkeit, ist der Gießener Hochschulgesellschaft vor allem deshalb gelungen, weil wir uns bemühen, auf die an uns herangetragenen Herausforderungen zu reagieren und uns dabei als gestaltende Gesellschaft für die Stadt und Universität verstehen. Dafür sprechen nicht nur die Jubiläumsveranstaltungen

wie unsere „Lummerlandfeier“ oder das Abschlusskonzert „Olla podrida“. Dafür steht auch und insbesondere der Gewinn an Sichtbarkeit und Bedeutung der GHG in ihrem Jubiläumsjahr, die durch Öffnung hin zu neuen Formaten des Mitei-



inanders, Stichwort Faculty Club, unter Bewahrung bewährter Traditionen in Bewegung geraten ist. Eine dritte Voraussetzung für ein langes Leben ist das Eingebundensein in Beziehungen, um die man sich kümmern muss, aber auch darauf vertrauen darf, dass sie zu einem kommen. Eine „Kümmernde, aber auch Fordernde“, das war und ist die GHG bis heute für ihre rund 600 Mitglieder, deren Interessen sie vertritt. Bei unserer Aufarbeitung der zukünftigen Ausrichtung und Kommunikationsstrategie haben wir viel gelernt über die Wünsche und Anforderungen, die Mitglieder und potentielle, zukünftige Mitglieder an die GHG stellen. Zentral dabei ist immer der Gedanke, dass die GHG eine vernetzende Organisation ist, die Stadt und Universität miteinander verbindet, Raum und Möglichkeiten für Begegnung, Diskussion und Gemeinsamkeit schafft. Wir glauben, wir haben uns im Jubiläumsjahr als GHG um Sie und uns, als Mitglieder gekümmert. Wir freuen uns aber auch, dass wir auf Sie und uns zählen dürfen, damit wir gemeinsam das Konzertzimmer im Audimax ermöglichen können, nicht abstrakt für die Universität, sondern konkret für uns, die wir gerne die Möglichkeiten der Musik an un-

serer Universität nutzen. Und zum Schluss fehlt für ein erfülltes Leben noch eine fordernde Aufgabe. Eine lebendige und reiche akademische Kulturlandschaft an der JLU und in der Stadt ist eine Bestimmung, für die wir uns gemeinsam engagieren sollten.

Liebe Mitglieder der GHG, Sie sehen, die GHG blickt lebendig ins nächste Jahrhundert, und eigentlich hätten wir auf das Programmheft für das Abschlusskonzert am liebsten geschrieben: 100 Jahre GHG – ich war dabei. Aber das hätte geheißen, die Schönheit des Augenblicks zu erniedrigen, einen Augenblick, in dem Studierende, Dozenten und Dozentinnen des Instituts für Musikwissenschaft und Musikpädagogik der JLU sich für uns engagieren und gleichermaßen das Jubiläumsjahr abschließen wie das neue Jahr beginnen. „Olla podrida – ungelöst“ hieß unser Konzert, ein Titel, der sich nur wenigen spontan erschlossen hat, denn Olla podrida kennen wahrscheinlich nur die eifrigeren Lesenden von Don Quichote, als einen

Eintopf aus Kastilien. In diesem Eintopf ist alles drin, was gut tut, eine große Vielfalt, ungewohnte Kombinationen, geschmackliche Herausforderungen, mal zu stark gewürzt, mal zu schwach und mal goldrichtig, ein Eintopf wie unsere Stadt Gießen mit ihrer Vielfalt an Menschen, herausfordernd, manchmal ungewohnt, aber in der Summe goldrichtig. Und dann Olla podrida, die akademische Quartalszeitung aus Berlin, erschienen zwischen 1778–1797 mit neuesten und vermischten Nachrichten aus Gesellschaft, Literatur, Theater und Naturwissenschaft. Sie repräsentiert die Academia, unsere JLU mit ihrer großen Vielfalt. Gesellschaft und Universität bedingen einander. Das Verhältnis zueinander und untereinander? Sie ahnen es, es ist zuweilen ungelöst, und dafür gibt es die GHG, die zwischen beiden Institutionen vermittelt. Wir freuen uns, mit Ihnen gemeinsam als GHG die Zukunft zu gestalten, und so bleibt der alte Aphorismus der neue Aphorismus: GHG – ich bin dabei.

Mit herzlichen Grüßen

Prof. Dr. Volker Wissemann
Vorsitzender des Vorstands

Dr. Rainer Langner
Präsident des Verwaltungsrats

Die Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft: Rückblick 2018

Im Jahr 2018, in dem die Gießener Hochschulgesellschaft ihr 100-jähriges Jubiläum feiern konnte, war es das Jahr 11 für die Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft.

Gestartet mit einem Anfangskapital von 600.000 € ergab sich zum 31. Dezember 2018 ein Anlagevermögen in Höhe von 733.567 €. Trotz der Zustiftung von insgesamt 3500 € im Verlauf von 2018 ergab sich im Vergleich zum Endstand 2017 eine aus Kursverlusten resultierende Minderung des Anlagevermögens in Höhe von 64.093 €. Unbeschadet der Kurschwankungen lagen die Erträge aus Wertpapieren, die eigentliche Größe, mit denen die Stiftung operiert, erneut über 25.000 €. Das heißt, dass sich, bezogen auf das Stiftungskapital, eine Rendite von 3,3 % ergab. In der gegenwärtigen Niedrigzinsphase und der Vorgabe, das Stiftungsvermögen konservativ anzulegen, muss dies als ein sehr gutes Ergebnis bezeichnet werden.

Damit konnten im Jahr 2018 nach einstimmigem Beschluss von Stiftungsbeirat und Stiftungsvorstand dem gemeinnützigen Verein Gießener Hochschulgesellschaft erneut 25.000 € überwiesen werden. In der Sitzung am 14. März 2019 dankten Beirat und Vorstand dem

Bank der Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft ist demnach ein prioritäres Ziel.

Der derzeitige Stand des Stiftungsvermögens von ca. 760.000 € zeigt aber auch, dass das Ziel, das Stiftungsvermögen auf 1 Million Euro anwachsen zu lassen, noch in weiter Ferne liegt. Eine Erhöhung des Stiftungskapitals kann sich im Wesentlichen nur aus Zustiftungen ergeben. Diese einzuwerben hat sich in der Vergangenheit als ein schwieriges Unterfangen erwiesen. Im Wirtschaftsmagazin 5/2018 der Industrie- und Handelskammer Gießen-Friedberg erschien dazu unter dem Titel „Stifter und Spender gesucht“ ein entsprechender Beitrag. Reaktionen darauf werden sich jedoch erst mittelfristig erkennen lassen.

Auf der Mitgliederversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft stand die Neuwahl der nicht konstitutionellen Mitglieder des Stiftungsbeirates an. Nachdem der bisherige Vorsitzende des Beirates, Herr Prof. Dr. Bernd Hoffmann, und die stellvertretende Vorsitzende, Frau Dr. Barbara Watz, für eine weitere Kandidatur nicht mehr zur Verfügung standen, wurden vom Verwaltungsrat der Gießener Hochschulgesellschaft für eine Wiederwahl Frau Prof. Dr. Ingrid-Ute Leonhäuser und für eine

Neuwahl Frau Prof. Dr. Sigrid Ruby und Herr Prof. Dr. Adriaan Dorresteijn vorgeschlagen. Die Wahl durch die Mitgliederversammlung erfolgte einstimmig, die konstituierende Sitzung des neu gewählten Beirates fand am 14. März 2019

statt, in der auch Frau Prof. Leonhäuser zur Vorsitzenden und Herr Prof. Dorresteijn zum stellvertretenden Vorsitzenden gewählt wurden. Vorstand und Beirat sowie das Präsidium der JLU dankten Herrn Hoffmann für seinen

Bankverbindung für Zustiftungen:

Begünstigter:	Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft
IBAN:	DE41 5135 0025 0000 4527 69
BIC:	SKGIDE5F
Verwendungszweck:	Zustiftung

Schatzmeister für seine erfolgreiche Tätigkeit. Die Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft hat sich damit als eine wesentliche Stütze für die finanzielle Ausstattung der Gießener Hochschulgesellschaft erwiesen. Eine weitere Stär-

langjährigen Einsatz zum Wohl der Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft. Der scheidende Vorsitzende, Prof. Hoffmann, dankte Beirat und Vorstand für das ihm in der Ver-

gangenheit entgegengebrachte Vertrauen sowie die gute Zusammenarbeit und wünschte dem neu konstituierten Beirat viel Erfolg für seine weitere Tätigkeit.

Prof. i.R. Dr. Dr. h.c. mult. Bernd Hoffmann
Vorsitzender des Stiftungsbeirats

Prof. Dr. Volker Wissemann
Vorsitzender des Stiftungsvorstands

Der Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen

Rede zum Akademischen Festakt der Justus-Liebig-Universität Gießen am 30. November 2018

*Sehr geehrte Mitglieder des Hessischen Landtags und der Hessischen Landesregierung,
verehrte Frau Oberbürgermeisterin,
sehr geehrte Vertreterinnen und Vertreter befreundeter Hochschulen,
Einrichtungen und Behörden,
lieber Herr Kollege Hüther,
verehrte Preisträgerinnen und Preisträger,
verehrte Stifterinnen und Stifter,
meine sehr geehrten Damen und Herren,*

im Namen des gesamten Präsidiums heiße ich Sie alle sehr herzlich willkommen. Der Akademische Festakt der Justus-Liebig-Universität Gießen dreht sich auch in diesem Jahr um herausragende Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler, die wir heute für ihre Leistungen auszeichnen wollen. Dies wäre nicht möglich ohne die zahlreichen Stifterinnen und Stifter der Nachwuchsförderpreise, denen ich von ganzem Herzen für ihr Engagement danke. Auch möchte ich mich sehr herzlich bei Ihnen, Herr Kollege Hüther, bedanken – Sie haben sich auf meine Bitte und Einladung hin sofort bereit erklärt, am heutigen Tag die Festrede zu halten; dies freut mich umso mehr, als Sie ein Alumnus unserer Universität sind und über die letzten Jahre und Jahrzehnte, wie ich weiß, stets die Verbindung zu Ihrer Alma mater gepflegt haben. Bevor wir zu den Preisverleihungen und dem Festvortrag – also den beiden Höhepunkten des heutigen Tages – kommen, erlaube ich mir allerdings zunächst, Sie alle zu einem kurzen Rückblick auf die wesentlichen Ereignisse und Entwicklungen an der JLU in diesem zu Ende gehenden Jahr 2018 einzuladen.

Auch in diesem Wintersemester bewegen wir uns bei den Studierendenzahlen auf dem Rekordniveau der Vorjahre: 28.300 Studierende insgesamt, davon über 6.900 Erstsemester. Trotz der weiterhin hohen Zahlen – und entsprechend großer Herausforderungen in einigen Fächern – ist der Semesterstart gut gelungen: mein Dank gilt allen Lehrenden, allen in den zentralen und dezentralen Serviceeinrichtungen Verantwortlichen sowie den Studierenden. Dass uns auch in diesem Semester so viele Studienanfängerinnen und -anfänger ihr Vertrauen geschenkt haben, ist – so meine ich – kein Zufall, zumal es an einer Reihe von Universitätsstandorten bereits deutliche Rückgänge gegeben hat. Die Qualität der Lehr- und Studi-



JLU-Präsident Prof. Dr. Joybrato Mukherjee.

(Foto: Rolf K. Wegst)



Musiker des Universitätsorchesters umrahmen die Veranstaltung.

(Foto: Rolf K. Wegst)

enbedingungen an der JLU sind grundsätzlich sehr gut – auch deshalb steigt seit Jahren die Studierendenzufriedenheit an der JLU kontinuierlich an. Und es gibt eine Reihe von Erfolgen in diesem Jahr, die diese hohe Qualität bestätigen, so zum Beispiel die Vergabe des hessischen Preises für Exzellenz in der Lehre, des höchstdotierten Lehrexzellenzpreises in Deutschland, an Herrn Privatdozent Dr. Knipper und sein Team für das medizinische Schwerpunktcurriculum “Global Health”. Oder auch große Projektbewilligungen wie die zweite Förderperiode der Gießener Offensive Lehrerbildung: auf der Grundlage einer hervorragenden Bewertung der Gießener Lehramtsstudiengänge werden von Bund und Ländern in den kommenden fünf Jahren weitere fünf Millionen Euro an die JLU fließen, um die beantragten Maßnahmen zur weiteren Optimierung der Gießener Lehrerbildung umzusetzen. Hiervon wird fast ein Viertel unserer Studierenden profitieren, denn so hoch ist der Anteil unserer Lehramtsstudierenden. Mit einer gewissen Sorge, aber auch mit dem unbedingten Willen zur konsequenten Nut-

zung der sich eröffnenden Gestaltungschancen sehen wir einige aktuelle Entwicklungen im Bereich Studium und Lehre. Hierzu zählen die nach wie vor unklaren Rahmenbedingungen für die Verstetigung des Hochschulpakts 2020 sowie des Qualitätspakts Lehre: von beiden Programmen hat die JLU enorm profitiert, und es muss unser Ziel sein, dass wir von den verstetigten Nachfolgeprogrammen mindestens genauso profitieren werden. Ebenso gilt es, unsere Interessen bei der Neugestaltung der Zulassungsverfahren in den medizinischen Studiengängen zu wahren – hier sind wir mit der Humanmedizin, Veterinärmedizin und Zahnmedizin so umfassend betroffen wie kaum eine andere Universität – wie auch bei der Entwicklung des neuen psychotherapeutischen Direktstudiengangs. Die genannten Entwicklungen sind ein Grund dafür, dass wir in den kommenden Monaten unser gesamtes Studienangebot an der JLU einem umfassenden Review-Prozess unterziehen werden, um uns in allen Fächerzonen optimal für die Nachfragesituation in den 2020er Jahren aufzustellen.

In der Forschung haben wir ein ereignisreiches und erfolgreiches Jahr hinter uns gebracht. Beispielfür für die zahlreichen herausragenden Forschungsleistungen der JLU-Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler seien hier der von der Europäischen Union vergebene ERC Consolidator Grant in Höhe von zwei Millionen Euro für Frau Kollegin Sträber in der Biochemie sowie der von der Alexander-von-Humboldt-Stiftung verliehene Anneliese-Maier-Forschungspreis in Höhe von 250.000 Euro für Pascal Mammassian in der experimentellen Wahrnehmungsforschung genannt. Die beiden DFG-Sonderforschungsbereiche in der historischen Sicherheitsforschung und in der Wahrnehmungspsychologie unter der Sprecher-schaft von Herrn Kollegen Carl bzw. Herrn Kollegen Gegenfurtner wurden für weitere vier Jahre verlängert, ebenso die Transregio-Sonderforschungsbereiche in der Chromatinfor-

schung und in der Lungenimmunitätsfor-schung.

Das erfolgreiche Bild, das die JLU in der Forschung bietet, wird durch den neuen Förderat-las der Deutschen Forschungsgemeinschaft be-stätigt, der regelmäßig die Drittmittel einwer-bungen der 40 drittmittelstärksten Universi-täten Deutschlands über einen Dreijahreszeit-raum auswertet: Besonders erfreulich ist es an-gesichts unseres Profils, dass wir in der Fächer-gruppe „Tiermedizin, Agrar- und Forstwissen-schaften“ bundesweit auf den zweiten Platz vorgerückt sind. Auch ist es sehr erfreulich, dass wir im Professorinnenprogramm III des Bundes und der Länder erneut erfolgreich ge-wesen sind: damit stehen in den nächsten Jah-ren insgesamt 1,7 Millionen Euro für Frauenför-der- und Gleichstellungsmaßnahmen an der JLU zur Verfügung, die wir strategisch zur wei-teren Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit der



Gruppenbild der Preisträgerinnen und Preisträger mit dem Präsidium der Universität. Von links: JLU-Kanzlerin Susanne Kraus, Vizepräsident für Forschung und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, Prof. Dr. Peter Kämpfer; 2. Reihe von links: Dr. Benedetto Daniele Gaimo, Festredner Prof. Dr. Michael Hüther, JLU-Präsident Prof. Dr. Joybrato Mukherjee, Dr. Maria Backhaus, PD Dr. Annaliese Sarah Mason, JLU-Vizepräsident für wissenschaftliche Infrastruktur, Prof. Dr. Michael Lierz; 3. Reihe von links: Dr. Christina Magdalena Müller, Dr. Katharina Johanna Filipksi, Dr. Monika Rox-Helmer; 4. Reihe von links: Dr. Marina Supanc, Dr. Leonard Böhm, Dr. Mahsa Rahbari, Dr. des. Katharina Naumann; 5. Reihe von links: PD Dr. Thomas Pierson, M.A., Dr. Thomas Pauls, Francesco Maria Vizzarri, Dr. Lars von der Wense, Dr. Helge Christian Baumann. (Foto: Rolf K. Wegst)



Verleihung der Dissertationspreise (von links): JLU-Vizepräsident Prof. Dr. Peter Kämpfer, Dr. Thomas Pauls, Dr. Marina Supanc, Dr. des. Katharina Naumann, Dr. Christina Magdalena Müller, Dr. Leonard Böhm, Dr. Katharina Johanna Filipski, Dr. Monika Rox-Helmer, Dr. Mahsa Rahbari, Prof. Dr. Volker Wissemann (Gießener Hochschulgesellschaft).
(Foto: Rolf K. Wegst)

JLU nutzen werden. Wenn man alle Drittmittel einschließlich der LOEWE-Förderungen und die eigenen Einnahmen der JLU zusammenzählt, kommt man inzwischen auf über 100 Millionen Euro im Jahr – eine beachtliche Summe, wenn man bedenkt, dass die reine Grundfinanzierung für Forschung und Lehre, die uns das Land zur Verfügung stellt, bei circa 250 Millionen Euro (sogenannter „Erfolgsplanzuschuss“) pro Jahr liegt. Allerdings müssen wir dafür Sorge tragen, dass wir den Anschluss an die mindestens ebenso erfolgreiche Entwicklung vieler anderer Universitäten nicht verlieren. Wir dürfen uns nicht auf unseren Erfolgen ausruhen, sondern müssen auch hier mit einem wachen Blick für unsere Stärken und Schwächen die 2020er Jahre in den Blick nehmen.

Dies gilt in besonderer Weise für die herausragende forschungsstrategische Unternehmung, die uns seit zwei Jahren intensiv beschäftigt hat: die Exzellenzstrategie des Bundes und der Länder. Die Exzellenzcluster-Förderentscheidungen wurden am 27. September bekannt

gegeben. Für die JLU war auch diese dritte Runde des Exzellenzwettbewerbs nach 2006/07 und 2012 erfolgreich, und wir werden in den kommenden sieben Jahren zu den 34 Universitäten bundesweit zählen, die Exzellenzförderungen erhalten werden: so konnte zum einen das Exzellenzcluster Cardio-Pulmonary Institute gemeinsam mit der Universität Frankfurt unter der Sprecherschaft von Herrn Kollegen Seeger und seiner Frankfurter Kollegin Stefanie Dimmeler eingeworben werden. Zum anderen ist die JLU mit Herrn Kollegen Janek und seinem Team an dem Exzellenzcluster Energy Storage Beyond Lithium beteiligt, das vom KIT in Karlsruhe und der Universität Ulm getragen wird. Damit ist die JLU zwar die hessenweit erfolgreichste Universität in der Exzellenzstrategie – doch es gibt bei aller Freude über unser gutes Abschneiden zwei große Wermutstropfen:

– Zunächst tut es weh, dass der mit der Universität Marburg gemeinsam entwickelte Clusterantrag "The Adaptive Mind" in der Psychologie trotz eines sehr guten Vollertrags,

einer exzellenten Begutachtung und hervorragenden Bewertung durch die Fachgutachter und die DFG am Ende in der sogenannten Expertenkommission nicht mit der nötigen Förderpriorität versehen wurde. Dieses knappe Scheitern auf der Zielgeraden ist für die beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler besonders bitter – die Gruppe um Herrn Kollegen Gegenfurtner und seinen Marburger Kollegen Frank Bremmer hätte zweifelsohne eine Förderung verdient gehabt ...

- Der zweite Wermutstropfen ist ein gesamthessischer: Es kann eigentlich nicht sein, dass von 57 Exzellenzclustern bundesweit nur ein einziges in Hessen verortet ist, nämlich unser eigenes Cluster Cardio-Pulmonary Institute.

Wir müssen uns auf drei Ebenen in den kommenden Monaten Gedanken darüber machen, woran dieses suboptimale Abschneiden der hessischen Universitäten gelegen hat:

1. jede Universität mit Blick auf ihre eigenen Prozesse (wobei wir an der JLU ja als einzige Universität in Hessen ein ordentliches Ergebnis erzielt haben ...);
2. die fünf Universitäten mit Blick auf ihre Abstimmungsprozesse und Verbundaktivitäten;
3. alle Universitäten gemeinsam mit dem Wissenschaftsministerium mit Blick auf ihr Vorgehen in dieser Runde des Exzellenzwettbewerbs.

Unser gemeinsames Ziel muss es sein, die kommenden fünf Jahre konsequent zu nutzen, um als „Wissenschaftskonzern Hessen“ bei der nächsten Ausschreibung 2023 noch besser vorbereitet zu sein. Nur wenn wir noch enger zusammenrücken, die vielversprechendsten Forschergruppen – auch standortübergreifend – frühzeitig identifizieren und mit Nachdruck unterstützen, wird es nächstes Mal auf der Deutschlandkarte der DFG mehr als einen hessischen Exzellenzclusterkasten geben können ...

Ich bin Herrn Staatsminister Rhein und seinem Team sehr dankbar dafür, dass man sich diese Überlegung zur Entwicklung einer gemeinsamen hessenweiten Strategie bereits zu ei-

gen gemacht hat. Wir sind unsererseits für diese Diskussion bestens vorbereitet, denn wir haben uns im Auftrag des Senats im Laufe des Jahres 2018 intensiv auf die Möglichkeit vorbereitet, auf der Grundlage von zwei bewilligten eigenen Clustern einen Antrag als Exzellenzuniversität zu stellen. Dieser Antragstext wird zwar nun nicht beim Wissenschaftsrat vorgelegt werden können, aber der Text, den wir Ende September fertiggestellt haben, enthält aus Sicht des Präsidiums alle wesentlichen Überlegungen, wie die JLU in den kommenden fünf bis zehn Jahren die großen Verbünde in den Spitzenforschungsbereichen der Universität weiter entwickeln will. Diese Überlegungen werden nun in den inneruniversitären Gremien sowie mit dem Hochschulrat erörtert werden. In diesem Konzeptpapier ist unser Anspruch handlungsleitend, auf der einen Seite in verschiedenen Bereichen der geistes- und kulturwissenschaftlichen wie auch der natur- und lebenswissenschaftlichen Forschung eine internationale Führungsrolle aufzubauen bzw. auszubauen, auf der anderen Seite aber auch unserer Gesamtverantwortung für Forschung, Lehre und Transfer in allen Fächern sowie für den gesellschaftlichen Zusammenhalt und die wirtschaftliche Prosperität in der Stadt und der Region nachzukommen. Entsprechend



Verleihung des DAAD-Preises von JLU-Vizepräsident Prof. Dr. Michael Lierz an Francesco Maria Vizzarri.

(Foto: Rolf K. Wegst)



Übergabe der Dr.-Herbert-Stolzenberg-Preise an PD Dr. Thomas Pierson, M.A. (Mitte), und Dr. Benedetto Daniele Giaimo (2. von rechts) durch JLU-Vizepräsident Prof. Dr. Michael Lierz (links) in Anwesenheit der Stifter Matthias Kamps (2. von links, Commerzbank) und Herrn von Jung, Vertreter der Dr.-Herbert-Stolzenberg-Stiftung. (Foto: Rolf K. Wegst)

lautet der Titel des Konzeptpapiers: "The Liebig Concept – leading science, serving society". Mit diesem Konzept haben wir eine Grundlage dafür geschaffen, uns in den 2020er Jahren noch stärker als Forschungsuniversität in unseren Exzellenzbereichen zu profilieren.

Vor diesem Hintergrund freue ich mich, dass es gelungen ist, das Land Hessen und den Bund davon zu überzeugen, für den weiteren Ausbau der exzellenten Lungenforschung in Gießen eine neue außeruniversitäre Forschungseinrichtung in Gießen anzusiedeln. Es ist vertraglich vorgesehen, ein Bund-Land-Institut für Lungengesundheit zu errichten, das nach einer dreijährigen Aufbauphase mit einem Jahresbudget von 6,5 Millionen Euro verstetigt wird (davon 90 % vom Bund) und über eigene Professuren, eigene Nachwuchsgruppen und eine eigene Infrastruktur verfügen wird. Den hierfür notwendigen Neubau wird das Land Hessen für insgesamt 36 Millionen Euro errichten. Damit ist in Zukunft noch klarer als bisher schon: wer über exzellente Lungenforschung und über die erfolgreiche Translation von Lungenforschungsergebnissen in die Patientenbehandlung in Deutschland, in Europa und weltweit spricht, kommt am Standort Gießen nicht vorbei.

Meine Damen und Herren, uns ist bei allem, was wir an der JLU tun, bewusst, dass wir als die größte Bildungseinrichtung der Region, als zweitgrößte Universität des Landes Hessen, als eine auf allen Kontinenten agierende und weltweit vernetzte Institution auch eine Verantwortung für unsere freiheitlich-demokratische Grundordnung, für die ge-
deihliche Entwicklung anderer Gesellschaften, für den interkulturellen Diskurs und die Überwindung von Krisen und Konflikten tragen. Auch in diesem Jahr haben die Mitglieder

der JLU sich an vielen Stellen in diesem Sinne verantwortungsbewusst eingebracht – einige wenige Highlights möchte ich an dieser Stelle exemplarisch nennen:

- Die Lesung hier in der Aula mit Can Dündar, dem ehemaligen Chefredakteur der türkischen Zeitung Cumhuriyet, am Tag der internationalen Pressefreiheit am 3. Mai 2018: wir haben damit gemeinsam mit dem Literarischen Zentrum Gießen und Herrn Kollegen Feuchert als Ko-Organisator deutlich gemacht, dass wir für die Meinungs-, Presse- und Wissenschaftsfreiheit eintreten – in Deutschland wie auch in zunehmend schwierigen Partnerländern wie der Türkei.
- Veranstaltungen zu 100 Jahre Ende des Ersten Weltkriegs, 80 Jahre Konferenz von Evian und Reichspogromnacht sowie 50 Jahre 1968, die unter anderem von Herrn Kollegen Leggewie organisiert wurden: Wir bieten damit sowohl Plattformen für Gedenken und Erinnerung als auch für die Konstruktion, Erörterung und Infragestellung von Erinnerungskulturen.
- Die Erstellung des neuen Nationalatlas Georgien, den wir bei der Frankfurter Buchmesse – dieses Jahr mit Georgien als Partnerland – Anfang Oktober nach der Messe-Eröffnung

durch den Bundespräsidenten der Öffentlichkeit vorgestellt haben: unsere Geographen um Herrn Kollegen Dittmann und Herrn Kollegen King haben damit einen bemerkenswerten und vielfach beachteten Beitrag zur Unterstützung der Identitätskonstruktion Georgiens geleistet.

- In Kolumbien sind wir mit unserem Instituto CAPAZ – geleitet von Herrn Kollegen Peters, koordiniert von Herrn Kollegen Marauhn und gefördert vom Auswärtigen Amt – mitten drin in der wissenschaftlichen Begleitung des mit so vielen Hoffnungen und Erwartungen verbundenen Friedensprozesses, wobei wir derzeit vor allem die neue Regierung unter Präsident Duque davon zu überzeugen haben, den von seinem Vorgänger initiierten Prozess als eine historische Chance zu begreifen, die man nicht verspielen sollte.
- Unser Universitätsorchester unter Leitung von Herrn Universitätsmusikdirektor Ottersbach hat vor wenigen Wochen in Lodz im Kontext der 40-jährigen Partnerschaft zwischen Lodz und Gießen, die wir dieses Jahr feiern, ein begeistert aufgenommenes Konzert gegeben und unter Beweis gestellt, dass

auch unser Universitätsklangkörper ein wichtiger interkultureller Botschafter unserer Universität ist.

Die Entwicklung der JLU in diesem Jahr, die ich entlang von einigen wesentlichen Ereignissen in Forschung, Lehre und Transfer nachzuzeichnen versucht habe, zeigt: Wir sind erfolgreich unterwegs, und auf die Bereitschaft der Mitglieder der JLU, sich über alle Maßen zu engagieren und einzubringen, ist Verlass. Anlässlich der laufenden Koalitionsverhandlungen in Hessen, an deren Ende hoffentlich eine erfolgreiche Regierungsbildung stehen wird, erlaube ich mir, diese Feststellung etwas umzuformulieren: Das Jahr 2018 hat einmal mehr gezeigt, dass jeder Euro, der in diese Universität investiert wird, gut angelegt ist und verantwortungsvoll und effizient genutzt wird zum Wohle des wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritts *made in* Gießen und zur Stärkung des hessischen Wissenschaftssystems insgesamt. Daher hoffen wir sehr, dass unsere Erwartungen an die zukünftige hessische Landesregierung, die wir bereits zu Beginn des Jahres in der Landespressekonferenz gemeinsam mit den ande-



JLU-Präsident Prof. Dr. Joybrato Mukherjee übergibt den Preis der Justus-Liebig-Universität Gießen an PD Dr. Anjaliase Sarah Mason. (Foto: Rolf K. Wegst)



Dr. Lars von der Wense erhielt den Röntgen-Preis. (Foto: Rolf K. Wegst)



Dr.-Dieter-und-Sigrun-Neukirch-Preis: JLU-Kanzlerin Susanne Kraus, Dr. Helge Christian Baumann, Sigrun Neukirch, Dr. Maria Backhaus (von links).
(Foto: Rolf K. Wegst)

le von mindestens 50 Millionen Euro jährlich für die hessischen Hochschulen.

Wenn die zukünftige Landesregierung diese Erwartungen aufgreifen wird, bin ich sicher, dass auch wir an der JLU eine sehr gute Grundlage dafür haben werden, uns in den kommenden Jahren weiterhin erfolgreich zu entwickeln. Wir brauchen aber auch weiterhin die Unterstützung unserer vielen Freunde und Förderer hier in Gießen selbst. Der wichtigste Unterstützer ist dabei die Gießener Hoch-

schulgesellschaft, die in diesem Jahr ihr 100-jähriges Bestehen feiert. Daher will ich an dieser Stelle nicht nur der GHG zu ihrem 100. Geburtstag gratulieren, sondern auch alle Gießener dazu einladen, diesen Geburtstag als Anlass zu nehmen, die GHG zu unterstützen, ihr beizutreten und damit einen entscheidenden Beitrag zur Stärkung unserer Universität zu leisten. Diese Universität ist und bleibt die Universität dieser Stadt, der Universitätsstadt Gießen; sie gehört allen Mitgliedern und Angehörigen der JLU, sie ist allen Freunden und Förderern verbunden, und sie ist und bleibt ihrem Eigentümer, dem Land Hessen, verpflichtet. Umgekehrt lebt diese unsere Universität von dem Engagement und der Unterstützung aller: ihrer Mitglieder und Angehörigen, ihrer Freunde und Förderer, ihres Eigentümers. Das Präsidium der JLU zählt auch in Zukunft auf Sie alle.

1. Wir brauchen wie in den letzten vier Jahren eine verlässliche und substantielle jährliche Steigerung der Grundfinanzierung für alle Hochschulen: wir würden für den nächsten hessischen Hochschulpakt 2021–2025 eine jährliche Steigerung von 5 % begrüßen.
2. Wir brauchen eine deutliche Erhöhung der für den Hochschulbau und für die Sanierung von Bestandsbauten vorgesehenen Summe von 200 Millionen Euro auf 400 Millionen Euro jährlich ab 2021. Hiervon muss ein substantieller Anteil an die JLU Gießen gehen, denn hier sind die Bedarfe an Neubauten sowie die Sanierungslücken nachgewiesenermaßen besonders groß.
3. Wir brauchen für die vielfältigen neuen Aufgaben im Bereich der Digitalisierung – von den entsprechenden Infrastrukturinvestitionen über die Anforderungen in der Forschung im Bereich der *big data analytics* bis hin zu dem Ausbau digitaler Lehr- und Lernumgebungen – eine neue Finanzierungssäu-

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Prof. Dr. Joybrato Mukherjee
Präsident der
Justus-Liebig-Universität Gießen

Die Oberbürgermeisterin der Universitätsstadt Gießen

Gemeinsam für das Stadtklima und eine lebenswerte Stadt

In den vergangenen Jahren ist die Bevölkerung in Groß- und vielen Mittelstädten stark gewachsen, so auch in Gießen. Immer mehr Menschen entscheiden sich für ein attraktives städtisches Lebens- und Wohnumfeld. Gleichzeitig gefährden die Folgen des Klimawandels, die Veränderung der Luftqualität sowie der Verlust von städtischen Freiräumen die Zukunfts- und Lebensfähigkeit der Städte. Zukunftsfähige Städte sind daher verstärkt auf urbanes Grün angewiesen, denn städtische Grünflächen übernehmen nicht nur wichtige klimatische und (bio-)ökologische Funktionen, sondern sie gelten auch als Orte der Begegnung, sozialer Integration und freizeitbezogener Erholung. Die wachsenden Anforderungen an innerstädtische Grün- und Freiflächen bedürfen inzwischen weitreichender integrierter Handlungsstrategien und gehen über klassische raumbildende bzw. raumgestaltende Maßnahmen hinaus. Das Bundesbauministerium hat diesen neuen Handlungsbedarf erkannt und 2017 das neue Bund-Länder-Programm der Städtebauförderung „Zukunft Stadtgrün“ gestartet, mit dessen finanzieller Hilfe kommunale Maßnahmen zur Verbesserung, Qualifizierung sowie Vernetzung der urbanen grünen Infrastruktur im Sinne der Klimaanpassung bereitgestellt werden. Insgesamt sucht das Förderprogramm, Stadt- und Grünentwicklung im Sinne eines integrativen Ansatzes miteinander zu verschränken. Mit der Aufnahme der Universitätsstadt Gießen in das Bund-Länder-Programm „Zukunft Stadtgrün“ eröffnet sich die Möglichkeit, die



bereits im Campus-Consilium-Gießen-Prozess analog zur Förderprogrammatik formulierte „Inwertsetzung von kleinen Stadträumen“ zu finanzieren und umzusetzen. Dazu zählt die Neugestaltung öffentlicher und prägender Plätze und campusbezogener Räume sowie öffentlicher Wegebeziehungen.

Das beantragte und genehmigte Fördergebiet „Grüner Anlagenring Innenstadt“ der Universitätsstadt Gießen umfasst den innerstädtischen, mit hohem Bauvolumen verdichteten Kernbereich, der zum Teil durch eine ungünstige bioklimatische Situation geprägt ist. Die noch vorhandenen Grünflächen des Anlagenrings, der Botanische Garten, der innerstädtische Wieseckverlauf sowie kleinere Grüninseln sollen insbesondere aufgrund ihres Nahholungswertes und ihrer hohen bioklimatischen Wirksamkeit gesichert, qualifiziert und über grüne Vernetzungsstrukturen in den verdichteten Stadtkern hinein verbunden und erweitert werden. Zusätzlich gilt es, graue Infrastruktur und stark versiegelte Flächen umzugestalten sowie die biologische Diversität zu konsolidieren.

Für Universitäten und Hochschulen stellt ein attraktiver Wohn- und Lebensort einen integralen weichen Standortfaktor dar. Das persönliche Umfeld hat großen Einfluss auf das Wohlbefinden und die Motivation der an einem Ort lebenden Studierenden und Wissenschaftler*innen.

Bereits mit der für das Förderprogramm vorgeschriebenen Erstellung des Integrierten Städtebaulichen Entwicklungskonzeptes wurde deutlich, dass eine Umsetzung von Maßnahmen im innerstädtischen Raum ohne die Einbindung der Justus-Liebig-Universität Gießen nicht zu denken ist. Gleichzeitig erwachsen der Universität aber aus ihnen in ganz besonderem Maße Standortvorteile.

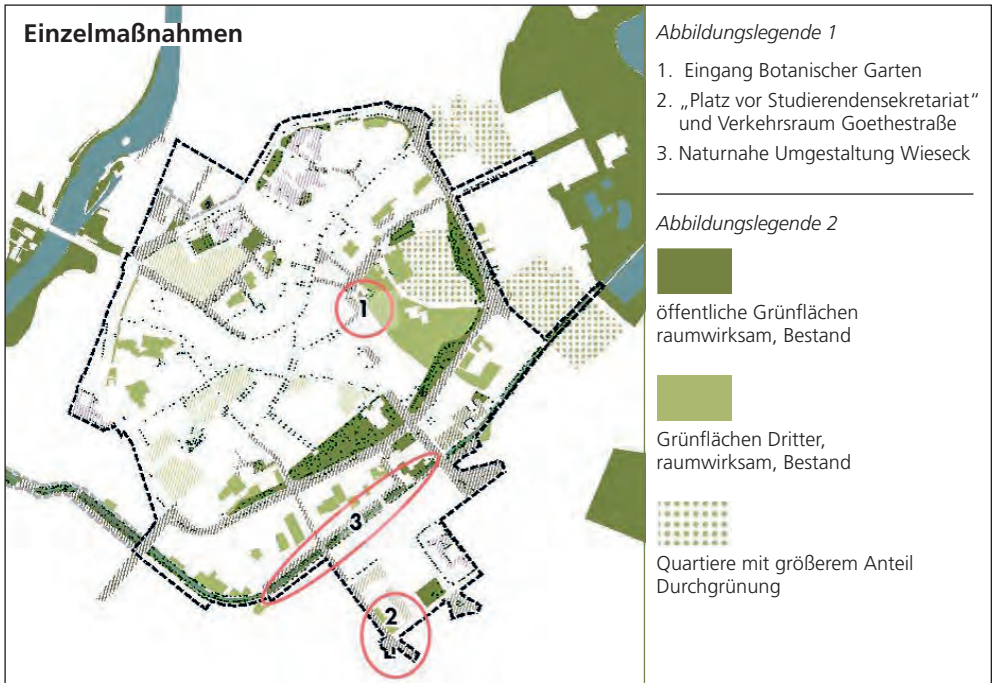


Abb. 1: Übersichtsplan der drei Einzelmaßnahmen.

(Quelle: Universitätsstadt Gießen)

Einige beantragte Projekte, die in den nächsten Jahren umgesetzt werden und engere Verknüpfungen zwischen Stadt- und Hochschulentwicklung bedeuten, sollen im Folgenden dargestellt werden.¹

Im Fördergebiet (Abb. 1) bestehen Entwicklungspotenziale vor allem im Bereich des Eingangsbereiches Botanischer Garten, auf der Fläche vor dem Studierendensekretariat und im angrenzenden Straßenraum der Goethestraße sowie im Bereich der Wieseck zwischen Berliner Platz und Bleichstraße.²

Projektmaßnahme „Eingang Botanischer Garten“

Der Botanische Garten ist der älteste universitäre Botanische Garten Deutschlands. Er gehört heute zur Justus-Liebig-Universität Gießen und dient wissenschaftlichen Forschungszwecken. Als flächenmäßig großes innenstädtisches Grünpotential wird er von der Öffentlichkeit stark als Erholungs- und Ruheraum geschätzt und frequen-

tiert. Die derzeitige Eingangssituation am Kanzleiberg wird allerdings sowohl der wissenschaftlichen als auch der stadtfunktionalen Bedeutung nicht gerecht. Gegenstand dieser Maßnahme ist daher die Umgestaltung der öffentlichen, stark versiegelten Platzfläche vor dem Zugang zum Botanischen Garten (Abb. 2). Im Rahmen einer Neuordnung der gesamten Fläche kann es gelingen, die Entréesituation städtebaulich deutlich repräsentativer zu gestalten und gleichzeitig einen Beitrag zur Verbesserung des Mikroklimas zu leisten.³

Projektmaßnahme „Platz vor Studierendensekretariat“ und „Verkehrsraum Goethestraße“

Der stark versiegelte „Platz vor dem Studierendensekretariat“ (Ecke Stephanstraße/Goethestraße/Lessingstraße) (Abb. 3) wird derzeit nicht als öffentliche Platzfläche wahrgenommen, sondern erfüllt vornehmlich verkehrsbetragene Funktionen. Geplant sind daher die



Abb. 2: Der Eingang zum Botanischen Garten.

(Quelle: Universitätsstadt Gießen)

verkehrsberuhigende Umgestaltung der Straßenkreuzung sowie die Neuordnung der Stellplatzfläche in Form eines begrünten, repräsentativen Platzes.

Der angrenzende Straßenraum dient zudem als zentrale Wegeverbindung zwischen der Innenstadt und der Südweststadt. Gerade die Goethestraße verbindet wichtige Bereiche der Justus-Liebig-Universität Gießen mit der Kernstadt. Die Verbesserung und Aufwertung dieser Wegeverbindung im Zusammenspiel mit der grünstrukturellen Aufwertung des „Platzes vor dem Studierendensekretariat“ wird zu einer Verbesserung der Grünvernetzung und einer Reduktion des motorisierten Verkehrs führen. Zudem besteht die Chance, die universitären Gebäude im Stadtbild als Orte der Wissensproduktion sichtbar zu machen.

Sowohl für die Gestaltung des „Platzes vor dem Studierendensekretariat“ als auch für die Goethestraße ist zunächst die Durchführung einer Ideenfindung und eines darauffolgenden Wettbewerbes vorgesehen.

Projektmaßnahme „Naturnahe Umgestaltung Wieseck“

Die anthropogen stark überformte Wieseck im Abschnitt vom Berliner Platz bis Bleichstraße unterliegt dem Landschafts- und Denkmalschutz. Das Gewässerbett ist stark begradigt und bedarf einer naturnahen Aufwertung (Abb. 4). Die den Fluss einfassende denkmalgeschützte Sandsteinmauer ist stark sanierungsbedürftig. Der unzugängliche Uferbereich bietet wenig Aufenthaltsqualität und limitiert die Erlebbarkeit des Flusses.

Ziel der Maßnahme ist zum einen die strukturelle Verbesserung des Gewässers, der Gewässersohle und des Retentionsraumes. Zum anderen gilt es, die bestehenden Baumstandorte im Rahmen der Mauersanierung zu erhalten und um punktuelle Anpflanzungen zu ergänzen. Zusätzlich soll der Uferbereich zum Zwecke der Aufenthaltsqualität zugänglicher und erlebbarer gestaltet werden. Zentrales Ziel ist es, den Nahbereich und damit auch diverse



Abb. 3: Platz vor dem Studierendensekretariat.

(Quelle: Universitätsstadt Gießen)



Abb. 4: Die Wieseck im Stadtgebiet.

(Quelle: Universitätsstadt Gießen)

Universitätsstandorte ökologisch sowie mikro-klimatisch aufzuwerten und gleichzeitig Wegebeziehungen innerhalb der Kernstadt raumwirksam zu attraktivieren.

Städte gelten als Motoren für Innovationsprozesse. Nicht zuletzt nehmen sie eine Schlüsselrolle ein, um Antworten auf gesellschaftliche Herausforderungen zu finden. Lebenswerte und gesunde Städte zu schaffen und für zukünftige Generationen zu erhalten, ist daher nicht nur Gebot einer nachhaltigen Stadtentwicklung, sondern muss gesellschaftspolitischer Anspruch sein, dem wir uns als Stadt Gießen besonders verpflichtet fühlen.

Fest steht, dass dies in großen Teilen nur in Kooperation zwischen kommunaler Selbstverwaltung, Hochschulen, Stadtgesellschaft, Wirtschaft und weiteren lokalen Akteuren gelingen kann.

Große Ziele erfordern auch große Anstrengungen. Dafür bedarf es der Offenheit und des

Dialogs. Ich wünsche mir daher, dass wir gemeinsam an der Vision einer zukunftsgerechten und nachhaltigen Stadt arbeiten und die bevorstehenden klimatischen und ökologischen Herausforderungen als Chance begreifen.

Dietlind Grabe-Bolz

Oberbürgermeisterin
der Universitätsstadt Gießen

Anmerkungen:

¹ Voraussetzung ist die Zustimmung des Ministeriums und der Stadtverordnetenversammlung zum Integrierten Städtebaulichen Entwicklungskonzept.

² Daneben wird für das Fördergebiet ein Anreizprogramm für private Eigentümer*innen angeboten werden. Ziel ist hierbei die Unterstützung von Begrünungsmaßnahmen (Dach-, Hof-, Fassadenbegrünung), um die Stadt- und Wohnqualität zu verbessern.

³ Zunächst erfolgen Abstimmungen zwischen der Stadt und der Universität hinsichtlich Absichten und Verfahrensumsetzung.

AUTOTEILE und mehr...



Gießen • Hungen • Butzbach • Grünberg



Duckluft-Technik



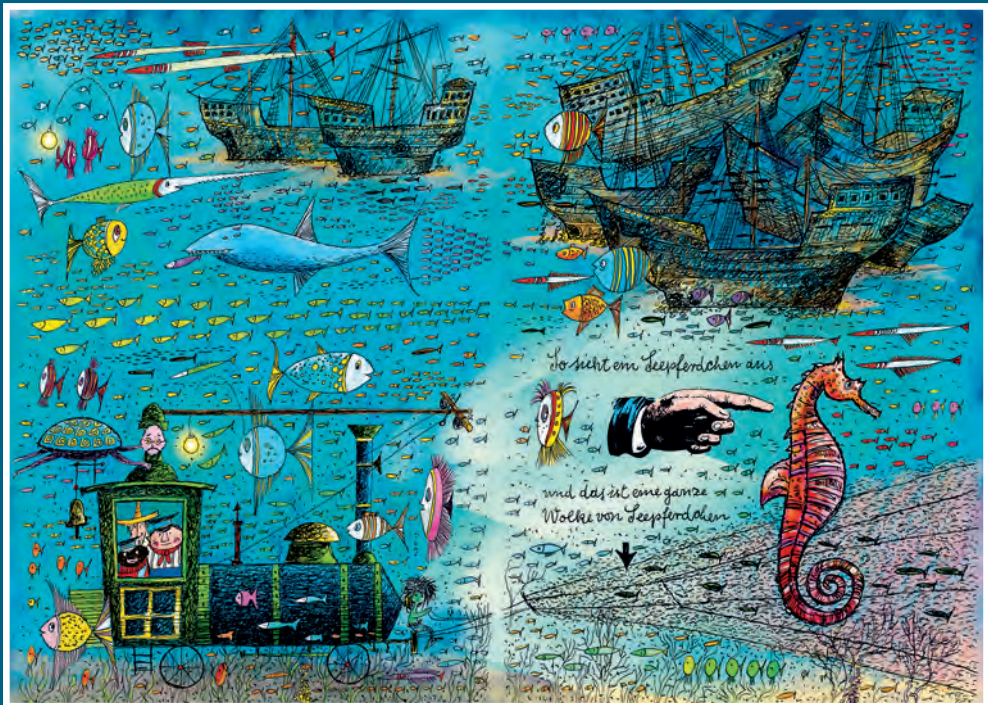
Kfz-Markenersatzteile



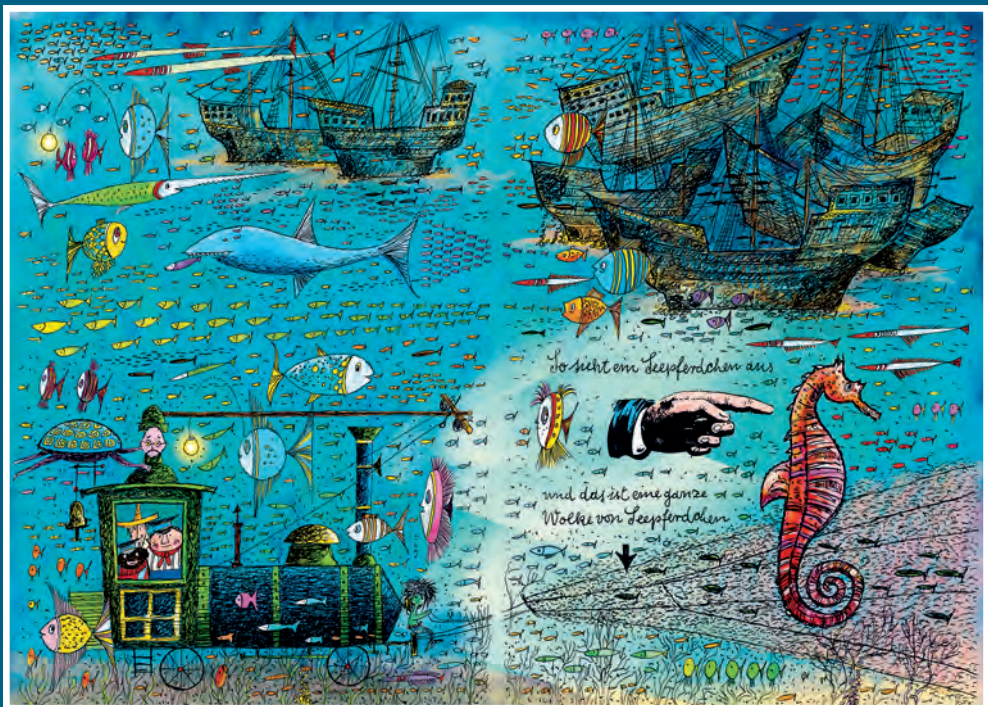
Wobst-Lecksuchspray

**F. A. Wobst GmbH & Co. KG • Ursulum 16 • 35396 Gießen
(0641) 9 444 1-0 • Fax 9 44 41 88 • info@wobst.de • www.wobst.de**

II. Veranstaltungen zum Jubiläum „100 Jahre Gießener Hochschulgesellschaft“



Festakt am 16. Oktober 2018





MENGES

Ihre Immobilie. Unsere Leidenschaft.

seit
1987



Unser Fachgebiet: Ihr neues Zuhause.

www.cr-menges.de

Um Wissen zu vermitteln, braucht es Kompetenz und Engagement. Um Immobilien zu vermitteln auch. Studenten profitieren von Ihrer Fachkenntnis – tun Sie es von unserer. Seit mehr als 30 Jahren bringen wir Käufe und Verkäufe von Immobilien auf den richtigen Weg und haben uns mit regionaler Expertise und Erfahrung etabliert. Wir liefern Ihnen das Ergebnis, das Ihnen am besten gefällt.

Denn für uns ist Ihre Immobilie keine Wissenschaft, sondern Leidenschaft. Sprechen Sie uns an!

Claus R. Menges GmbH

Alicenstraße 18 · 35390 Gießen · Tel. 0641/97466-0

Verkaufen.

Vermieten.

Verwalten.

Grußwort des Präsidenten des Verwaltungsrats der Gießener Hochschulgesellschaft

*Sehr geehrter Herr Präsident Mukherjee,
sehr geehrte Frau Oberbürgermeisterin Grabe-Bolz,
sehr geehrte Anwesende des Hochschulrates der Gießener Justus-Liebig-Universität,
sehr geehrter Ehrenpräsident der GHG, Herr Dr. Maaß,
liebe Mitglieder der GHG,
verehrte Gäste!*

Aus Anlass des 100-jährigen Bestehens der Gießener Hochschulgesellschaft haben wir zu der heutigen Festveranstaltung eingeladen. 100 Jahre Gießener Hochschulgesellschaft – ein Grund, diese 100 Jahre in Erinnerung zu rufen.

Die Gießener Hochschulgesellschaft wurde in der Gründungsversammlung am 21. Februar 1918 offiziell ins Leben gerufen. Unter Leitung von Herrn Prof. Dr. Behaghel als Vorsitzender des Ausschusses für die Gründung der Gesellschaft wurden bereits ab 1917 die Arbeiten für die Gründung der Gesellschaft initiiert.

Es war ein besonderer Wunsch von Universität, Wirtschaft und Verwaltung, diese Hochschulgesellschaft zu gründen. Daher haben der damalige Präsident der Handelskammer, Vorgänger der heutigen Industrie- und Handelskammer, Herr Heichelheim, und auch der damalige Oberbürgermeister Keller tatkräftige Hilfe bei der Gründung dieser Gesellschaft geleistet. OB Keller wurde der erste Präsident des Verwaltungsrates.

Der Satzungszweck damals war wie folgt definiert:

1. Pflege der Beziehungen zwischen der Wissenschaft und dem praktischen Leben,
2. Verbreitung wissenschaftlicher Bildung,
3. Förderung der Universität.

Die Mittel zur Erreichung dieser Zwecke sollen gewonnen werden durch die Beiträge der Mitglieder, durch Schenkungen und Vermächtnisse.

Die Idee war, auf der einen Seite die Universität und das Bürgertum stärker zusammenzubringen und mit der Entwicklung und dem Aufbau wissenschaftlicher Erkenntnisse diese weiter zu



Dr. Rainer Langner (Foto: JLU-Pressestelle/Rolf K. Wegst)

tragen und damit die Bildung zu erhöhen. Auch sollte die Beziehung zwischen Wissenschaft, Wirtschaft und Bürgern in der Stadt gefördert werden. In der Gründungsversammlung waren 90 Personen anwesend und es wurden fast 400.000 Mark an einmaligen Spenden sowie über 16.000 Mark an Mitgliedsbeiträgen für das Jahr zusammengetragen – eine stolze Summe.

Blickt man auf die aktuelle Satzung der Gießener Hochschulgesellschaft, hat sich an dem Zweck nicht viel geändert:

1. Pflege der Wissenschaften, ausgerichtet nach den Aufgaben der Justus-Liebig-Universität Gießen,
2. Verbreitung wissenschaftlicher Bildung,
3. Pflege der Beziehungen zwischen der Wissenschaft und dem praktischen Leben.

Sie sehen, der Auftrag und Zweck unserer Gießener Hochschulgesellschaft hat sich über 100 Jahre nahezu nicht verändert.

Seit nunmehr 100 Jahren ist die GHG fester Bestandteil der akademischen Kultur in Gießen. Sie ist auch eine der ältesten deutschen Hochschulgesellschaften. Freunde und Fördernde sind in ihr vereinigt, um die JLU finanziell und ideell zu unterstützen. Beispielsweise werden unterstützt

- die Botanischen Konzerte,
- das Universitätssommerfest,
- die Ringvorlesungen des Präsidenten,
- Deutschlandstipendien,
- aber auch Studierendenaustausch
- oder Restaurierung universitätseigener Gemälde oder Buch- und Manuskriptbestände, wie z.B. die Briefbestände des Herrn Ernst von Baehr, die erst kürzlich restauriert wurden.
- Auch konnte mit Mitteln der GHG die Aufnahme der Constitutio Antoniniana in das Weltkulturerbe der UNESCO mit unterstützt werden.
- oder die Herausgabe der Gießener Universitätsblätter mit interessanten Beiträgen aus der Arbeit der Universität.

Sie sehen, die GHG engagiert sich mit ihren Mitgliedern, aber auch mit ihren Mitgliedern in vielfältiger Weise für die JLU. Dies sind wichtige und etablierte Maßnahmen. Dennoch sehen wir eine Veränderung in den vergangenen Jahren innerhalb der GHG.

Waren es in der Vergangenheit Förderungen, die in den inneren Bereich der Academia

zielen, sollen nun mehr Inhalte der geförderten Maßnahmen auch nach außen gerichtet werden. Die GHG muss und soll in der Öffentlichkeit präsenter werden. Das 100-jährige Bestehen bietet dazu eine Möglichkeit. Wir haben daher in den letzten Monaten intensiv darüber nachgedacht, wie wir der GHG eine lebendige Struktur geben und stärker in der Öffentlichkeit wahrgenommen werden können.

Wir wollen die GHG über größere Mitgliederzahlen stärken, bekannter machen um damit den satzungsgemäßen Auftrag noch besser erfüllen zu können. Denn als Mittlerin zwischen städtischer und universitärer Gesellschaft sind die Rahmenbedingungen heute, im Jahr 2018, anders als 1918. Daher nutzen wir dieses Jubiläumsjahr, um nach vorne zu blicken, ohne jedoch die Verdienste vieler Akteure der GHG zu vergessen.

So ist der im Mai neu gegründete Faculty Club eine Möglichkeit, für Mitglieder exklusiv in Kontakt mit der Universität zu treten und aktiv über Berufsgrenzen hinweg zu diskutieren und Menschen aus unterschiedlichen Fachbereichen kennenzulernen. Ich habe in den vergangenen Wochen häufig den Faculty Club besucht und jeweils sehr interessante Stunden erleben dürfen. Ich kann nur jeden ermuntern, diese Gelegenheit zu nutzen.

Die Resonanz ist überwältigend positiv. Wir sind überzeugt, dass wir auch damit zu einem lebendigen, aktiven Leben der GHG beitragen werden. Sofern unter den Anwesenden Nicht-Mitglieder der GHG sind, kann ich Sie nur auffordern mal vorbeizuschauen, jeden Dienstag 17.00 Uhr in der Alten Gießerei im Heyligenstaedt. Sie werden diese Atmosphäre genießen und dadurch sicherlich inspiriert werden, Mitglied der GHG zu werden.

Nun wünsche ich Ihnen und uns einen schönen Abend, der GHG eine gute, aktive und dynamische Zukunft.

Dr. Rainer Langner

Dr. Winfried Jürgen Klinke zum Ehrenmitglied der Gießener Hochschulgesellschaft ernannt

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich freue mich, nun eine Ehrung vorzunehmen, die Sie nicht auf Ihrem Programmablauf finden, da wir erst den Abschluss durch die Gremien der GHG abwarten mussten, und von der der zu Ehrende auch noch nichts weiß oder ahnt.

Ich freue mich, gemeinsam mit Ihnen allen, **Herrn Dr. Winfried Jürgen Klinke** zum Ehrenmitglied der Gießener Hochschulgesellschaft ernennen zu können.

Dr. Klinke wurde am 1. August 1940 in Frau-stadt in Schlesien geboren, sein Vater war Kreisjugendpfarrer, seine Mutter Lehrerin und Organistin. Bis zu seinem Ruhestand im Jahr 2001 war Dr. Klinke, der in Meiningen in Thüringen aufwuchs und sein Abitur am Albert-Einstein-Gymnasium in Berlin machte, bei den Erziehungswissenschaften der JLU aktiv.

Bevor er jedoch ab 1968 als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Erziehungswissenschaftlichen Seminar und Institut für Pädagogische Forschung unter der Leitung von Prof. Hans Mieskes seine wissenschaftlichen Karriere begann, absolvierte Winfried Klinke ein Lehramtsstudium am Pädagogischen Institut in Weilburg/Lahn, gefolgt von einer 6-jährigen Schuldienstzeit im Obertaunuskreis.

1975 erfolgte die Promotion an der JLU mit einer mehrfach ausgezeichneten Dissertation zum Thema „Strukturbild und Funktionsprofil der Spiel- und Arbeitsmittel im Vor- und Grundschulalter“. Am Gießener Institut lehrte Dr. Klinke als Erziehungswissenschaftler und Spielmittelforscher unter anderem im Rahmen der „Einführung in die Erziehungswissenschaften“ sowie „Grundlagen und Grundfragen der Spielpädagogik“.

Ein Schwerpunkt seiner Arbeit sind Zeitfragen der Pädagogik, insbesondere zu Peter Petersen und der Jena-Plan-Schulbewegung.

Herr Dr. Klinke hat zahlreiche internationale und nationale Veröffentlichungen in Artikel- und



Dr. Rainer Langner, Präsident des GHG-Verwaltungsrats, ernannt JLU-Erziehungswissenschaftler Dr. Winfried Jürgen Klinke zum Ehrenmitglied der GHG.

(Foto: JLU-Pressestelle/Rolf K. Wegst)

Buchform vorgelegt, die z.T. bis heute Geltung haben. Jüngst erschien sein Buch „101 pädagogische Themen“, ein Studienbuch für Erziehende und Bildungspraktizierende, mit einer Essenz seines langen und aktiven Forscherlebens.

Dieses Buch hat Dr. Klinke auch aus Anlass des 100. Jubiläums der Gießener Hochschulgesellschaft verfasst, die sich ebenfalls Praxisaspekten der Bildung in ihrem Aufgabenspektrum verpflichtet sieht.

Herr Dr. Klinke ist der Gießener Hochschulgesellschaft seit Jahren eng verbunden. 2015

nahm er seinen 75. Geburtstag zum Anlass, sich und der GHG durch eine großzügige Spende in Höhe von 20.000 € die Freude zu bereiten, zukünftig gezielte Projekte, die der Wahrung und dem Ausbau der Einheit und Ganzheit von wissenschaftlicher Forschung, Lehre und Praxis an der JLU, sowie für die Unterstützung der Konservierung des Porträts Justus von Liebig und der Förderung des Universitätsarchivs wahrnehmen zu können.

Auch in den Folgejahren hat Herr Dr. Klinke kontinuierlich die GHG unterstützt, nicht zu-

letzt im Jubiläumsjahr durch die Veröffentlichung seines neuesten Buches zu 101 pädagogischen Themen, das explizit die Verbindung zur GHG aufgreift.

Aus diesem Anlass hat der Verwaltungsrat der Gießener Hochschulgesellschaft auf seiner heutigen Sitzung beschlossen, Herrn Dr. Winfried Jürgen Klinke die Ehrenmitgliedschaft in der Gießener Hochschulgesellschaft zu verleihen.

Ich darf Sie nun, lieber Herr Klinke nach vorne bitten und zitiere aus der Urkunde:

Die Gießener Hochschulgesellschaft verleiht

Herrn Dr. phil. Winfried Jürgen Klinke

aufgrund seiner langjährigen Verdienste um die Gießener Hochschulgesellschaft, insbesondere aufgrund seiner Bemühungen, die Einheit von Forschung, Lehre und Bildung an der Schnittstelle universitärer Forschung und bildungspraktischer Arbeit vorzuleben, die Ehrenmitgliedschaft der Gießener Hochschulgesellschaft.

Gießen, den 16. Oktober 2018

Der Präsident des Verwaltungsrates der GHG
Dr. Rainer Langner

Grußwort des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Gießen



Der Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen, Prof. Dr. Joybrato Mukherjee, während seines in freier Rede gehaltenen Grußworts zum 100-jährigen Bestehen der Gießener Hochschulgesellschaft. (Foto: Rolf K. Wegst)

Grußwort der Oberbürgermeisterin der Stadt Gießen

*Sehr geehrter Herr Prof. Wissemann,
sehr geehrte Damen und Herren,*

100 Jahre Gießener Hochschulgesellschaft – das bedeutet auch: 100 Jahre gelebte Symbiose einer Universität mit ihrer Stadt. Für einen Beitrag für die von Ihnen herausgegebenen Universitätsblätter habe ich dazu ein wenig in den Archiven gewühlt und dabei Erstaunliches gefunden.

Ich möchte Ihnen, verehrtes Festpublikum, daraus gerne zitieren. Nichts ist so authentisch wie Quellen. Die Wirkung der Hochschulgesellschaft auf die Stadt und die Universität, auf diese enge Beziehung, die wir alle so schätzen, sie hat Geschichte. Faszinierend, wie gute Gedanken auch schlechte Zeiten überleben! Das wünsche ich mir auch für die Zukunft.

Unterbrochen nur durch die wissenschaftsfeindliche Ideologie der Nationalsozialisten hat sich nämlich diese Gemeinschaft, eine der ältesten in ganz Deutschland, in dieser langen und bewegten Zeit trotz vielfältiger Hindernisse stets bewährt.

Universität und Stadt sowie ihre gemeinsame Hochschulgesellschaft einte in diesen 100 Jahren zumindest eines: Die Überzeugung, dass man angesichts großer Probleme und Herausforderungen wirkungsvoll nur gemeinsam für die Stärkung der Hochschule und ihres Standorts, der Stadt, arbeiten kann. Nicht umsonst ist in der Präambel des gemeinsam von Hochschulen und Stadt getragenen heutigen Prozesses „Consilium Campusentwicklung Gießen“ (CCG) festgehalten: „Daher geht es also nicht nur um Planung, es geht auch darum, voneinander zu lernen, zu verhandeln und gemeinsam zu einer Lösung zu kommen.“ Einst wie jetzt.

Auch wenn sich heute weit mehr Institutionen und Gremien mit neu wachsenden Anforderungen an eine, am besten gemeinsame und abgestimmte, Wissenschafts- und Stadtentwicklung beschäftigen, bleibt die Analyse des Nutzens dieser Gemeinschaft, die der „Gie-



Oberbürgermeisterin Dietlind Grabe-Bolz
(Foto: JLU-Pressestelle/Rolf K. Wegst)

ßener Anzeiger“ anno 1918 in einem Bericht über die Gründung der Hochschulgesellschaft zusammenfasste, doch gleich:

„Die Bevölkerung der Stadt Gießen insbesondere hat ein doppeltes Interesse in der Förderung der Hochschulgesellschaft, indem die Existenz einer so großen Institution in der Stadt wichtig für sie ist, deren Veranstaltungen, Vorträge usw. anziehend wirken, wie ferner auch jede Stärkung der Universität einen Nutzen und Vorteil für die Stadt Gießen bedeutet.“

Die Analyse der Triebfedern und Motoren einer gemeinsamen Entwicklung von Stadt und Hochschule: Auch sie findet sich also schon vor 100 Jahren und ist der heutigen erstaunlich gleich. Sie kann uns bestätigen und helfen, den Blick zu fokussieren für die Wege, die in eine gemeinsame Zukunft führen.

Gießens damaliger Oberbürgermeister, mein politischer Ahne sozusagen, Dr. Karl Keller, der sich selbst persönlich stark engagiert hatte für die neue Gesellschaft, erklärte in seiner Ansprache zur Gründung im Februar 1918:

„Heute sind Wissenschaft und Leben innig im Bunde, gegenseitig gebend und empfangend, beide zum Ganzen strebend, die universitas litterarum wirkend und schaffend für die universitas populi. Wissenschaft und Leben: hier wie dort Arbeit, die zusammenführt und vereint, zum Segen der Gesamtheit. Wenn die Erkenntnis dessen, was die Wissenschaft dem praktischen Leben zu bieten vermag, in weiten Kreisen unseres Volkes lebendig ist, so wird nicht fehlen, dass der Wissenschaft warmherzige Freunde und tatkräftige Förderer erstehen auf allen Seiten.“

Man hätte Kellers Worte ohne Abstriche in unseren Bewerbungen um den Titel „Stadt der Wissenschaft“ verwenden können. Die Leistungen der Wissenschaft für das praktische Leben in Bildung, Wirtschaft, im Alltag erfahrbar machen und damit Unterstützung, Anerkennung und Förderung sowie Nachwuchs sichern – dies ist heute so aktuell wie damals.

Technik, Medizin, Naturwissenschaften: Wir brauchen Innovationen und Forschung, um unser Leben zu sichern und unsere Lebensgrundlagen zu erhalten. Aber auch die Geisteswissenschaften waren und sind gefragt, sich bei der Beantwortung der drängendsten Fragen der Zeit mit Diskussionsbeiträgen zu beteiligen:

Horizonte zu öffnen angesichts großer Verunsicherung und um sich greifender Desinformation oder gar bewusster Ignoranz von Fakten bei der Erschaffung von neuen fragwürdigen Weltbildern und Welterklärungsversuchen.

100 Jahre nach Gründung der Hochschulgesellschaft ist gerade die Anstrengung, rationale Diskurse auf allen Ebenen zu führen, eine neue Herausforderung, die Stadtgesellschaft wie Wissenschaft gemeinsam schultern muss. Ein stärkeres Bündnis als dieses kann es nicht geben.

Ohne allzu oberflächige historische Parallelen ziehen zu wollen, so scheint mir doch recht deutlich, dass bereits vor 100 Jahren bewusst und klar war, dass Gießens Wachstum und Fortschritt aufs engste mit Wachstum und Fortschritt der Universität verbunden ist. Die rasante bauliche Entwicklung der Universität der damaligen wie der heutigen Zeit gibt davon steinernes Zeugnis. Um noch einmal mit den Worten des damaligen Oberbürgermeisters Dr. Karl Keller zu sprechen:

„Gießen hat nicht nur eine Universität, es ist auch Universitätsstadt. So lebhaft in den letzten Jahrzehnten Handel und Industrie emporgeblüht sind und auch andere Erwerbsstände an Bedeutung innerhalb unserer Stadt gewonnen haben: Die Universität gibt ihr doch das Hauptgepräge und bleibt Stolz und Freude unserer Stadt für alle Zeit.“

Dies wird und muss uns weiterhin auf allen Ebenen gemeinsamer Ansporn sein. Es gibt noch viel zu tun; gemeinsam.

Ich danke den Trägern der Hochschulgesellschaft, dass sie uns auf diesem Weg aus Tradition und Überzeugung unterstützen.

Dietlind Grabe-Bolz

Grußwort des Vorstandsvorsitzenden der Gießener Hochschulgesellschaft

*Liebe Frau Dankert, liebe Frau Urbatsch, lieber Herr Ihle, lieber Herr Dittmann,
lieber Herr Pradella, verehrte Festgäste,*

*es ist der undankbare 4. Platz (um es optimistisch zu formulieren), der mir als Vorsitzender des
Vorstands der GHG im Grußwortreigen zukommt. Man könnte auch weniger optimistisch sagen,
es ist der **letzte** Platz, denn: Sie **sind** alle begrüßt worden, **alles** ist gesagt, was wichtig ist in ei-
ner Einleitung eines Festaktes, nur eben noch nicht von jedem.*

Dennoch will ich mich schlicht anschließen an die Worte, die zu Ihnen gerichtet wurden, denn sie
waren alle richtig und wertvoll. **Aber**, wenn Sie sich an eine Siegerehrung erinnern, so ist es der
Platz 4, der nicht auf der Treppe steht, sondern erdverbunden auf dem Boden, dem Boden der
Tatsachen. Und so ist es meine Aufgabe und es bleibt mir die Freude, Sie ganz praktisch hinzufüh-
ren zu unserem Thema des Festakts, das für so viele nach Puppenkiste und Schabernack klingt,
und von dem sich fast alle hier im Raum fragen, warum eine Professorin für Bibliotheks- und In-
formationswissenschaft mit dem Schwerpunkt Kinder- und Jugendliteratur die richtige Person ist
für einen Festvortrag zu 100 Jahren Gießener Hochschulgesellschaft.

Unter den Oldtimerfreunden der Marke Ford kreist die Geschichte vom Chauffeur eines Mo-
dells T, des ersten am Fließband gebauten Fahr-
zeugs, der 1916 vor einem Schrottplatz liegen
blieb und sich dort unversehens für 30 Cent ein
Stück Gartenschlauch, eine kaputte Fliegen-
klatsche, etwas Ofenrohr, Angelschnur und ei-
ne Handvoll Kleinteile organisierte. Damit
kehrte er zu seinem Auto zurück, das kurze Zeit
später wieder einwandfrei lief. Kaum war der
Kunde verschwunden, hängte der Inhaber das
Schild „Schrottplatz“ ab und ersetzte es durch
ein neues: Ford-Ersatzteile.

Was folgern wir daraus:

1. Wer einen Ford T fährt, ist eben Experte oder
Expertin und in der Lage, theoretisches Wis-
sen umzusetzen in die Praxis, oder wie es an
der JLU heißt: Translating knowledge, trans-
lating science.
2. Diese Translation von Expertenwissen in die
Praxis führt beim Empfänger zu einem Er-
kenntnisgewinn auf einer abstrakten Ebene.



Prof. Dr. Volker Wissemann

(Foto: JLU-Pressestelle/Rolf K. Wegst)

Es ist nicht notwendig zu wissen, was mit einem Stück Gartenschlauch, einer kaputten Fliegenklatsche, etwas Ofenrohr, Angelschnur und einer Handvoll Kleinteile wie repariert wurde. Entscheidend ist zu wissen, dass das, was man besitzt, mehr ist als ein Haufen Schrott, nämlich ein Rohstoff, der gewinnbringend eingesetzt werden kann, vom Schrottplatz zum Ersatzteilhändler, sozusagen zum Dienstleister, damit durch die bereit gestellte Hilfeleistung das große Ganze wieder neu funktioniert.

Aber: Entscheidend ist, dass beide Partner im Geschehen gebraucht werden, es ist der wechselseitige Nutzen, der den Mehrwert bringt. Ich werde mir jetzt nicht die Blöße geben, die Analogie auf die Frage zu übertragen, wer denn bei den beiden Partnern Stadt und Universität der Schrottplatz ist oder das schrottreife Auto, dies ist allerdings auch bei näherem Nachdenken unwichtig, denn am Ende profitieren beide aus dieser Situation, das Auto fährt weiter, und der Betrieb erhält ein Profil und eine Zukunft. Wichtig ist, dass genau so, wie Sie es, liebe Frau Grabe-Bolz in Ihrem Beitrag der aktuellen Gießener Hochschulblätter in Ihrem letzten Satz schreiben, dass es nur gemeinsam geht. „**Gemeinsam**“ ist das Wort, was die Arbeit der GHG kennzeichnet, beispielsweise im Bemühen, zusammen mit der JLU den Faculty Club zu ermöglichen, ein Ort, an dem Menschen miteinander in Kontakt treten können, unabhängig davon, ob Angehöriger oder Angehörige der JLU oder der Stadtgesellschaft, Studierende oder Professorin oder Professor, einzig verbunden durch die Mitgliedschaft in der GHG als Freund, Freundin und Fördernde der JLU. „**Gemeinsam**“ auch die Anstrengung, aus der Vielzahl an identitätsstiftenden Objekten universitären Lebens die Handschriften und Briefe des bedeutenden Naturforschers Karl-Ernst von Baer aus der Universitätsbibliothek für eine aufwendige Restaurierung auszuwählen, damit im Miteinander die Grundlagen entstehen, antragsfähig bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft für ein Digitalisierungsprojekt zu werden. „**Gemeinsam**“ nun die anstehende neue Aufgabe für die GHG, sich mit

einem breiten Spektrum von Angeboten als Kommunikationsplattform zu entwickeln, um zeitgemäß Ansprechpartnerin zu sein aus der Universität hinaus in Stadt und Wirtschaft, und umgekehrt. Es ist wiederum nicht meine Aufgabe, den Begriff des Gemeinsamen durch die Aktivitäten der GHG hindurch zu deklinieren, aber ein Aspekt des Gemeinsamen ist es, der kennzeichnend ist für unsere Arbeit, und den wir stärker herausarbeiten wollen zukünftig. Es ist der Aspekt der Vernetzung und des Austauschs zwischen Stadt und Universität. Nur gemeinsam kann gelingen, was der Einzelinstitution unüberbrückbar scheint, genauso **wie in Lummerland**. Sie alle kennen Lummerland und die meisten haben die Bücher Michael Endes vor Augen, oder aber die Marionetten der Augsburger Puppenkiste, oder den jüngst so erfolgreichen Kinofilm.

Aus meiner akademischen Sicht (und die darf als Botaniker ja glücklicherweise in Sachen Literatur, Kunst und Kultur vollkommen unsubstanziert sein), ist Lummerland der Prototyp genau der Gesellschaft, vor der eine überschaubar große Stadt wie Gießen mit Universität und Bildungsbürgertum steht. Es gibt die Bürgermeisterin, die genau wie König Alfons der Viertelvorzwölfte über ihre Untertanen wacht, immer bereit, Anregungen aus der Gesellschaft heraus zu empfangen und umzusetzen, aber umgeben von Rahmenbedingungen, die so leicht nicht immer zu ändern sind, auch wenn der Wille dazu da ist. Es gibt die bürgerliche Gesellschaft mit Arbeitenden und Bildungsbürgern und -bürgerinnen (Frau Waas, Lukas, Herr Ärmel). Und es gibt ein Migrationsproblem (Jim Knopf), der übers Meer an Land kommt, dort Asyl erhält und nun Platz beansprucht. Die Gesellschaft geht damit unterschiedlich um. Lukas und Frau Waas integrieren Jim, sorgen sich um Erziehung, Ausbildung und Vermittlung Lummerländischer Werte, und zwar als duales Bildungssystem mit praktischer Ausbildung bei Lukas und „Berufsschule“ mit Rechnen und Schreiben bei Frau Waas und Herrn Ärmel. Herr Ärmel, als guter Staatsbürger trägt gute Miene zum Spiel, da er den Beschluss der Landesregierung, Jim zu integrieren, loyal trägt bis hin zum Ertragen der Probleme, nämlich der Streiche

des kleinen Jim. Aber das Platzproblem! Die Flucht geht sozusagen weiter und erst durch die Informationen der Weisen in China und dem goldenen Drachen der Weisheit (sozusagen die Universität), gelingt es letzten Endes, die Probleme zu lösen durch Raum, Ausbildung, Interaktion und Respekt, auch wenn es für alle eine neue Situation ist. Dabei muss Jim nicht studieren, es ist sogar wichtiger eine gute Ausbildung zu haben als Lokomotivführer, zumal seine Frau Li Si studiert hat.

Sie sehen, nur gemeinsam kommen im Fall von Lummerland Stadt und Universität vom Fleck, Lummerland hätte ohne die Universität keinen Platz erhalten in Form einer neuen Insel, die Universität in Form ihrer Weisen hätte ohne die Praxis der Bürgerschaft von Lummerland kein

Wissen über Drachen erlangt. Und sofort ist Ihnen klar, warum, vor unserer Diskussionsrunde, die sich den vielfältigen Ebenen widmet, in denen sich Stadt und Universität innerhalb der GHG begegnen, eine Professorin für Bibliotheks- und Informationswissenschaft mit dem Schwerpunkt Kinder- und Jugendliteratur die richtige Person ist für einen Festvortrag zu 100 Jahren Gießener Hochschulgesellschaft.

Liebe Frau Professorin Dankert, wir freuen uns, dass Sie nach Gießen gekommen sind, um uns lummerländische Werte zu vermitteln.

Herzlichen Dank!

Volker Wissemann

Von Lummerland nach Gießen

Lieber Herr Wissemann, meine Damen und Herren,

das 100-jährige Bestehen einer Gesellschaft zur Förderung und Unterstützung von Wissenschaftseinrichtungen und zur Pflege der Beziehungen zwischen Wissenschaft und Praxis mit dem Blick in ein Kinderbuch zu feiern, ehrt Kinderbuch und Gießener Hochschulgesellschaft gleichermaßen.* Auch ich fühle mich geehrt, Sie durch die Welt des „Jim Knopf“ zu führen, um uns über die im Buch enthaltenen gesellschaftlichen Potentiale auf den Weg nach Gießen zu machen. Ich danke Ihnen für diese Gelegenheit und lade Sie ein, auf die Lokomotive Emma zu springen und mit Jim Knopf und Lukas, dem Lokomotivführer, loszufahren.

Kennen Sie dieses Porträt? Haben Sie sich den Autor von „Jim Knopf“ so vorgestellt? 1951 malte der surrealistische Maler Edgar Ende (1901–1965), der Vater von Michael Ende, das Bild seines 22-jährigen Sohnes. Dieses ebenso idealisierte wie hintergründige Jugendporträt nimmt ein Traummotiv auf. Der Sohn hält in der linken Hand eine Weltkugel mit der altgriechischen Inschrift „Gedenke meiner am Tage deiner Glorie“: ein hochgestimmtes Vater-Sohn-Verhältnis in biblischem Ton, der uns in den gesellschaftlichen Visionen des Jim Knopf auf ganz andere Weise wieder begegnen wird. Hier ist Michael Ende ein früh erkannter Götterjüngling. Und obwohl es jugendlichen Hochgefühlen entspricht, sind das die meisten Studierenden, die Ihnen als Wissenschaftler oder in der Gießener Hochschulgesellschaft begegnen – noch –, nicht. Jim Knopf war es auch nicht.

Wie Jim Knopf auf die Welt kam

Jim Knopf ist in 33. Generation der Nachfahre von Kaspar, dem dunkelhäutigen heiligen König, der dem Stern folgte, um Jesus Christus zu



Edgar Ende: Jugendporträt seines Sohnes Michael Ende. (Schwarzweiß; © IJB)

* Benutzte Literatur:

Ende, Michael: Die unendliche Geschichte. Stuttgart 2014.

Ende, Michael: Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer. Jim Knopf und die Wilde 13. Stuttgart 2004.

Dankert, Birgit: Michael Ende. Gefangen in Phantasien. Darmstadt 2016.

Abbildungen:

Dank an den Thienemann Verlag für die Bereitstellung der Illustrationen von F. J. Tripp/Mathias Weber.

finden. Von einem bedrohten Schiff aus wird das Baby in einem Binsenkörbchen ausgesetzt, um zu überleben. Eine Piratencrew, „Die wilde 13“, spezialisiert auf Kindesraub gegen Schnaps für den Drachen Frau Malzahn, fischt ihn auf und verschickt ihn in einem Paket in die Drachenstadt. – Schlepper, assoziieren wir sofort. – Er landet aber – wegen der unleserlichen Adresse (hier erspare ich uns die Analogie zur Flücht-



Frau Prof. Dankert vor ihrer Präsentation zum Thema: Jim Knopfs Ankunft. Man sieht eine Buchillustration, ein Bild der „Augsburger Puppenkiste“ und zwei Szenen aus dem gleichnamigen Film. (Foto: JLU-Pressestelle/Rolf K. Wegst)

lingspolitik) – ganz woanders. Das alles weiß der Leser jedoch noch nicht, als die Geschichte von Jim Knopf beginnt. Aber sowohl die Stadt als auch die akademische Gesellschaft Gießens tut gut daran, in jeder Studentin und jedem Studenten einen „Prinzen“, d. h. eine potentielle Begabung zu vermuten und zu stärken, an Stipendien-Vergabe und der Finanzierung auch studentischer Aktivitäten festzuhalten.

Das schwarzhäutige Findelkind trifft auf eine menschliche Gemeinschaft, die der Autor als ideale Gesellschaft konstituiert: der König; Alfons der Viertelvorzwölfte – absoluter Herrscher, verantwortungsvoll, aber liberal, die Frau; „Frau Waas“ – zuständig für Gefühl und körperliches Wohlbefinden, der korrekte Untertan; Herr Ärmel, beschäftigt mit sozialer Kontrolle, später mit dem Unterricht von Jim Knopf und Li Si, und natürlich Lukas, der Lokomotivführer; der Tätige, der nachdenkliche Praktiker, der potentielle Helfer und Beschützer. Die Gesellschaft besitzt eine Staatsform, nennen wir sie aufgeklärte Monarchie, verfügt über einen defi-

nierten Lebensraum: eine Insel mit zwei Bergen. Mit Eisenbahn-Netz, Postschiff und Lebensmittelgeschäft funktioniert die Infrastruktur. Es handelt sich um eine bürgerliche Gesellschaft, die auf Besitz, Fleiß, Ordnung und Nachhaltigkeit fixiert ist und der etwas Unvorhergesehenes ungewohnte Anstrengungen abverlangt. Soweit kennen wir uns – sicher auch in Gießen – aus. Personenkonstellation und soziale Kompetenzen werden ad hoc gebraucht, um dem schwarzen Findelkind eine Heimstatt zu bieten, und damit natürlich auch als Voraussetzung einer literarischen Handlung.

Die Funktionsträger, die sich hier über das Baby beugen, sind keine Familie im gebräuchlichen Sinne der Entstehungszeit des Buches Ende der fünfziger Jahre in West-Deutschland. Familien-Funktion übernehmen sie ausschließlich in ihrem Verhältnis zu dem Baby. Aber dieses Baby ist besonders als Familienmitglied problematisch und das sieht man den Gesichtern der Bewohner von Lummerland auch an. Es ist schwarz, ein „Neger“, wie Herr Ärmel definiert

– der Verlag hat keine Änderungen des Originalmanuskriptes vorgenommen –, und es dauert eine Weile, bis alle diese Tatsache im Sinne von Integration, das aber heißt in Lummerland durch Liebe und Zuneigung, verarbeiten und bewältigen ...

Für das München des Erscheinungsjahres 1960 von Jim Knopf fallen uns die Kinder der schwarzen US-Besatzungssoldaten ein. Auch heute in Gießen brauchen wir nach Beispielen nicht lange zu suchen. Fazit: es gibt immer und in jeder Gesellschaft die „schwarzen“ Findelkinder, denen man/frau eine Heimstatt bieten sollte. Wie funktioniert das in einer Universitätsstadt westlicher Demokratien? Sie feiern gerade ein gutes Beispiel von Gewaltenteilung und gemeinschaftlicher Aufgabe. Die Kombination der integrativen Kräfte, wie sie z.B. die satzungsgemäße Vertretung von Stadtoberhaupt und Universitätsleitung im Verwaltungsrat der Gießener Hochschulgesellschaft garantiert, kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Wo und wie Jim Knopf geschrieben wurde

Die Literaturfigur Jim Knopf ist ein vorpubertärer Junge, aber natürlich auch ein alter Ego des Autors. Als Michael Ende 1939 zehn Jahre alt war, wohnte er mit seinen Eltern in einer kleinen Atelierwohnung in München-Schwabing. Der Vater arbeitet als anerkannter, aber erfolgloser Maler, dem die Nazis das Malen unmöglich machten. Die Mutter finanziert durch Massage-Aufträge die Familie. Die schwierige Ehe der Eltern belastet das Kind. In seinem Bett „unter den Sternen“, also dem Dachfenster, träumt er sich fort. Neunzehn Jahre, eine Diktatur, ein Weltkrieg und ein Wirtschaftswunder später beginnt Michael Ende 1958 – er ist 29 Jahre alt – mit dem Manuskript von Jim Knopf. Auch eine Kindheit mit enger Bindung an die Mutter und ängstlichem Respekt vor dem Vater im Nationalsozialismus, Jugendjahre in Kinderlandverschickung, hektischer Lebenslust in den Nachkriegsjahren, intensive erotische Erfahrungen, eine Schauspielausbildung liegen hinter ihm.

Ich habe versucht, die Jahre 1939 (Ende ist zehn Jahre, er kommt ins Gymnasium) und 1958 (Ende beginnt mit der Niederschrift von Jim Knopf) in der Geschichte der Gießener Hochschulgesellschaft nachzuvollziehen. Das Resultat: die durch Wirtschaftskrisen geschwächte Hochschulgesellschaft litt unter der Wissenschaftsfeindlichkeit des Nationalsozialismus bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges und musste, maßgeblich von der Gesellschaft lange verbundenen Kräften, neu aufgebaut werden. Das Jahrhundert dieser Gesellschaft war so konfliktreich, dass ihre Kontinuität allein heute zu feiern wäre, aber doch auch die unglaublichen Anstrengungen, mit denen sie Gießen und die Hochschulen wiederaufgerichtet und optimiert haben.

Ende versucht sich als Dramaturg, träumt von einer Karriere als Theaterschriftsteller und Regisseur. Mittelpunkt eines großen Freundeskreises, aber ohne jede Aussicht auf künstlerischen Erfolg, verdient er sein Geld als Filmkritiker für den Bayerischen Rundfunk, übernimmt Aufträge für Kabarets und Kleinkunstabühnen. Vor einigen Jahren hat er sich in die Schauspielerin Ingeborg Hoffmann verliebt, neun Jahre älter als er, mit dem Ruf einer „femme fatale“. Immer noch wohnt er mit seiner Mutter zusammen. Die Bewunderung für Bertolt Brecht, seine Verbindung zur Anthroposophie werden brüchig. Er steckt in einer Sackgasse. Und dann schreibt er – in seiner Kammer der den ausgebombten Eltern von einem Maler-Kollegen des Vaters überlassenen Atelierwohnung in der Leopoldstraße – was er noch wenige Monate zuvor weit von sich gewiesen hätte: einen Kinderkosmos als Befreiungsschlag aus Ratlosigkeit, Ausweglosigkeit und Orientierungslosigkeit. Die gesellschaftlichen Potentiale, die Michael Ende in „Jim Knopf“ entwickelt, sind also nicht von dem strahlenden Götterjüngling des Jugendporträts, sondern – wie so viele Bücher der Weltliteratur und wissenschaftliche Karrieren – in einer schwankenden Lebenssituation entwickelt worden. Zukunftsvisionen, Forschungsprojekte sind nicht nur die Frucht luxuriöser Planungs-Voraussetzungen und Kamera-kompatibler Strahler-Frauen und -Männer. Der Ehrgeiz eines Fördervereins darf den Gesetzen der Substanz folgen.

Nach langem Suchen findet Michael Ende im Stuttgarter Familienunternehmen Thienemann-Verlag einen Geschäftspartner, der sein Gesamtwerk bis heute betreut. Das umfängliche Manuskript wird geteilt und in zwei Bänden 1960 und 1962 veröffentlicht. Schon der fulminante Erfolg des ersten Bands befreit Michael Ende von materiellen Sorgen. 25 gute, sehr gute Jahre liegen vor ihm. Er hatte sie sich anders erträumt. Aber das Paket, in dem Jim Knopf vom Postschiff geliefert wurde, ließ sich nicht mehr zuschnüren und wegschicken.

Was macht Jim Knopf zum Kinderkosmos?

Jim Knopf ist ein „Kinderkosmos“, das sagt sich so leicht dahin. Man bezeichnet damit Bücher, die welthaltig sind, eine umfassende Weltbeschreibung und -deutung mit Kindern zugänglicher Sprache und von ihnen akzeptierten Bildern und Erklärungsmustern bieten. Das geschieht ohne didaktische Absicht in einem künstlerischen Prozess. Michael Ende hasste absichtsvolles Schreiben, so wie Bastian Bux, sein alter Ego aus der „Unendlichen Geschichte“, dessen Credo der damals hoch im politischen Kurs stehenden sozial engagierten realistischen Beispielgeschichte der 68er ins Gesicht schlug:

„Er mochte keine Bücher, in denen ihm auf eine schlecht gelaunte und miesepetrige Art die ganz alltäglichen Begebenheiten aus dem ganz alltäglichen Leben ... erzählt wurden. ... Außerdem hasste er es, wenn er merkte, dass man ihn zu was kriegen wollte. Und in dieser Art von Büchern sollte man immer, mehr oder weniger deutlich, zu was gekriegt werden.“

(Ende, M.: Die unendliche Geschichte. Stuttgart 2014, S. 31.)



Frau Prof. Dankert während ihres Vortrags. (Foto: JLU-Pressestelle/Rolf K. Wegst)

Hier wird nichts anderes als die Freiheit der Kunst proklamiert, die der Freiheit der Wissenschaft ja so fern nicht steht. Auf der Jahrestagung der Historiker 2018 in Münster ist vor wenigen Tagen die Freiheit der Wissenschaft unter einer aktuellen Fragestellung diskutiert worden: soll Geschichtswissenschaft Maßstäbe für politisches Urteilen und Handeln bieten oder auf allgemeine Gesetze hinweisen, die Urteilen und Handeln ermöglichen? Michael Ende hätte sich für die zweite Möglichkeit entschieden.

Aus der Sicht der Gießener Hochschulgesellschaft könnte man statt von einem Kosmos auch von einem Laboratorium des Lebens sprechen. Was Michael Ende in diesem Laboratorium alles an Natur, Menschen, Tieren, Fabelwesen, Handlungsabläufen, Gesetzen und Werten platzierte, um Leben zu erwecken, müssen Sie lesen oder wieder lesen. Jeder Handlungsort funktioniert gleichzeitig als Wissenspool, Erkenntnisschub und Sinndeutung eines Großen und Ganzen. Einige Elemente werden hier angesprochen.

„Kinderbücher sollen in das Leben verliebt machen“, sagen die Psychologen – so wie Gesellschaften zur Förderung der Hochschulen in Wissenschaft und Bildung verliebt machen sollten – füge ich als Analogie hinzu. Eines fällt im Kinderkosmos des „Jim Knopf“ auf: Metaphysik und Transzendenz werden der fernöst-

lichen Weisheit überlassen. Jeglicher religiöser Bezug fehlt. Obwohl biblische Motive, Bilder, Sprachmelodien durchgängig auftreten, bleibt Lukas in Fragen des Glaubens neutral.

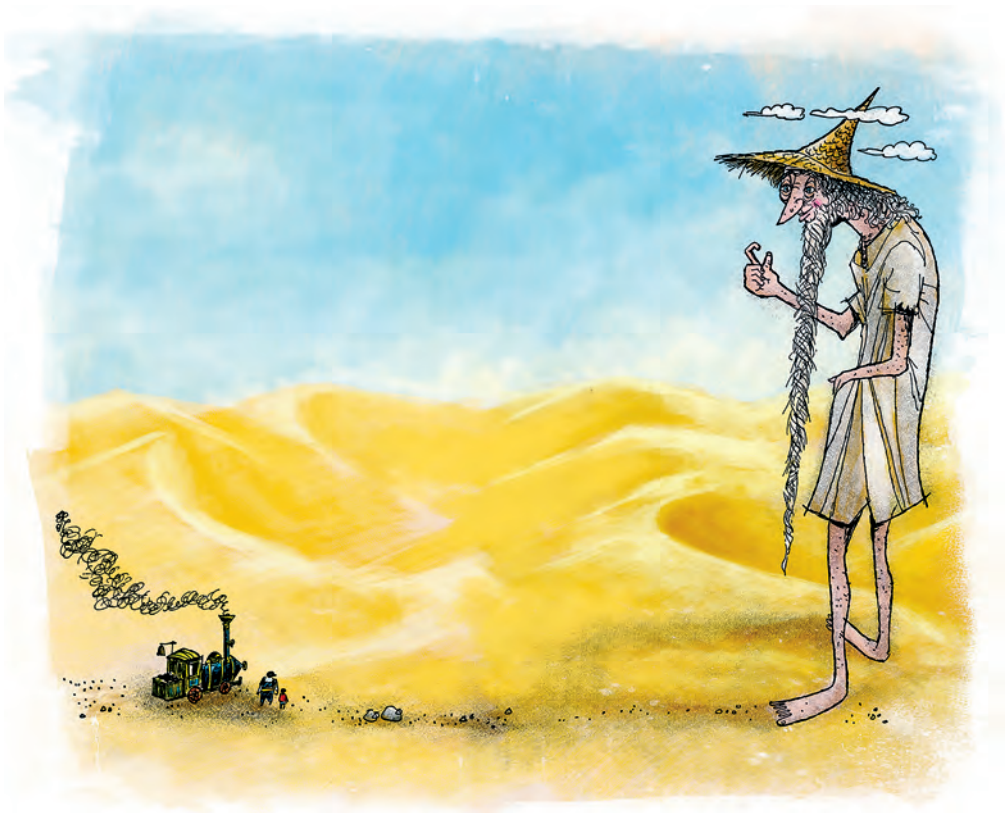
Naturwissenschaft

Einmal suchen Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer den Scheinriesen Tur Tur in der Wüste, die er stellenweise zur Oase kultiviert. Tur Tur muss damit leben, dass alle Angst vor ihm haben, weil sie – auf Grund schlechter Erfahrung – hinter seiner Größe, hinter seiner Autorität Machtmissbrauch befürchten. Darüber kann auch die akademische Welt und eine Hochschulgesellschaft nachdenken: sie kennen die falschen, die gefürchteten, die aufs rechte Maß gebrachten Autoritäten, von denen nur die dritte Variante als Leuchtturm, als

Wegweiser – eine Lieblingsfigur von Michael Ende – taugt.

Auf ihren abenteuerlichen Reisen mit der Lokomotive Emma machten die Freunde schon Bekanntschaft mit Himmel und Erde, Gebirgen und Meeren, dem Lauf von Sonne und Mond, dem Stand der Gestirne, mit Regenbogen, Meeresleuchten, Echo – kurz, den gesamten Forschungsbereichen einer Voll-Universität. Bei Tur Tur in der Wüste treffen sie auf die Luftspiegelung der Fata Morgana.

Bei scheinbar größter Sicherheit in Physik und anderen Naturwissenschaften spielt Ende mit diesen Naturerscheinungen. Sie alle sind auf eine Weise in die Handlung verwoben, die sie als fast alltägliche Erfahrung einem ganzheitlichen Prinzip gehorchen lässt. Die Fata Morgana gibt Ende gleichzeitig Gelegenheit, die stringente Handlungsführung des Abenteuer-



Der Scheinriese.

(© Illustration F.J. Tripp, koloriert von M. Weber, Thienemann Verlag)



Der Leuchtturm.

(© Illustration F.J. Tripp, koloriert von M. Weber, Thienemann Verlag)

romans mit surrealistischen Bildern zu unterbrechen:

„Jetzt erschien eine rote Windmühle, die auf dem Rücken von zwei Elefanten stand. ... In diesem Augenblick zog über den Himmel ein gewaltiges Segelschiff, aus dem ein Wasserfall herniederstürzte. (...) Vor ihnen hüpfte jetzt ein Riesenrad von einem Jahrmarkt in großen Sprüngen durch die Wüste, als ob es seine andere Hälfte suchte.“

(Ende, Michael: Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer, S. 120.)

Gleichzeitig wird der rote Faden der Geschichte für den jungen Leser etwas fester geknotet. Denn zu den Luftspiegelungen gehören auch die das Heimweh Jim Knopfs reflektierenden Bilder von Lummerland und die von der Gier nach Kenntnis seiner Herkunft hervorgerufenen Vorstellungen eines Piratenschiffes, auf dessen Segel eine 13 prangt.

Mit der 13 hat es eine besondere Bewandnis. Die Piratencrew, die nach dem Willen des Autors in jedermanns Bewusstsein als „Wilde 13“, aus dreizehn Personen besteht, zählt ab nach dem Muster „wir sind zwölf und haben einen Anführer, also sind wir dreizehn“. Michael Ende charakterisiert hier ein Kollektiv – mit rotem Stern des Führers – und militärische Riten. Da alle wie Klone – das ist eine aktuelle Zuschreibung – völlig gleich aussehen, fällt es leicht zu übersehen, dass der Anführer ja einer von ihnen ist und sie folglich nur 12 Piraten sind. Mit der „Wilden 13“, die nicht merkt, dass sie 12 sind, zeigt Ende das ebenfalls surrealistische Bild einer entindividualisierten Gruppe. Er gibt dem Leser auf den Weg: rechnet genau, lasst euch nicht täuschen – menschliche Unzulänglichkeit beeinflusst und verändert selbst objektive Tatbestände. Dieses Spiel – eben nicht nur von Mathematik und Logik – baute Ende nach der Teilung des Manuskriptes ein, auch weil es ihm die Möglichkeit gab, durch die Weissagung des geläuterten Drachen – ehemals Frau Malzahn, nun der goldene Drache der Weisheit – die früheren Menetekel der bösen Bande (13) aufzuheben und sie zu einer immer noch rauen, aber

dem guten Prinzip verpflichteten Gruppe (12) mutieren zu lassen.

Technik und die „Lust am Funktionieren“

Für den Literaturwissenschaftler Reinbert Tabbert ist die „Lust am Funktionieren“ die zentrale Attraktion des Buches. Und in der Tat gehört der manchmal komplizierte, gefährliche, risiko-, aber immer erfolgreiche Umgang mit der Technik zum wichtigsten Baustein des Kinderkosmos von Jim Knopf.

Lukas und seine geliebte Lokomotive Emma zeigen Jim Knopf, was Technik vermag, wie sie beherrschbar bleibt, welchen Anlass zur Freude sie bietet. Das Ziel der Technik im Team Emma, Lukas und Jim ist ausschließlich ein humanes Gelingen. Kalfatert – Ende berauscht sich und jeden Zuhörer am Klang dieses bildhaften Fachausdrucks – wird Emma zum Schiff, verkleidet zum Schrecken erregenden Drachen, mit magnetischer Kraft zum Flugobjekt und – auch einmal unbeobachtet gelassen –, bekommt sie ein kleines Lokomotivenkind.

Emma mutiert durch ständiges Verändern, Anpassen, Optimieren zum Katalysator menschlicher Beziehungen zu Lande, zu Wasser und in der Luft. Mit dem aus der Nomenklatur der Kinderliteratur entnommenen Phänomen des „beseelten“ Spielzeugs gelingt Michael Ende ein Bild humaner Technik, das auch noch bei Experimenten zur künstlichen Intelligenz Wegweiser sein kann.

Mit den umgeleiteten Kräften des großen Gummusch-Magneten verwandelt Lukas die Lokomotive zum schnell durch die Lüfte fliegenden Perpetumobil, das mühelos über die höchsten Berge zu lenken ist. Für diese Mechanik hat En-



Die Piraten: „Die Wilde 13“.

(© Illustration F.J. Tripp, koloriert von M. Weber, Thienemann Verlag)

de zusammen mit dem Illustrator Franz Josef Tripp eine Handreichung entwickelt, die wahrscheinlich jeden Ingenieur erbleichen lässt, aber seriöseste Glaubwürdigkeit ausstrahlt.

Lukas' Motto für diese Lust am Funktionieren lautet:

„Du siehst, wenn man nur weiß, wie's gemacht wird, dann schwimmt sogar eine Lokomotive wie eine Ente.“

(Ende, Michael: Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer, S. 33.)

Dieses Motto würde ich gerne dem Schatzmeister der Gießener Hochschulgesellschaft ans Herz legen.

Die technischen Fähigkeiten der beiden Betreuer und ihrer Freunde aus dem Lande Mandala und der Tiefsee besitzen gleichzeitig ihre eigene Poesie, wenn eine Herde von Seepferdchen die schwere Lokomotive Emma durch die Tiefsee zieht und Jim Knopf, Lukas und Tur Tur in dem – wiederum kalfaterten – Führerhäuschen aus Sauerstoffmangel halb ohnmächtig an versunkenen antiken Kulturmetropolen vorbei rauschen.
Über die bedrohte Tierart Seepferdchen heißt es:

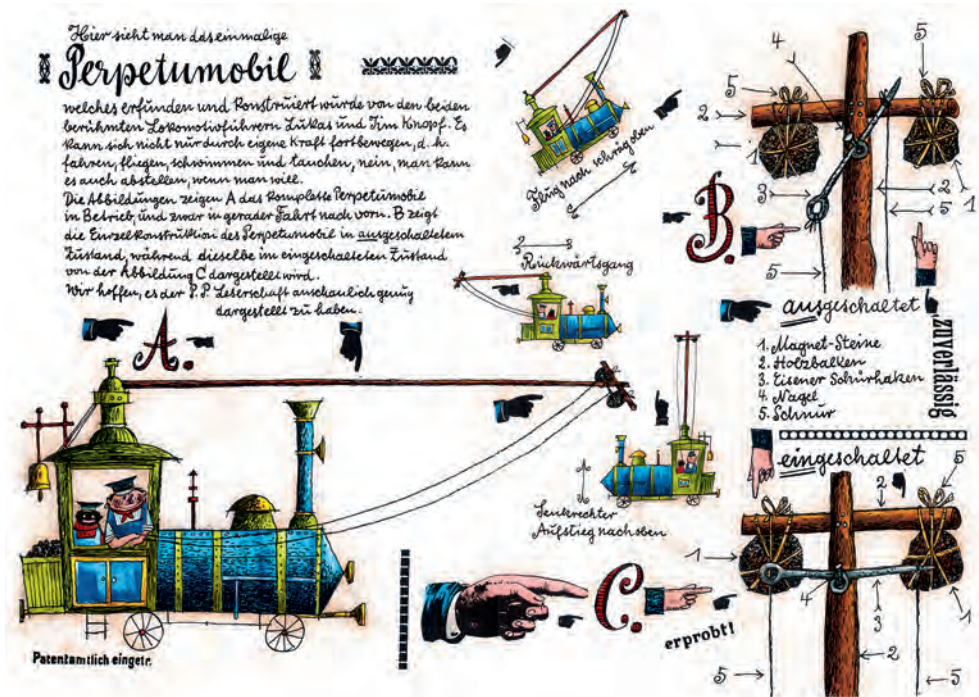
„Hinter ihr perlte und glitzerte und schäumte das Wasser von über tausend zierlichen Pferdekörperchen mit Ringelschwänzen. Wenn man ganz hinhörte, dann konnte man sie sogar silberhell wiehern hören. Jedes dieser Tierchen hatte ein winziges goldenes Zaumzeug an.“

(Ende, Michael: Jim Knopf und die Wilde 13, S. 397.)

Zur Lust am Funktionieren gehört darüber hinaus, dass jeder im Verlauf der Ereignisse eine Aufgabe erhält, bei der er seine individuellen Fähigkeiten einsetzen kann. Die Lokomotive ist eine technische Allround-Begabung, „eine sichere Bank“, egal, was kommt. Der von der Drachen-Gesellschaft ausgegrenzte Halbdrache bewacht den Mechanismus des Meeresleuchters. Der Scheinriesen Tur Tur wird zum von Ferne riesig wirkenden Leuchtturm. Die Wasserwesen befehligen Seekuh- und Seepferdchen-Flotten und die ultimative See-Tüchtigkeit der Wilden 13 rettet das versunkene Land, in dem Jim Knopfs Vorfahren ihr mildes Regiment des Friedens walten ließen.

Lesen, Schule, Wissen, Bildung

Michael Endes Schulwege in Schwabing kann man heute noch gehen. Er erlebte – wie in Gießen möglich – eine Bildungswelt der kurzen Wege. Sein immer konfliktreiches Verhältnis zur Institution Schule, zu Lehrern und jeder Form



Das Perpetumobil.

(© Illustration F.J. Tripp, koloriert von M. Weber, Thienemann Verlag)

formaler Bildung war von Beginn an desaströs, so als ob hier zwei unvereinbare Lebensprinzipien aufeinander stießen. Michael Endes oft artikulierte Angst und Abscheu vor der repressiven Pädagogik im Maximiliansgymnasium während des Zweiten Weltkrieges ist der autobiographische Hintergrund zur berühmten Schulszene in „Jim Knopf“. Auf der Suche nach der Prinzessin Li Si dringen Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer in das Domizil des Drachen Frau Malzahn ein:

„Vor ihnen lag ein großer Saal, in dem drei Reihen Schulbänke standen. An diesen Pulten saßen etwa zwanzig Kinder (...). Alle Kinder waren mit Eisenketten an die Schulbänke gefesselt, so daß sie sich zwar bewegen, aber nicht weglaufen konnten. An der hinteren Wand des Saales stand eine große steinerne Schultafel, und daneben erhob sich wie ein Kleiderschrank ein

riesiges Pult aus einem Felsblock. Dahinter saß ein ganz besonders scheußlicher Drache. (...) Es war klar: Dieser Drache konnte niemand anderer sein als Frau Malzahn. Die Kinder saßen alle sehr aufrecht da und wagten nicht, sich zu bewegen. Sie hatten ihre Hände vor sich auf die Pulte gelegt und blickten mit angstvollen, verstörten Augen auf den Drachen.
 „Das sieht ja aus wie eine Schule“, flüsterte Lukas Jim ins Ohr.
 „O jemine!“ hauchte Jim, der noch nie eine Schule gesehen hatte. „Is Schule immer so?““

(Ende, Michael: Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer, S. 163/164.)

Jim Knopf begegnet glücklicherweise auch ganz anderen Lehrern und Unterrichtsmethoden. Neben der Beherrschung von technischen Vorgängen ist die Kulturtechnik Lesen und



Die Unterwasserwelt.

(© Illustration F.J. Tripp, koloriert von M. Weber, Thienemann Verlag)

Schreiben hervorstechendes Lernziel. Jim Knopf kann Frau Waas keinen Abschiedsbrief und auch aus der Ferne nicht schreiben. Er ist auf die Hilfe der Vorleser angewiesen, entziffert keine niedergeschriebene Kenntnis, kann seine eigene Erfahrung nicht schriftlich konservieren. Von der „Wilden Dreizehn“ beherrscht jeder nur einen Buchstaben (ein Seitenhieb auf die Gefahren falsch interpretierten Teamworks), was ebenfalls zu Verwicklungen jeder Art führt. Jim Knopf legt sich auf seinen Abenteuerreisen ein trotziges Gefühl männlicher Praktiker-Überlegenheit zu und wehrt sich lange dagegen, Lesen und Schreiben zu lernen. Erst als Prinz von Jimbala lenkt er ein.

Sein eigentlicher Lehrer aber ist der Lokomotivführer Lukas. Michael Ende hat ihn aus guten Gründen nicht als Vaterfigur, auch nicht als „Vater neuer Art“ angelegt. Es herrscht auch kein, in der Kinder- und Jugendliteratur nicht seltenes, verstecktes homo-erotisches Verhältnis. Er ist der Freund, der Kumpel, überlegen durch Praxis, Wissen, Erfahrung, verbunden durch Empathie und das Verantwortungsgefühl des – wie er sehr wohl weiß – vorläufig Überlegenen. „Learning by doing“ heißt hier die Devise. Lukas ist ein idealer Berufsschul-Lehrer oder Fachhochschul-Professor!

Die mandalanische Prinzessin Li Si vertritt gemäß Herkunft die traditionelle akademische Bildung. Alle Studien attestieren Deutschland eine erschreckende Abhängigkeit zwischen Herkunft und Ausbildungslevel. Ich freue mich, heute Frau Urbasch vom Projekt Arbeiterkind kennenzulernen, das seit 2008 Studierende aus Familien ohne Erfahrung des akademischen Betriebs unterstützt.

Ende hat den Konflikt unterschiedlicher Bildungswege zum erotischen Twist weichgezeichnet. Gerade weil Jim Knopf bezaubert ist und imponieren will, irritiert ihn die Überlegenheit der Prinzessin. Sie begegnet ihm als die verlockende Könnlerin. Diese Konstellation kennen wir aus Johanna Spyris „Heidi“, wo der Geißenpeter nicht lesen lernen will. Das Ranking der Fähigkeiten – was ist wichtiger? akademisches Lernen oder praktische Überlebens-techniken? – wird schließlich zu einem kleinen Geschlechterkampf, der sich im gemeinsamen



Frau Malzahn.
 (© Illustration F.J. Tripp, koloriert von M. Weber, Thienemann Verlag)

Schulgang der verheirateten Herrscher von Jimbala auflöst. Das duale Bildungs-System, um das Deutschland international beneidet wird, greift auf sehr persönliche Weise, denn Li Si lernt auch, den Haushalt zu führen.

Herr Ärmel, der akademisch gebildete Untertan mit gesellschaftlichem Ehrgeiz, wird ihr Lehrer. Lukas der Lokomotivführer übergibt ihm eine Aufgabe, die immer fehlte. Er steht hier für den formalen Erziehungsprozess, ohne den verantwortungsvolle Aufgaben erfolgreich nicht wahrzunehmen sind.

Die geheimnisvollen Statements des mutierten weisen Drachen – Inkarnation der lebenslangen Faszination Michael Endes für fernöstliche Kunst und Kultur – bilden so etwas wie den philosophischen Überbau des Erziehungsplanes von Jim Knopf.

Genüsslich weit aus holt der Autor bei der Schilderung der 21 gelehrtesten Männer Mandalas, also Wissenschaftler der Exzellenz-Cluster, als sich Jim Knopf und Lukas auf den Weg in die Drachenstadt aufmachen. In wohlgesetzten Worten und Analysen kaschieren sie ihre

Ignoranz. Als der Experte für Drachen anhand einer Schautafel demonstriert, was er nicht weiß, bleibt dem Lokomotivführer nur noch die Flucht in lebenswürdige Ironie:

„Nun trat ein kleiner dicker Gelehrter mit abgeplattetem Hinterteil vor und erklärte: ‚Ich bin der kaiserliche Hofprofessor für Zoologie und weiß über alle Tiere der Welt genau Bescheid. Aber was die Gattung Drachen anbetrifft, muss ich leider zugeben, daß die Wissenschaft noch sehr im Dunkeln tappt.‘ (...) ‚Na‘, sagte Lukas und paffte belustigt, ‚wenn wir zurückkommen, dann können wir Ihnen genauer sagen, wie Drachen aussehen.‘“

(Ende, Michael: Jim Knopf und Lukas, der Lokomotivführer, S. 91/92.)

Bei dieser Stelle fielen mir die Dinosaurier im Botanischen Garten Gießens ein.

Neu-Lummerland, die Tiefsee und Jimbala

In einer Zeit, in der durch den Klimawandel der Meeresspiegel in beängstigender Weise steigt, viele Inseln verschwinden oder kleiner werden, merkt man auf, wenn im Jim-Knopf-Laboratorium Inseln, versunkene Städte und dem Meer entrissene Erdteile eine wichtige Rolle spielen.

China – denn so hieß das erste Reiseziel der beiden Helden des Buches ursprünglich – ist für Jim und Lukas wie für den Autor ein Land alter Weisheit, Kontinuität, Kultur und Schönheit. Was sie dort erleben, kann man als verfälschendes Klischee (und so ist es Michael Ende auch vorgeworfen worden), aber auch als den Zauber ei-

ner respektvoll betrachteten fremden Kultur werten.

1983 änderte Michael Ende aus politischen Gründen China in Mandala, ein anonymes Märchenland. Die erwähnte Kritik hatte ihn getroffen und die Vorkommnisse in „Rotchina“ wollte er nicht durch einen nostalgischen Rückblick unterstützen. Der Zauber des Fremden, des Anderen blieb jedoch in dieser neutralisierten Form erhalten. Fremde Welten waren 1958 immer auch Sehnsuchtsorte und Alternativ-Entwürfe der jüngsten geschichtlichen und Alltags-Erfahrungen in Deutschland.

Das Fremde in einer Universität und Universitätsstadt besitzt seine eigene Bedeutung, die sich als Forschungsprojekt und Lebensalltag unterscheiden und aneinander reiben kann. Hier zu vermitteln, erscheint mir ebenfalls eine wichtige Aufgabe Ihrer Hochschulgesellschaft zu sein.

Ähnlich verhält es sich mit den „neuen Welten“. Auch dazu existierten im Kopf des Verfassers Er-



Lukas der Lokomotivführer.

(© Illustration F.J. Tripp, koloriert von M. Weber, Thienemann Verlag)



Die Verlobung von Jim Knopf und Li Si.
 © Illustration F.J. Tripp, koloriert von M. Weber,
 Thienemann Verlag)

innerungen an die noch nicht lange zurückliegende Ideologie der kriegerischen Eroberung neuen Lebensraumes. Und so sind die neuen Welten des Jim Knopf „Neu-Lummerland“ und „Jimbala“ auch eine Reflexion, ein gesellschaftlicher Gegenentwurf zur jüngsten Vergangenheit. Ich denke mir, dass die meisten Zukunftsprojekte, die die Gießener Hochschulgesellschaft unterstützt, Reflexionen auf jüngere Erfahrungen darstellen. Junge Studierende und Wissenschaftler sehen den Tatbestand Reflexion von früher oder gestern auf übermorgen gemäß ihrem Lebensgefühl nicht gerne. Aber hier zeigt sich eine Schnittstelle, wo die nicht zu irritierende Erfahrung und Tradition einer Fördergesellschaft der Wissenschaft zur unterstützenden Tugend werden kann.

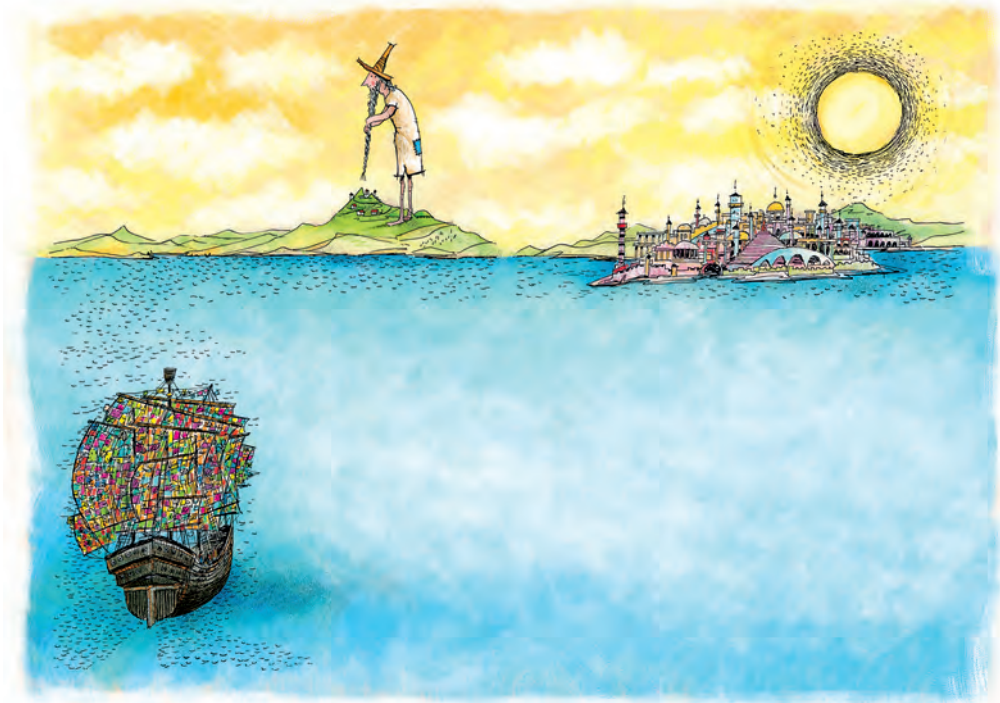
Lukas und Jim verlassen auf der Lokomotive Emma Lummerland, weil mit dem heranwachsenden Jungen nach Meinung des Königs Raum auf der kleinen „Insel mit zwei Bergen“ ge-

braucht wird. Emma mit ihrem platz greifenden Schienennetz soll abgeschafft werden – aber nicht ohne Lukas und Jim, die wollen voneinander nicht lassen! Da liegen kommunale Planungsprioritäten gründlich schief. Denn nun fehlen ein Junger und ein Alter, die Infrastruktur liegt lahm, das Leben verliert an Qualität. Damit sie nach Hause zurückkehren können, transportieren Jim und Lukas „Neu-Lummerland“, eine kleine unbewohnte Insel – ein Geschenk des mandalanischen Kaisers für die Rettung seiner Tochter – und vertäuen sie auf eine Weise neben Lummerland, die Ihnen Herr Wissemann als Botaniker sicher gefallen hat, nämlich mit Wurzeln von Pflanzen aus den Heimatländern der Kinder, die Jim und Lukas gerettet haben. Diese neue Insel ist natürlich nichts anderes als ein Abbild der Selbstversicherung und Identitätsfindung.

Bei Jimbala verhält es sich etwas anders. Es ist das Land der Vorfahren von Jim Knopf, versunken wie Atlantis und vom bösen Prinzip, dem „Land, das nicht sein darf“, unter Wasser gehalten. Mit dem Wieder-Auftauchen des Landes, seiner Kultur und seines Luxus – ein Sehnsuchtsziel im bundesrepublikanischen Wirtschaftswunder einer jungen Demokratie – be-



Die Gelehrten.
 © Illustration F.J. Tripp, koloriert von M. Weber,
 Thienemann Verlag)



Neue Welten.

(© Illustration F.J. Tripp, koloriert von M. Weber, Thienemann Verlag)

kommen Jim Knopf und seine Braut Li Si aber nicht nur ein Königreich, sondern auch Verantwortung – sie gehen zur Schule!

Auch hier die ebenso aktuelle wie überzeitliche Botschaft an Wissenschaft und Hochschulgemeinschaft: neue Welten muss man – auch um seiner selbst willen – als neues Wissen und neue Lebensmöglichkeit erobern, aber sie gehören einem nicht, mögen sie nun DDR, Weltraum oder Nanotechnologie heißen.

Das sanfte Gesetz

Nach welchen Gesetzen agiert der Kosmos des Jim Knopf? Wie fasst Michael Ende all die Personen, Geschehnisse, Positionen zusammen? Motive wie „das fremde Kind“, der anhaltende Weg „nach Hause“ und die Synästhesie in seinen Bildern lässt Ende vornehmlich als Romantiker erscheinen. Aber das Lebenslaboratorium Jim Knopf, seine vorpubertäre Welt, Michael Endes Gestimmtheit bei der Niederschrift sind

in keinem Sinne romantisch. Sie folgen vielmehr dem „sanften Gesetz“ Adalbert Stifters: der Parallelität von Naturgesetz und Sittengesetz und der Nachhaltigkeit des Tuns, die Schönheit und soziale Haltung zumindest zu verbinden versucht.

Gerne möchte ich Ihnen dazu ein Beispiel geben. Es spricht von Theorie und Praxis, Generationenverträgen, Verantwortung, Zärtlichkeit und der Sublimierung von Alltag in Kunst. Vertrauensvolle Zuversicht, die wir alle so nötig brauchen, ist das Ergebnis.

Der zweite Band „Jim Knopf und die Wilde 13“ wurde in Endes Wohnung in der Schwabinger Siegfriedstraße zum Druck vorbereitet. Ingeborg Hoffmann mit Familie wohnte ein paar Häuser weiter. Beide Wohnungen liegen ganz dicht bei den Kinos, die Ende für seine Rezensionenarbeit jeden Abend besuchte. Er machte gewohnheitsmäßig mit Arbeit, Feiern und Kunstdiskursen die Nacht zum Tag. Wie gut ihm das gelang, erzählte mir der Jazztrompeter, Kompo-

nist und Opernsänger Johannes Faber, dessen Eltern mit Michael Endes Eltern befreundet waren.

Als kleiner Junge – es muss vor 1962 gewesen sein – besuchte er Michael Ende eine Zeit lang jeden Tag so gegen 17.00 Uhr „zum Frühstück“. Ende erzählte ihm spannende Geschichten. Er war für Johannes Faber eine Märchengestalt.

Die vielen Pfeifen in Michael Endes Zimmer faszinierten ihn. Denn der Junge rauchte in einer kleinen Pfeife heimlich Tee aus dem elterlichen Haushalt. Ende nahm das hin, machte ihm aber klar, dass jedes Rauchen, besonders des nicht geeigneten Tees für ihn gesundheitsschädlich und gefährlich sei. Zur Demonstration des „richtigen“ erwachsenen Pfeife-Rauchens ließ Ende ihn einen Zug an seiner Tabak-Pfeife nehmen. Ein Erlebnis, das Faber nie vergessen und lange Zeit als gemeinsames Geheimnis der zwei Freunde bewahrt hat.

Zu Beginn des zweiten Bands von „Jim Knopf“ ist die Szene nachzulesen:

„Als kein Krümelchen [vom Gugelhupf der Frau Waas; die Verf.] mehr übrig war, lehnte Lukas sich in seinem Sessel zurück und stopfte seine Pfeife. Auch Jim holte seine Tabakspfeife, die ihm damals die kleine Prinzessin zur Verlobung geschenkt hatte. Aber er rauchte nicht richtig. Lukas hatte ihm davon abgeraten und ihm erklärt, daß man nicht mehr weiterwächst, wenn man damit anfängt. Bei Erwachsenen macht das ja nichts, weil sie schon groß genug sind, aber Jim war bis jetzt noch immer ein halber Untertan, und das wollte er natürlich nicht für alle Zeiten bleiben.

Draußen senkte sich schon die Abenddämmerung hernieder, und der Regen ließ ein wenig nach. In der Küche [Schwabing, Lummerland, Gießen; die Verf.] war es warm und gemütlich.“

(Ende, Michael: Jim Knopf und die Wilde 13, S. 9).

Phantasie und Politik

Das sanfte Gesetz der gesellschaftlichen Potentiale im Lebenslaboratorium Jim Knopf sollte

nicht zu der Meinung verführen, dass sein Autor ein „Softie“ war. Er hatte Armut, Diktatur, den Zweiten Weltkrieg, harte Nachkriegsjahre, anhaltend erfolglose Berufsjahre erlebt und war in einen schweren Existenzkampf geraten. Das sanfte Gesetz des Michael Ende ist auch nicht dem Umstand geschuldet, dass es sich an Kinder richtete. Denn Bedeutungshierarchien nach Lebensaltern aufzustellen war ihm fremd. Die Visionen des Jim Knopf sind ein durch Humanität erkämpftes Abstraktum, dem die Leser, wie z.B. die Mitglieder der Gießener Hochschulgesellschaft, eigene Realitäten zuordnen können. Sie (die Visionen) entspringen seiner Phantasie und das heißt bei diesem Schriftsteller seiner Fähigkeit, in Bildern, besser in Szenen zu denken. Jedes seiner Buchkapitel ist szenisch aufgebaut – so hatte der Theater-Besessene es früh verinnerlicht. Und so wird es inzwischen ja vielen politischen und wissenschaftlichen Planern empfohlen.

Nach der Veröffentlichung der „Unendlichen Geschichte“ auf dem Höhepunkt seines Erfolges deklarierte Michael Ende die Phantasie als kreative Macht und Gegenkraft zum Primat der Rationalität. Fernab von literarischen Schubladen, bedeutete für Michael Ende Phantasie die Fähigkeit zur Imagination, wie im angelsächsischen Sprachgebrauch: Phantasie = imagination. Momos Kampf gegen die Zigarre rauchenden grauen Männer von der Zeitsparkasse – diese dramaturgische Konstellation hält den Dualismus zweier Prinzipien fest. Auf diesem Weg gelang es ihm, zum Gesprächspartner von Politikern wie Erhard Eppler und Wissenschaftlern wie Werner Onken zu werden, mit Josef Beuys kulturtheoretische Dialoge zu führen und im japanischen Fernsehen eine Sendereihe naturphilosophischer Themen zu gestalten.

Hier war etwas Unerhörtes passiert: ausgehend von einem phantasievoll gestalteten ersten Kinderbuch des dem Theater verpflichteten Künstlers wurde das Prinzip seiner Entstehung wichtiger als der Plot, der Inhalt. Es war die Zeit der 68er, Michael Ende stand als vermeintliche Inkarnation des Eskapismus phantastischer Kinder- und Jugendliteratur in der Kritik. Aber den Zeitgeist gleichzeitig bedienend und übersprin-

gend, war es nun gerade Michael Ende, der einen kurze Zeit für möglich erscheinenden Schulterchluss zwischen Politik und Kinderliteratur herstellte. Nur diese Fähigkeit macht es ja überhaupt möglich, dass wir uns heute sein erstes Kinderbuch mit Staunen über seine Allgemeingültigkeit noch immer anschauen können. Und eine andere Legitimität, hier zu sprechen, besitze ich ja gar nicht.

Michael Ende hat übrigens für diesen in der deutschen Literaturgeschichte singulären Drahtseilakt zwischen den unterschiedlichen Erwartungen an einen Kinderbuch-Autor, an einen Theatermann, an einen Theoretiker der Ästhetik und einen Phantasie-gelenkten Politik-Berater einen hohen persönlichen Preis bezahlt. Er fand noch im größten Erfolg keine innere Sicherheit.

Die befreiende Niederschrift des Jim Knopf war gleichwohl ein Prozess der Selbstheilung und stimmt optimistisch. Es gelang ihm individuelle Befindlichkeit und ein gesellschaftliches Programm mit der wuchtigen Kraft seiner Imagination und mit großer Formkunst zu

verbinden. Die Fähigkeit dieser Symbiose wünsche ich der Gießener Hochschulgesellschaft für die nächsten 100 Jahre und gratuliere herzlich.

Birgit Dankert



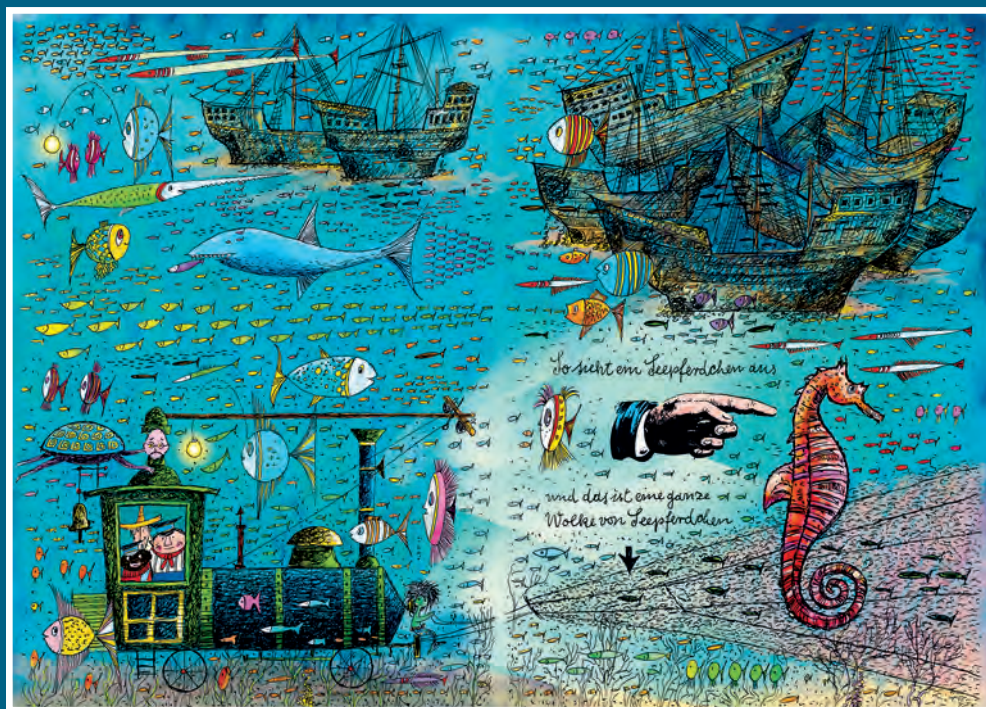
Ende.

(© Illustration F.J. Tripp, koloriert von M. Weber, Thienemann Verlag)



Diskussionsrunde zum Abschluss des Festaktes zum Thema: „Aber eine Universität ist ein lebendiger Organismus, der stetig weiter wachsen, den Forderungen der Zeit sich anpassen muss.“ – Universität und Universitätsstadt Gießen 2018plus. – Teilnehmende (von links): Prof. em. Birgit Dankert (Bibliotheks- und Informationswissenschaft an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften [HAW], Hamburg), Prof. Dr. Andreas Dittmann (Gießen, Institut für Geographie, Professor für Anthropogeographie und Geographische Entwicklungsforschung), Klaus Pradella (Moderation, hr Gießen), Katja Urbatsch (Berlin, Geschäftsführerin ArbeiterKind.de), Jens Ihle (Gießen, Geschäftsführer Regionalmanagement Mittelhessen). – Musikbegleitung durch die Jazz-Gruppe LadyBirds aus Frankfurt. (Foto: JLU-Pressestelle/Rolf K. Wegst)

**Benefizkonzert zum Abschluss des Jubiläumsjahres
am 20. Februar 2019**





Verstehen ist einfach.



www.sparkasse-giessen.de

Wenn man einen
Finanzpartner hat, der die
Region, die Menschen und
ihre Bedürfnisse kennt.

Sprechen Sie mit uns.

 Sparkasse
Gießen

Olla podrida - ungelöst

Jubiläums- und Benefizkonzert zum Abschluss des Jubiläumjahres



GIESSENER
Hochschulgesellschaft



*100 Jahre GHG...ich war
dabei!*



Olla podrida - ungelöst

Begrüßung: Prof. Dr. Volker Wissemann, Vorstandsvorsitzender der GHG

Aaron Copland (1900-1990): Fanfare for the common man (1942)

Leitung: Martin Gärtner

Julian Teufel, Felix ter Jung (Trompeten), Anna Michel, Lea Rauber (Klar., A-Sax),
Simon Schepp (Horn), Linus Ansky (T-Sax), Florian Walther, Simone Imhäuser
(Posaunen), Thomas Wegner, Marek Steinbach, Christoph Schopp (Perkussion)

☼ Die Krise von Universität und Gesellschaft ☼

Aytle Wiggemeij (*1966): Guttingbrooks – Niedergang einer deutschen
Universität

Einleitung – Brief vom Dezember 1938 – Brief vom April 2004

Hanns Eisler (1898-1962): Auf der Flucht – Spruch – Ihr, die ihr auftauchen
werdet

Lisa Ebertz, Sopran; Simon Schäfer, Klavier

☼ Schablonenmenschen ☼

Mauricio Kagel (1931-2008): Aus 10 Märschen, um den Sieg zu verfehlen
(1979)

Marsch Nr.1



Leitung: Martin Gärtner

Julian Teufel, Felix ter Jung (Trompeten), Anna Michel, Lea Rauber (Klar., A-Sax), Simon Schepp (Horn), Linus Ansky (T-Sax), Florian Walther, Simone Imhäuser (Posaunen), Thomas Wegner, Marek Steinbach, Christoph Schopp (Perkussion)

Carl Vogt (1817-1895): Erinnerungen aus meinem Leben (1896)

Daraus: Kritik am Bildungssystem

Mauricio Kagel (1931-2008): Aus 10 Märschen, um den Sieg zu verfehlen (1979)

Marsch Nr. 3 und Marsch Nr.7 (Soloklarinette Lea Rauber, Anna Michel)

☀ Die Liebeserklärung ☀

Hermann Heimpel (1901-1988): Liebeserklärung an die deutsche Universität

Aus einem Festvortrag 1965 in Regensburg

Leonard Bernstein (1918-1990): Symphonische Tänze aus „West Side Story“ (1960)

Prologue – Scherzo – Somewhere – Mambo

(Arrangiert für 2 Klaviere und Schlagzeug)

Klavier: Carolin Ratz und Kira Claudi, Perkussion: Thomas Wegner, Marek Steinbach, Christoph Schopp, Berthold Möller
Einstudierung: A. Schmid-Haase/Berthold Möller

☀ Pause (30min) ☀



☀ Die Hoffnung ☀

Jürgen Habermas (*1929): Aus: Vom sozialen Wandel akademischer Bildung (1963)

Manic Depression (Jimi Hendrix)
Inner City Blues (Marvin Gaye, James Nyx Jr.)

Maximilian Krause (Gesang *Manic Depression*), Carmen Nega und Johannes Quiring (Gesang *Inner City Blues*), Nico Grebe (Trompete), Nico Reh (Posaune), Pascal Fritsch (Altsaxophon), Felix Waltinger (Baritonsaxophon), Stefan Nitschke und Ralf von Appen (Gitarren), Dirk Menger (Keyboards), Markus Frei-Hauenschild (Bass), Berthold Möller (Schlagzeug)

☀ Sprachlosigkeit und Versöhnung ☀

František Kolář (*1966): Charles Darwins Antrag auf Sachbeihilfe

Vorwort – Ablehnungsbescheid vom 12.6.1838 – Gutachten 1 – Gutachten 2

+ Stimmprovisation Leitung: Anselm Richter

Linus Ansky, Katrin Botthoff, Finn Leon Cam, Lisa Ebertz, Lena Hackländer, Jana Ibold, Annabelle Jung, Anne Wrosch

+ Ableton-Seminar Leitung: Hannes Kühn

Kristine Mamberger, Clara Oertelt, Merle Rupprecht, Philipp Schneider, Melanie Stolz, Max Strohmam, Daniel Vera Gomes, Paul Viala, Frederik Weiser

Organisation und Gesamtleitung:

Prof. Volker Wissemann /Angelika Schmid-Haase



Wie hoch ist Ihr Stresslevel?

Zu viel Stress kann auf Dauer krank machen. Aber wir können gegensteuern, indem wir die Auslöser erkennen und beseitigen. Dazu müssen wir uns selbst und unsere Situation ganz ehrlich einschätzen.

Gleich hier testen ...

1. Ich habe keinen erholsamen Schlaf. Ich habe Probleme beim Einschlafen und werde häufig wach.
 nie selten häufig
2. Ich habe körperliche Symptome, wie z.B. Kopf-, Nacken- und Rückenschmerzen, Magenschmerzen, Verdauungsstörungen und Schweißausbrüche.
 nie selten häufig
3. Ich leide an Konzentrationsschwäche, meine Leistungsfähigkeit und Belastbarkeit sind eingeschränkt.
 nie selten häufig
4. Ich habe Schwierigkeiten abzuschalten, fühle mich unruhig und kann nicht still sitzen.
 nie selten häufig
5. Ich habe meine Emotionen nicht unter Kontrolle. Ich rege mich leicht auf.
 nie selten häufig

Auswertung

Überwiegend angekreuzt: nie selten häufig

- Sie haben selten Stress. Es besteht grundlegend kein Handlungsbedarf. Genießen Sie Ihr Leben. Verspüren Sie jedoch Symptome, die innerhalb dieses Tests nicht berücksichtigt wurden, sollten Sie diese nicht ignorieren.
- Ihr Stresslevel ist erhöht. Sie kommen gelegentlich in Stressphasen – mit denen Sie jedoch gut umgehen. Beobachten Sie, ob die Stressphasen zunehmen.
- Ihr Stresslevel ist hoch. Diese Situation kann Ihre Leistungs- bzw. Konzentrationsfähigkeit einschränken. Unsicherheit kann auftreten.

Wer sich bei oder wiederfindet, sollte für Entspannung sorgen und kann die entspannende Kraft der Passionsblume nutzen. Enthalten ist der hochwirksame Extrakt der Passiflora incarnata zum Beispiel in Pascoflair® von Pascoe Naturmedizin.

Pascoe
Naturmedizin seit 1895

Anzeige



Pascoflair® Ihre Ruheinsel aus der Natur

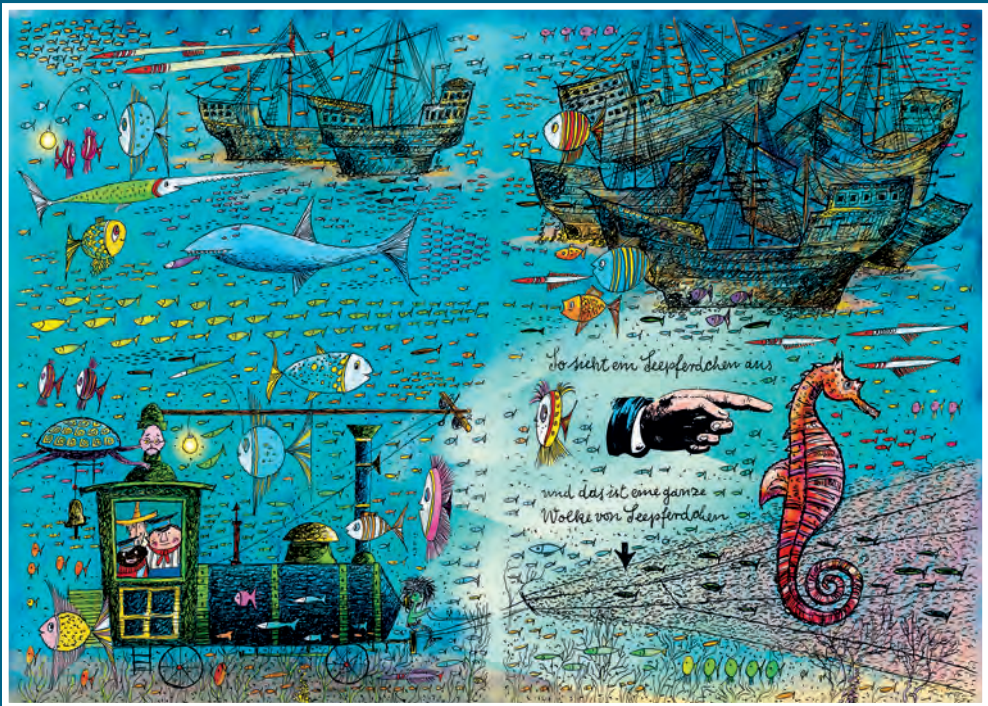
- entspannt bei Stress
- Leistungs- und Konzentrationsfähigkeit bleiben erhalten
- unübertroffen: 425 mg Passionsblume pro Tablette¹
- ist ausgezeichnet verträglich



¹ in Bezug auf die Passionsblumenextrakt-Menge pro Tablette (IH-Galaxy)

Pascoflair®. Wirkstoff: Passionsblumenkraut-Trockenextrakt Bei nervösen Unruhezuständen. Enthält Sucrose und Glucose. Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker. www.pascoe.de

III. Themen und Thesen





Michael Hüther

Überdross an der Wissenschaft?! Anmerkungen zur Wechselbeziehung zwischen Universität und Gesellschaft

Vortrag anlässlich des Akademischen Festaktes
der Justus-Liebig-Universität Gießen am 30. November 2018

„Das größte Rätsel des ausgehenden Jahrhunderts ist und wird vielleicht bleiben der wachsende Überdross an der Wissenschaft.“¹

Sehr geehrter Herr Universitätspräsident,
sehr geehrte Frau Oberbürgermeisterin,
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Sehr geehrte Preisträgerinnen und Preisträger!

Die bedeutungsschwere Formulierung „Überdross an der Wissenschaft“ mag Ihnen unpassend vorkommen, jedenfalls am höchsten Feiertag der Universität, der der Würdigung wissenschaftlicher Exzellenz gilt, und als Einstieg in die Festrede. Das Zitat ist indes von gut beleumundeter Herkunft, es stammt vom Philosophen Hans Blumenberg, der von 1960 bis 1965 hier in Gießen seinen ersten Lehrstuhl innehatte. Auf seinen Spuren möchte ich beginnen.

Dilemmata der Wissenschaft

Blumenberg macht uns, ganz unabhängig von der zeitbezogenen Motivation und Bedingtheit seiner Aussage, auf Dilemmata aufmerksam, die sich für die Wissenschaft durch ihre Verknüpfung grundsätzlich als prägend erweisen. Es sind Dilemmata, die seitdem nicht an Bedeutung verloren, sondern gerade in dem letzten Jahrzehnt an Bedeutung gewonnen haben. Dazu tragen auf der einen Seite gesellschaftliche Verwerfungen, politische und ökonomische Krisen bei und auf der anderen Seite neue normative Funktionszuschreibungen für die Universität im Sinne der „transformativen Wissenschaft“. All dies richtet den Blick erneut und dringlich auf die Wechselbeziehung von Universität und Gesellschaft,² auf die Frage, was die Universität der Gesellschaft geben kann, und was diese von ihr verlangt bzw. verlangen kann. Darum soll es

im Weiteren im Kern gehen. Beginnen wir mit den Dilemmata.

(1) Da ist erstens das Dilemma des absoluten Wahrheitsanspruchs der Wissenschaft bei nur unvollkommener Erfüllbarkeit. *„Wahrheit als Ziel höchsten Ranges, als absolutes und in unserer Tradition letztinstanzlich mit der Gottheit identisches Gut“* – so Blumenberg – *„ist als Argument tot. ... Einsame Redner in abgelegenen akademischen Festakten sagen es verschüchtert noch zuweilen, die Wissenschaft habe sich der Wahrheit verschworen“*.³ Eigentlich selbstverständlich – und doch: Statt es in abgelegenen Festakten zu hören, lesen wir es aktuell in den Lebenserinnerungen eines bekannten Ökonomen. Für ihn sei es nicht nur um *„einen aufregenden Kampf um die wissenschaftlich fundierte Wahrheit“* gegangen, vielmehr *„galt es dann, als er die Wahrheit gefunden hatte, ...“*

die Deutungshoheit zu behalten“.⁴ Dagegen würde es Blumenberg, dem ich mich anschließe, halten wie das Bundesverfassungsgericht, das mit einem Humboldt-Zitat Wahrheit als „etwas noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes“ versteht.⁵ Die Vorläufigkeit allen Wissens verlangt Demut gegenüber dem Streben nach der Wahrheit, das mit der Erzeugung des Zweifels seinem Anspruch genügt.

(2) Da ist zweitens das Dilemma, das sich aus der Unbestimmtheit wissenschaftlichen Bemühens für den Betrachter ergibt. Denn die Dringlichkeit weiterer Forschung resultiert angesichts ihres erreichten Standes augenscheinlich immer weniger aus evidentem Problemlösungsbedarf. Der Sinn wissenschaftlichen Bemühens selbst bedarf der Reflexion. Am deutlichsten wird das derzeit beim Thema „Künstliche Intelligenz“, wo die Sorge besteht, dass wir uns letztlich dem Computer und seinem Algorithmus unterwerfen. Der Philosoph Markus Gabriel hat in seinem jüngsten Buch nicht nur überzeugend diese Sorge als Irrtum identifiziert, sondern den steigenden Bedarf geisteswissenschaftlicher Forschung und Aufklärung als Antwort benannt.⁶ Die Befähigung zum „Denken ohne Geländer“ – so die wunderbare Formulierung von Hannah Arendt – bewahrt uns vor unnötiger Sorge, wenn wir uns der darin liegenden Selbstverantwortung bewusst sind.

(3) Und da ist drittens das Dilemma, das sich in den verschiedenen Disziplinen zwar unterschiedlich, aber doch immer unvermeidbar stellt, nämlich die Normativität der Wissenschaft. Gerade in jenen Disziplinen, die – wie die Wirtschaftswissenschaft – sich mit dem sozial bedeutsamen Handeln des Menschen befassen, ist dies evident und wurde zuletzt öffentlich durch Forderungen nach einer „Pluralen Ökonomik“. In einem Streitgespräch in der Wirtschaftswoche reagierte auf entsprechende Kritik ein Kollege mit dem Hinweis, dass „die Modelle ... dank ihrer mathematischen Unterlegung ideologiefrei“⁷ seien. Nun: Die Mathematik eröffnet der Ökonomik sicher einen Weg, Probleme präzise und konsistent nach den Regeln der Logik zu durchdringen. Doch die An-

wendung der Mathematik ist weder voraussetzungslos noch umfassend möglich, und sie erspart uns Werturteile nicht, wie das für die Theoriebildung unverzichtbare für ein Menschenbild.

Diese Dilemmata – das Dilemma der nicht erreichbaren absoluten Wahrheit, das Dilemma der wissenschaftlichen Unbestimmtheit, das Dilemma der unvermeidbaren Normativität – begründen Überdross an der Wissenschaft. Die damit jeweils einhergehende Überforderung führt zu Vertrauensverlusten und Abstoßreaktionen. Diese erweisen sich in unseren Zeiten als besonders schwerwiegend, denn sie treffen mit zwei bedeutsamen Trends politischer und gesellschaftlicher Veränderung zusammen: die Moralisierung und die Ökonomisierung.

- Dem Überdross an der Wissenschaft wirkt einerseits die *Moralisierung* entgegen, indem sie die zulässigen Fragen und die Gestaltung der akzeptablen Ergebnisse an die Werturteile Dritter bindet, die selbstermächtigt die Diskursivität beanspruchen.
- Dem Überdross an der Wissenschaft wirkt andererseits die *Ökonomisierung* entgegen. Durch effizienten, marktgetriebenen Wettbewerb um finanzielle Ressourcen übernehmen Märkte die Programmdefinition der Wissenschaft. Maßgeblich würden die Präferenzen und die Zahlungsbereitschaft der Nutzer.

Irrlichter in der Tendenzwende

Beides sind Irrlichter, beide Wege wären bedenklich, ersterer sogar bedrohlich. Und dennoch gewinnen beide Trends an Bedeutung auch dort, wo sie originär – im Reich der wissenschaftlichen Freiheit und Autonomie – gar keine Rolle beanspruchen können. Moralisierung und Ökonomisierung sind indes prägende Entwicklungsmuster unserer Zeit, weil sie – obgleich zueinander im Konflikt stehend – scheinbar je für sich einfach und klar Antworten und Lösungen liefern, wo die Menschen, aber auch die Gesellschaft als Ganzes hadern und in tief sitzende, geradezu existentielle Konflikte verweben sind. Der Historiker Andreas Rödder verwendet zur Kennzeichnung unserer Zeit den aus den 1970er



Professor Dr. Michael Hüther, Direktor des Instituts der deutschen Wirtschaft.

(Foto: Rolf K. Wegst)

Jahren stammenden Begriff der Tendenzwende.⁸ In einer solchen Phase der Neuformierung steht mehr und zusammenhängend in Zweifel als gewöhnlich im Strukturwandel. Es wirken Neuerungen, Enttäuschungen, Brüche von Entwicklungen, Erosion von Gewissheiten, Unbestimmtheiten, Führungsverluste und Konflikte infolge zunehmender globaler Verflechtungen mit einer schwindenden politischen Gestaltungskraft zusammen.

Was heute gebündelt wie in einem Brennglas auf uns gerichtet ist, das verweist auf etwas Prinzipielles: Auf die Zweifel an der erfolgreichen Selbstermächtigung des Menschen, die als verheißungsvolles Versprechen mit dem Epochenwechsel vom späten Mittelalter hin zur Aufklärung in der Neuzeit für unseren Anspruch an Lebensgestaltung konstitutiv wurde.⁹ Doch die souveräne Handlungsfähigkeit des Einzelnen ist nicht voraussetzungslos: Sie setzt ein Mindestmaß an Stabilität und Beherrschbarkeit im öffentlichen Raum voraus, sie verlangt, dass die Fernbeeinflussung überschaubar bleibt und dass es Räume der Privatheit gibt, die vor Einmischung anderer und des Staates geschützt sind.

Die Sorge um die Erfüllung dieser Bedingungen ist gerade in modernen Industriegesellschaften nicht neu. So diagnostizierte für die 1920er Jahre der Soziologe und Philosoph Helmut Plessner in seinem Buch „Die Grenzen der Gemeinschaft“ denen unserer Tendenzwende vergleichbare Verwerfungen.¹⁰ Damals regte sich Unmut angesichts ökonomischen Verfalls, drückenden Maschinentums sowie sozialer Entwurzelung. Die Auswirkung war eine Abwendung von der kalt erscheinenden, anonymen Gesellschaft und eine Hinwendung zum Idol der engen, wärmenden Gemeinschaft Gleichgesinnter. Die Ökonomisierung führte hier zur Moralisierung.

Der Konflikt zwischen Moralisierung und Ökonomisierung, wie er sich in unserer jetzigen Tendenzwende manifestiert, ist bei genauerer Betrachtung nicht nur die zeitgemäße Ausprägung des Grundproblems menschlicher Existenz, das in der systematischen und fortlaufenden Enttäuschung des aufklärerischen Versprechens der Selbstermächtigung verankert ist. Doch hinzukommt, dass zum Erbe der Aufklärung nicht nur die Selbstermächtigung des Individuums ge-

hört, sondern ebenso die Verantwortung des Menschen an Stelle Gottes für das Ganze, für die Schöpfung. Der tritt selbstermächtigt in eine Verantwortung, der er nicht gerecht werden kann.¹¹ Wir stoßen dabei schnell an Grenzen der Überforderung, denn wir sind – so Hans Blumenberg, aber ebenso Odo Marquard – dem „Absolutismus der Wirklichkeit“ ausgesetzt.

Versuche, sich vom Absolutismus der Wirklichkeit zu entlasten

Der „Absolutismus der Wirklichkeit“ entspringt unserer Zeitknappheit, der Tatsache, dass Lebenszeit und Weltzeit divergieren.¹² Wenn wir anfangen, ist längst schon ein Anfang gewesen, und wenn wir verschwinden, ist noch lange keine Ende in Sicht. Die Bewusstmachung dieser Divergenz in der Neuzeit hatte dazu geführt, dass der Mensch nicht mehr nur der Verlorenheit im Raum, sondern ebenso der „Verlorenheit in der Zeit“ ausgesetzt ist.¹³ Die Kürze und Vergänglichkeit unseres Daseins macht uns klein und inkompetent in dieser Welt. Dem Absoluten versuchen wir zu entgehen, indem wir uns durch Teilbeherrschung der Lebenswelt dazu Distanz verschaffen, indem wir Entlastung vom Absoluten suchen.

Die Distanz mittels teilweiser Kompetenzgewinnung dazu erarbeitet der Mensch sich durch Anstrengungen. Diese Anstrengungen zielen einerseits darauf, die konkrete Lebenswelt gestalterisch in den Griff zu bekommen. Sie sind andererseits darauf gerichtet, der Verantwortung für diese Welt wenigstens ansatzweise Rechnung tragen zu können. Beiden Zwecken dienen Wissenschaft, Technik und jede Form der rationalen Gestaltung des öffentlichen Raums. Beiden Zwecken dienen ebenso Moral, Trivialorientierungen, Vorurteile und Mythen – kurz: Erzählungen und Geschichten. Blumenberg verortet Mythen keineswegs nur antiaufklärerisch und vormodern, sondern als wichtige „Arbeit am Abbau des Absolutismus der Wirklichkeit“, indem „der Schrecken des Unbekannten und der Übermächtigkeit“ der Welt verarbeitet wird und so trotz allem in dieser Welt Vertrautheit für den Menschen entstehen kann.¹⁴ Mythen und Erzählungen sind also

nichts anderes als der Versuch, selbst in unserem Zeitalter der Machbarkeit mit der prinzipiellen Begrenztheit unseres Tuns zurechtzukommen und Entlastung vom Absoluten zu finden.

Der Bedarf an Mythen, an Metaphern, an Anekdoten, an verbindenden und einordnenden Erzählungen, die den lebenspraktischen Umgang mit der Kontingenz der Wirklichkeit ermöglichen, gewinnt in unserer Zeit noch eine weit größere Bewandnis als je zuvor. Denn zentrale Treiber des Strukturwandels unserer Öffentlichkeit und unserer Lebenswirklichkeit – die ökonomische Globalisierung und die digitale Transformation – verschärfen den „Absolutismus der Wirklichkeit“, wenn erstens die private Lebenssphäre leichthin öffentlich wird, wenn zweitens die Fernbeeinflussung scheinbar unaufhaltbar sowie intransparent zunimmt und wenn drittens das Öffentliche zunehmend privat wird, weil es individualisierte Identitätswünsche in Frage stellte.

Als Reaktion auf dieses Zusammentreffen von aktuellen Verwerfungen und Zumutungen lebensexistenzieller Konflikte beobachten wir den Abschied aus der Gesellschaft und die Hinwendung zur Gemeinschaft, zur Ideologie, zu engen Glaubenskreisen, zu abgeschlossenen Echokammern. Mythen und Erzählungen verlieren aber durch Abgeschlossenheit ihre positive Leistung zur Bewältigung der individuellen Lebenswirklichkeit und zur Gestaltung der Öffentlichkeit. Mythen wirken dann nicht mehr als Ergänzung von Wissenschaft, Technik und rationaler Gestaltung des öffentlichen Raums, sondern als deren bedrohungsvoller Ersatz. Es geht nicht mehr um die Annäherung der Lebenssphäre an die Welt, sondern um deren, auf Angst, Abschottung und Feigheit beruhende, moralisch-narrative Beherrschung.

Moralisierung und Macht

Unsere Tendenzwende, ihre Kennzeichen und Konsequenzen sind für die Universität nicht belanglos. Wir müssen auch hier die Folgen der verstärkt aufkeimenden negativen Aspekte des Mythos sehen und bewerten, vor allem mit Blick auf daraus abgeleitete exklusive

Machtansprüche. Die Moralisierung – nicht die Moral – ist nun der regressive und durchaus wirkungsvolle Versuch, unter dem Deckmantel der Distanzschaffung den alleinigen Deutungsanspruch für diese Distanz zur absoluten Wirklichkeit für sich zu reklamieren. Aus der Haltung, ein Gewissen – eine Moral – zu haben, wird der Anspruch, das Gewissen zu sein und über Moralisierung zum immunisierten Tribunal gegenüber jeden zu werden und Macht zu gewinnen. So erleben wir die Einkehr der Moralisierung auch in die Universität unter dem Deckmantel der Modernisierung. Drei Konkretisierungen dazu:

- Da wird die politische Korrektheit als vermoralisierte Ideologie leicht zur Gängelung der Wissenschaftsfreiheit, wenn vermeintliche Mehrheitsmeinungen den Raum für abweichenden Positionen verengen. Schnell ist man dann in einer Welt digital gewebter Anschwärzung, wie es beispielsweise an der Humboldt-Universität im Falle des Politikwissenschaftlers Herfried Münkler öffentlich wurde. Kritik kehrte sich hier durch bornierte Ahnungslosigkeit aus einem produktiven Beitrag in eine beliebige Sanktionierung. Doch wenn der Raum für freie, spontane Rede verengt wird, dann gefährden wir den Wesenskern der Universität.¹⁵
- In ähnlicher Weise wirkt, was seit kurzem unter der Überschrift des "Trigger-Warning" die universitäre Programmhoheit gefährdet. Wenn Ovids „Metamorphosen“ – wie an der Columbia-University im Jahr 2015 – quasi auf den Index geraten, weil öffentlich die vermutete Verletzung individueller Identität zum Verbotstatbestand reift, Hochschulen im vorausseilenden Gehorsam handeln und unausgesprochen den Studierenden damit Unmündigkeit attestieren, dann ist die Axt nicht mehr zu übersehen, die an die Wissenschaftsfreiheit angesetzt wird. Es droht zugleich die Fragmentierung der Gesellschaft, wenn die dahinterstehenden individualisierten Identitätsdiskurse den Blick auf das Gemeinsame verstellen und so die Gemeinschaft wiederum vor die Gesellschaft rücken.
- Schließlich beobachten wir, wie aus dem Wunsch, gesellschaftliche Diversität zu erfor-

schen und zu verstehen, der hochmütige Anspruch wird, gesellschaftsgestaltend nicht durch Ergebnisse der Forschung, sondern durch ein moralisch sanktioniertes universitäres Vorbild zu sein: Die Forschung wird nur akzeptiert, wenn sie selbst lebt, was sie analysiert, und wenn sie die gesellschaftliche Transformation moralisch sanktioniert betreibt. Intentionale respektive normativ absichtsvolle Wissenschaft kann man dies nennen. Das ist mehr als das genannte Dilemma, das ist dessen Ausbeutung. Der Wissenschaftliche Beirat Globale Umweltveränderungen spricht von „transformativer Wissenschaft“.¹⁶ Mit der dafür „nachhaltigen Universität“ würden indes die Eigengesetzlichkeit der Wissenschaft und die Autonomie der Hochschule – die Grundlagen der verfassungsrechtlichen Wissenschaftsfreiheit¹⁷ – durch einen ganz spezifisch verengten Dienst an der Gesellschaft eingeschränkt.¹⁸ Die Herausforderung für die Universität besteht nun darin, die Freiheit zu leben und zu verteidigen, ohne folgenlos zu sein.

Enttäuschung und Kontrollverlust

Die besondere gesellschaftliche Kraft der Moralisierung resultiert in unserer Zeit nun daraus, dass der Überdruß an der Wissenschaft leichtes Spiel hat. Denn die multiplen Krisen, die wir in kurzer Zeitspanne seit der Jahrtausendwende erleben durften, lassen sich ohne großen argumentativen Aufwand als Enttäuschung zuvor gegebener wissenschaftsfundierter Effizienzversprechen deuten:

- Die 2007 begonnene Finanzmarktkrise als Enttäuschung neoklassischer Effizienzprosa,
- die 2009 eskalierte Weltwirtschaftskrise als Enttäuschung des keynesianischen Optimismus einer dauerhaft spannungsfreien Wirtschaftsentwicklung,
- die Euro-Staatsschuldenkrise ab 2010 als Enttäuschung des Versprechens wirksamer Marktsanktion bei regelwidriger Budgetpolitik in einzelnen Mitgliedsstaaten,
- der Strom von Flüchtlingen 2015 als Enttäuschung des Sicherheitsglaubens in einer Welt offener Grenzen und Märkte sowie

- die seit 2017 deutlich erkennbar werdende Erschöpfung unserer Globalisierung als Enttäuschung des Versprechens, ein Systemwettbewerb drohe nach dem Fall des Eisernen Vorhangs nicht mehr und der transatlantische Wertekonsens lasse sich ohne eigene normative Positionierung globalisieren.

In unserer saturierten und an Stabilität gewöhnten Gesellschaft greift die Enttäuschung tief, weil es nicht um ein Versagen oder Fehleinschätzen hier und da am Rande des Geschehens geht, sondern um die Gestaltung des Großen und Ganzen, dort, wo die wissenschaftliche Fundierung jedem grundsätzlich einleuchtet und wo deshalb ein Überdruß an der Wissenschaft originär gar nicht angelegt ist. Wie weit doch Hans Blumenberg vorausschaute, als er in einem Textfragment über eine „Akademie zur Verarbeitung von Enttäuschungen der Vernunft“ räsionierte.¹⁹ Es mag sein, dass in nicht allzu ferner Zeit eine solche Akademie zum selbstverständlichen Repertoire der Universität wird.

Denn die Enttäuschungen über nicht eingelöste Versprechen entfalten ihre gesellschaftliche Wirkung ja nicht nur aus sich heraus, sondern weil sie mit Verlufterfahrungen oder Verlustwahrnehmungen bei vielen Menschen zusammentreffen. Das gilt ganz besonders für die Finanzkrise 2009 und die Fluchtkrise 2015, die beide in der Wahrnehmung vieler Betrachter ja nicht nur gewaltige finanzielle Anstrengungen und Verteilungskonflikte verursachten, sondern einen eklatanten Kontrollverlust des Staates offenbarten. Die unerfüllte Hoffnung der Versprechen wiegt deshalb umso schwerer.

Akademisierungsverlierer und Ökonomisierung

Halten wir inne und halten wir fest: Unverändert begründen Dilemmata Überdruß an der Wissenschaft, und zwar in Zeiten einer gesellschaftlich-politischen Tendenzwende. Dies offenbart unsere existenzielle Konfliktlage angesichts des „Absolutismus der Wirklichkeit“, der uns trotz aller Anstrengungen in der Moderne fordert und aktuell eine besondere Schärfe durch die digitale Transformation erfährt. Wir verlieren die positive

Kraft der Mythen, und wir erleben einen Drang in enge Gemeinschaften. Dies und die Krisenerfahrungen seit dem Jahr 2000 befördern vielfältig die Moralisierung, die den Kern universitärer Autonomie – ihre Freiheit – bedroht.

Doch: Bedrängnis erfährt die Universität aber auch von anderer Seite, indem die Ökonomisierung sich schleichend als unvermeidlich erweist, weil die Hochschulen zum Standard unseres Bildungssystems werden. Immer mehr Angehörige eines Jahrgangs streben den Hochschulzugang an, was sich mit dem politischen, von der OECD sanktionierten Ziel deckt und als Ausdruck freier Entscheidung auch gar nicht kritisiert werden soll. Lag die Quote der Studienberechtigten im Jahr 1985 bei gut 22 Prozent, so erreichte sie im Jahr 2016 gut 52 Prozent. Die Universität wird aus einem exklusiven Minderheitsreservat zu einem inklusiven Mehrheitsversprechen. Dabei werden diejenigen völlig unzureichend beachtet und gewürdigt, die der Akademisierung nicht folgen und nun als gefühlte Minderheit andere Wege, vor allem den der praktischen beruflichen Bildung oder den der Gründung eines Unternehmens, als nicht gleichwertig empfinden müssen. So entstehen *Akademisierungsverlierer*, und zwar ganz ohne eigenes Zutun.

- Die Akademisierung verursacht für die Nicht-Teilnehmer eine relative Abwertung, obgleich ihre Kompetenzentwicklung in der beruflichen Bildung unverändert gleichermaßen wie in der akademischen Bildung vielversprechend sein kann, was jüngst sogar die OECD betonte.²⁰ Der britische Journalist David Goodhart hat den Abwertungseffekt für das Vereinigte Königreich beschrieben: „... when between a third and a half of one's generational peers are going to university or working in the better-rewarded, high productivity top 40 per cent of the economy, it becomes inevitable that people will start to look down on more basic jobs.“²¹

- Außerdem entstehen Akademisierungsverlierer dadurch, dass wegen eines Überangebots oder einer Fehlspezifikation Hochschulabsolventen ihre beruflichen sowie einkommensmäßigen Erwartungen nicht realisieren können und weit unterhalb ihrer Kompetenzeinstufung tätig werden. Dies beobachten wir

bereits in Gesellschaften, in denen die Hochschule der einzig akzeptierte Bildungsweg nach der allgemein bildenden Schule ist – so in den Vereinigten Staaten, aber zunehmend auch in den chinesischen Wachstumszentren, wo die politisch gesetzten Akademisierungsziele Produktionsketten nicht mehr vollständig ermöglichen.

Antworten auf diese Verschiebungen müssen auch die Hochschulen geben, indem sie ihre Rolle in der Gesellschaft breiter verstehen, die Verzahnung mit beruflicher Bildung sowie unternehmerischer Existenz unverkrampfter und innovativer suchen, die Zugänglichkeit für Quereinsteiger verbessern und Angebote für jene machen, die zunächst außen vor stehen. Die Hochschule als Standardlösung muss sich bewusster als in Zeiten des exklusiven Minderheitsreservats offen im Gefüge des gesamten Bildungsangebots und nicht nur als dessen Krönung verorten. Die Idee einer „Akademie zur Verarbeitung von Enttäuschungen der Vernunft“ gewinnt damit zusätzliche Relevanz und gesellschaftliche Dringlichkeit. Das zu verkennen, kann die Wissenschaftsfreiheit gefährden, wenn der Überdruß – der nach dieser Analyse viele Quellen hat – ein Auseinanderdriften von Wissenschaft und Gesellschaft befördert. Die gesellschaftliche Einhegung der wissenschaftlichen Programmdefinition ist hier die drohende Reaktion.²²

Die Hochschulen nicht mehr nur als Anker unseres Bildungs- und Forschungssystems zu sehen, sondern als Standardlösung, hat daneben noch eine weitere Konsequenz, nämlich die schon erwähnte Ökonomisierung. Man kann die Ökonomisierung der Hochschulen als unvermeidlich ansehen, wenn man das System zum Mehrheitsversprechen macht. Steuergeld sinnvoll einzusetzen, sollte selbstverständlich sein; die Steuerbürger haben es verdient. Doch im Falle der Universität verlangt dies die Bereitschaft zum detailbezogenen Kontrollverzicht durch das Parlament oder besser noch einen unlimitierten Vertrauensvorschuss: Es verlangt einerseits Geduld mit Blick auf den Zeithorizont der reinen, ohne erkennbare Anwendungsmöglichkeiten ausgestatteten sowie der erfinderisch-anwendungsorientierten Grundlagenforschung. Es ver-

langt andererseits die Gelassenheit, Fehlschläge hinzunehmen und möglicherweise die Erträge der nachfolgenden Generation zu gönnen. Der Grundsatz effizienter Mittelverwendung ist für diesen Bereich staatlicher Finanzierung anders zu deuten.

Es ließen sich nun ausgiebig die ökonomischen Besonderheiten des Systems Wissenschaft, vor allem der offenen Wissenschaft wie sie bei der Grundlagenforschung gilt, erörtern und die Feststellung begründen, dass der Preismechanismus hier keine effektive Steuerungswirkung entfalten kann. Doch all dies ist hinreichend geschehen und im Grundsatz wenig strittig.²³ Eigentlich geht es um die Frage, wie bedingungslos das Einkommen der Wissenschaftler und letztlich die Finanzierung der Hochschulen sein kann. Im Grunde setzt man darauf, dass die Transparenzverpflichtung offener Wissenschaft und die daraus folgenden Reputationsrisiken für eine Qualitätssicherung sorgen. Und im Grunde erwartet man ein intrinsisches Verantwortungsbewusstsein, das über die eigene Tätigkeit hinausweist.

Berechtigte und unberechtigte Erwartungen der Gesellschaft an die Universität

Moralisierung und Ökonomisierung gefährden die Universität, die in ihrem Tun von der Wissenschaftsfreiheit geprägt und getragen wird. Unbeantwortet bleibt die Frage, welche Erwartungen die Gesellschaft trotz alledem an ihre Hohen Schulen haben darf. Wenn der Vertrauensvorschuss zeitlich und sachlich unbegrenzt sein soll, dann wird die Universität sich nicht der Aufgabe entziehen können, ihr Tun öffentlich zwar nicht zu rechtfertigen, doch einzuordnen und zu erklären. Inhaltlich ist unsere Verfassung vom unbegrenzten Vertrauensvorschuss geprägt. Denn zur Forschungsfreiheit heißt es in Artikel 5 Absatz III GG seit Inkrafttreten: „Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei.“ Andreas Voßkuhle hat es bei gleichem Anlass an dieser Stelle vor zwei Jahren so formuliert: „Der Kerngedanke des Grundrechts ist die Anerkennung der Eigengesetzlichkeit des wissenschaftlichen Lebens, die Offenheit für Entwicklungen und Neuerungen

sowie unterschiedliche Strömungen. ... In diesem Freiraum des Wissenschaftlers herrscht absolute Freiheit von jeder Ingerenz öffentlicher Gewalt.“²⁴

In Artikel 5 Absatz III GG heißt es aber auch: „Die Freiheit der Lehre entbindet nicht von der Treue zur Verfassung.“ Bei der Lehre hat man offenkundig diese Kondition als begründet erachtet. Angesichts der historischen Erfahrung mit der akademischen Welt und ihrem umfanglichen Elitenversagen beim Zusammenbruch der Weimarer Demokratie leuchtet dies unmittelbar ein. Doch das, was lange nur eine historische Reminiszenz war, das gewinnt angesichts der Veränderungen in unserer Gesellschaft und deren politischer Entäußerung wieder an Bedeutung.

Angesichts einer auch verängstigten gesellschaftlichen Mitte dürfte diese Entwicklung über Moralisierung weiter zur Bedrängnis der Freiheit werden, denn die erwähnten Enttäuschungen wissenschaftsfundierter Leistungsversprechen geben leicht den Vorwand, sich den sachlichen Erwägungen zu entziehen. Ein politischer Diskurs, der aus ideologischen Motiven den Experten leichter Hand negiert, leistet dabei tätige Mithilfe. Gemeint ist damit nicht nur Donald Trump, sondern zum Beispiel der Umgang mit dem Gutachten des Wissenschaftlichen Beirats beim Bundeswirtschaftsminister zur „sozialen Wohnungspolitik“.²⁵

Die Antwort der Wissenschaft kann nicht in täglichen Bekenntnissen zur Verfassung liegen. Und wie dünn das Eis ist, auf dem sich Wissenschaftler mit normativen Orientierungen für die Öffentlichkeit bewegen, ließ Ende September dieses Jahres der 52. Deutsche Historikertag mit seiner „Resolution zu gegenwärtigen Gefährdungen der Demokratie“ erahnen.²⁶ Wer jetzt das universitäre Lehramt moralisch und politisch ausgestaltet, der wird schnell erleben, dass auch bei guter Absicht der Schritt zur „intentionalen Wissenschaft“ schnell getan ist, von anderen dann selbstverständlich zu anderen Zeiten gefordert wird und die Umkehr schwerfällt. „Treue zur Verfassung“ bedeutet viel mehr nichts anderes, als die Offenheit des Diskurses, die Klarheit der Unterscheidung zwischen Sachurteil und Werturteil bei niveau-

voller Sprache zu pflegen, die Moralisierung von innen und außen abzuwehren sowie der „Tyrannei des Wahrscheinlichsten“ durch Erzeugung des Zweifels und Enttarnung von Vorurteilen eine klare und unmissverständliche Absage zu erteilen.²⁷

Wissenschaft und ihre dominante Heimstatt, die Universität, sind wegen ihrer verfassungsrechtlich anerkannten Eigengesetzlichkeit ein zentraler Hort der sogar absoluten Freiheit. Diese Funktion in einer Zeit profilierten Überdrusses an der Wissenschaft und gesellschaftlich-politischer Verwerfungen zu halten, wird umso besser gelingen, wenn – wie es hier in Gießen selbstverständlich geworden ist – die Universität sich als Institution für die Gesellschaft und in der Gesellschaft versteht. Das hilft im Umgang mit den eingangs beschriebenen Dilemmata. Denn es bewahrt vor Illusionen über einen naiven Wahrheitsanspruch sowie die Werturteilsfreiheit der Wissenschaft. Es stärkt die Hochschule für jenen gesellschaftlichen Diskurs, der ansonsten über Moralisierung leichtin Gefahr läuft, sich selbst in ihr gegen Freiheit und Offenheit zu wenden und so die positive Kraft der Mythen gänzlich zu verlieren.

Dazu gehört natürlich die öffentliche Würdigung wissenschaftlicher Exzellenz, zu der wir heute vor allem zusammengekommen sind. Solche Leistung ist nur möglich, wenn man die Freiheit als Einladung zur „Pflege des Unselbstverständlichen“²⁸ und als Absage an die „Tyrannei des Wahrscheinlichsten“ versteht. Unsere Gesellschaft gedeiht letztlich nur auf der dafür vorauszusetzenden Freiheit der Forschung gegenüber Staat und Kollektiven, gegenüber Vorurteilen und Moralisierung.

Es gibt dazu keine Alternative, die nicht in die Unmündigkeit und Unfreiheit führt. Das ist es, worum es heute geht, und angesichts der Profilierung der politischen Extreme rechts wie links mehr als wir vor kurzem uns noch vorstellen konnten: Die Bedrohung der Freiheit in Verantwortung durch Angst, Hilflosigkeit und Borniertheit angesichts des „Absolutismus der Wirklichkeit“, durch Abschottung gegen das Fremde und Neue, durch einen Mangel an Haltung und durch den Verlust des „freundschaft-

lichen Gesprächs“ im öffentlichen Raum (Hannah Arendt).

Umso mehr gilt unsere Anerkennung den Früchten der Freiheit. Mein herzlicher Glückwunsch gilt den diesjährigen Preisträgerinnen und Preisträgern. Sie sind dieser Einladung zur „Pflege des Unselbstverständlichen“ so beharrlich und überzeugend gefolgt, dass Sie der Freiheit – wie viele andere davor und hoffentlich danach – durch wissenschaftliche Exzellenz ihren besonderen Sinn vermittelt und dem Überdruß an der Wissenschaft wieder einmal den Boden entzogen haben.

Mein Dank gilt Ihnen allen für Ihre Aufmerksamkeit.

Professor Dr. Michael Hüther

Direktor des Instituts der deutschen Wirtschaft

Anmerkungen:

¹ Hans Blumenberg: Wissensüberdruß, in: ders., Die Sorge geht über den Fluß. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987, S. 72.

² Vgl. Jürgen Mittelstraß: Die Universität und ihre Gesellschaft, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 23. Juli 2018; Peter Strohschneider: Zur Politik der Transformativen Wissenschaft, in: André Brodacz et al (Hrsg.): Die Verfassung des Politischen, Wiesbaden: Springer 2014, S. 175–192.

³ Blumenberg, Die Sorge geht über den Fluß, S. 73 f.

⁴ Hans-Werner Sinn: Auf der Suche nach der Wahrheit, München: Herder, Februar 2018, S. 583.

⁵ BVerfGE 35, 79, 113.

⁶ Vgl. Markus Gabriel: Der Sinn des Denkens. Berlin: Ullstein, 2018, S. 195 ff.

⁷ Wirtschaftswoche Nr. 15 vom 4. 4. 2015, S. 35.

⁸ Vgl. Andreas Rödder: 21.0: Eine kurze Geschichte der Gegenwart. München: C.H. Beck, 2015.

⁹ Hans Blumenberg: Legitimität der Neuzeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1966, erweitert 1988, S. 135.

¹⁰ Helmuth Plessner: Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2002 (1924).

¹¹ Vgl. Odo Marquard: Der angeklagte und entlastete Mensch in der Philosophie des 18. Jahrhunderts. In: ders., Abschied vom Prinzipiellen. Stuttgart 1981, S. 39 ff.

¹² Odo Marquard: Entlastung vom Absoluten. In: ders., Philosophie des Stattdessen. Stuttgart: Reclam 2000, S. 112 ff.

¹³ Hans Blumenberg: Lebenszeit und Weltzeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986, S. 183.

¹⁴ Hans Blumenberg: Arbeit am Mythos. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986, S. 13, 424.

¹⁵ „Professorenkritik. Die Mitsprache beim Sprechverbot“, von Magnus Klaue. Aktualisiert am 16. 6. 2015, <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/forschung-und-lehre/evaluation-an-universitaeten-fuehrt-zur-denunziati-on-13636718.html>; ferner: Nils Markwardt: Münkler und die Detektive, <https://www.zeit.de/kultur/2015-05/herfried-muenkler-rassismus-debatte> vom 16. 5. 2015.

¹⁶ Vgl. Uwe Schneidewind und Mandy Singer-Brodowski (Hrsg.): Transformative Wissenschaft: Klimawandel im deutschen Wissenschafts- und Hochschulsystem, Marburg: Metropolis, 2. Aufl., 2014.

¹⁷ Andreas Voßkuhle: Wissenschaftsfreiheit im Spiegel der Verfassung, in: GUB, Bd. 50, 2017, S. 39 f.

¹⁸ Vgl. Jürgen Mittelstraß: Die Universität und ihre Gesellschaft; Peter Strohschneider: Zur Politik der Transformativen Wissenschaft, S. 176 (Risiko einer Politik der Depolitisierung), 182 ff.

¹⁹ Hans Blumenberg: Die Vollzähligkeit der Sterne. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997, S. 505.

²⁰ Vgl. OECD: Education at a Glance 2018: OECD Indicators. Paris: OECD Publishing 2018, S. 70 ff.

²¹ David Goodhart: The Road to Somewhere. The Populist Revolt and the Future of Politics, London: Hurst & Company 2017, S. 152.

²² Vgl. Peter Strohschneider: Zur Politik der Transformativen Wissenschaft, S. 183.

²³ Vgl. Max Albert: Wissenschaftlicher Wettbewerb. In: Gießener Universitätsblätter, Bd. 48, 2015, S. 29–37.

²⁴ Andreas Voßkuhle: Wissenschaftsfreiheit im Spiegel der Verfassung, S. 39 f.

²⁵ Vgl. <https://www.bmw.de/Redaktion/DE/Publikationen/Ministerium/Veroeffentlichung-Wissenschaftlicher-Beirat/gutachten-wissenschaftlicher-beirat-soziale-wohnungspolitik.html>

²⁶ Vgl. „Zur Kritik der Resolution des Historikertages in Münster“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 10. Oktober 2018, Seite N3 (Geisteswissenschaften) und vom 17. Oktober 2018, Seite N3 (Geisteswissenschaften).

²⁷ Sloterdijk: Streß und Freiheit, S. 58.

²⁸ Blumenberg: Die Sorge geht über den Fluß, S. 60.



Marko Karo

„Musik+-Salon-Abende“ gingen auf musikalische Entdeckungsreise in die Jahre 1914 bis 1918

Weltweit wurde im Jahr 2018 an das Ende des Ersten Weltkriegs erinnert. Auch die im Sommersemester 2018 neu initialisierte Reihe „Musik+-Salon-Abende in der Uni-Aula“ rückte die 100-jährige Wiederkehr des Endes des Ersten Weltkriegs in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Vor dem Hintergrund, dass die Kriegsjahre auch unmittelbaren Einfluss auf das gesamte Kulturleben genommen haben, begab sich die Reihe an drei Veranstaltungsabenden auf eine musikalische Spurensuche und machte sich dabei die Ausdruckskraft der Musik zunutze, um dem Zeitgeist nachzuspüren. Unter dem Namen „Salon-Abende“ hatte sich die Veranstaltungsreihe der programmatischen Idee verschrieben, erlebnisorientierten Kulturgenuss mit wissenschaftlicher Reflexion zu zeitgenössischen gesellschaftspolitischen Fragen zu verbinden.

Das viereinhalbjährige Kriegsgeschehen wirkte sich auf alle Lebensbereiche aus und hatte dramatische Folgen für die Zivilbevölkerung. Viele zeitgenössische deutsche Kunstschaffende, Dichter und Denker gehörten anfangs zur Phalanx der begeisterten Kriegsbefürwortenden. Ihre Motive waren vielfältig: Abenteuerlust, Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe. Als das Deutsche Reich am 11. November 1918 kapitulierte, ist die anfängliche Kriegseuphorie angesichts der Erfahrungen von Elend und Leid längst verfliegen.

Um die regionalen Auswirkungen in Erinnerung zu rufen, wurde der Veranstaltungszyklus „Musik+“ von einer Sonderausstellung mit dem Titelthema „Zwischen Kriegseuphorie und Kriegsmüdigkeit. Der Erste Weltkrieg im Spiegel der Kommunalarchive des Landkreises Gießen“ umrahmt, welche im Rektorenzimmer im Hauptgebäude der Universität der Öffentlichkeit kostenfrei zugänglich war. Die Ausstellung wurde in Zusammenarbeit des Kreisarchivs Gie-

ßen mit den Kommunalarchiven Buseck, Freisenen, Gießen, Grünberg, Heuchelheim, Hungen, Langgöns, Laubach, Lich, Lollar, Pohlheim, Reiskirchen und Staufenberg ins Leben gerufen. Die 25 Schautafeln im DIN-A0-Format widmeten sich neben der Militärgeschichte, dem Alltagsleben an der „Heimatfront“, der Situation der Frauen, der Kriegspropaganda, dem Umgang mit Kriegsgefangenen und der Versorgung von Verwundeten in Lazaretten im mittelhessischen Raum. Die Ausstellung war veranstaltungsbegleitend an den Konzertabenden geöffnet und bis zum 7. Juni 2018 werktags zugänglich.

Die Vernissage der Sonderausstellung am 26. April 2018 – mit einer Einführung der Leiterin des Kreisarchivs Gießen, Frau Sabine Raßner – fiel mit dem Konzertauftritt der Reihe „Musik+“ zusammen.

Bei der ersten Konzertveranstaltung bot der Pianist Raphael Lipstein (Jahrgang 1995) einen Klavierabend von hoher und lang nachklingender Intensität. Bereits hier zeigte sich, was auch für die weiteren beiden Veranstaltungsabende kennzeichnend blieb: Neben außergewöhnlichem Musikgenuss – aufgrund von sehr selten zur Aufführung gebrachten Werken – erlaubte das Thema viele Anknüpfungspunkte für unterschiedliche Blickwinkel.

Eigens für das Konzert war der Pianist Lipstein, der am Anfang seiner Karriere steht und bei Pavel Gililov am Mozarteum in Salzburg studiert, nach Gießen gekommen. Bei seinem Gastspiel präsentierte er Stücke aus der Zeit zwischen 1912 und 1918 – darunter Sergeij Rachmaninow, Claude Debussy und Sergeij Prokofiew. Die breitgefächerte Musikauswahl verdeutlichte, dass nicht nur Ernstes, sondern vor allem auch Grotesk-Komisches zur Signatur der Musik in der Zeit zwischen 1914 bis 1918 gehört. Musikalisch eindrucksvoll war etwa „Polichi-



ENDE DES 1. WELTKRIEGS – 100 JAHRE DANACH

AULA IM HAUPTGEBÄUDE DER JUSTUS-LIEBIG-UNIVERSITÄT GIESSEN
LUDWIGSTRASSE 23, 35390 GIESSEN

DONNERSTAGS, 19.30 UHR / EINTRITT FREI
26.04.2018 / 17.05.2018 / 07.06.2018

26.04.2018 | 19.30 Uhr

KLAVIERMUSIK AUS DEN JAHREN 1914 - 18
Rafael Lipstein (Klavier) spielt Werke von
Sergej Rachmaninow, Claude Debussy
und Sergej Prokofjew

**VERNISSAGE | „Zwischen Kriegseuphorie
und Kriegsmüdigkeit. Der Erste Weltkrieg
im Spiegel der Kommunalarchive des
Landkreises Gießen“**
Die Ausstellung ist vom 26.04.2018 bis
07.06.2018 im Bektorenzimmer im
Uni-Hauptgebäude (Ludwigstraße 23, Gießen)
der Öffentlichkeit kostenfrei zugänglich.
Öffnungszeiten: Montag bis Freitag
(ausgenommen und Feiertage)
von 8.00 Uhr bis 19.00 Uhr

17.05.2018 | 19.30 Uhr

**LIEDERABEND MIT WERKEN
AUS DEN JAHREN 1914 - 18**
Michael Connaire (Tenor) und Moshe
Landsberg (Klavier) musizieren
Werke von Charles Ives,
George Butterworth, Irving Berlin u. a.

07.06.2018 | 19.30 Uhr

**KAMMERMUSIK MIT WERKEN
VON CLAUDE DEBUSSY,
RENE BARBIER UND SIEGFRIED
KARG-ELERT**
Lesung aus Feldpostbriefen
von Soldaten

Melanie Wöfel, Leonie Kampmeier,
Michel Weiss, Thomas Materna,
Tom Feltrappe (Mitglieder des
Universitätsorchesters Gießen)
und Harald Pfeiffer (Rezitation)



Einladungskarte zu den „Musik+Salon-Abenden“ (Quelle: Präsidialbüro, JLU Gießen)

nelle“ von Heitor Villa-Lobos. Die Figuren der Commedia dell'arte, insbesondere in der Figur der Pulcinella, boten sich im frühen 20. Jahrhundert an, um der Werkschwere des dem Ende sich zuneigenden Zeitalters eine komische und leichte Note zu geben. Lipstein vermochte solche Anklänge auch in der zweiten Klaviersonate von Prokofiew freizulegen. Von höchster melancholischer Klangfülle interpretierte er die zweite der „Études Tableaux“ von Rachmaninow und Prokofiews „12 Visions fugitive“. Auch der zweite Veranstaltungsabend am 17. Mai 2018 war geprägt von virtuoser und facettenreicher Musikdarbietung. Der Einladung des

Universitätsmusikdirektors Stefan Ottersbach folgend, waren Tenor Michael Connaire und Pianist Moshe Landsberg nach Gießen gekommen.

Michael Connaire – der dem Gießener Publikum aus der konzertanten Aufführung von Benjamin Britens „War Requiem“ mit dem Universitätsorchesters im Jahre 2014 in guter Erinnerung geblieben ist – studierte am New England Conservatory of Music, wo er seinen Bachelor- und seinen Master-Abschluss erwarb. Er war Mitglied des Des Moines Opernstudios und Fellow bei der „Bach Aria Group“ in New York City. Der amerikanische Tenor gastierte bei den Hamburger Symphonikern, dem Saitama Chamber Orchestra, dem Slowenischen Staatsorchester, dem Hamburger Barockorchester Elbipolis, den Bremer Philharmonikern, der Hannoverischen Hofkapelle und der Camerata Hamburg. Konzertreisen führten ihn außerdem nach Frankreich, in

die Vereinigten Staaten und nach Japan. Der irisch-US-amerikanische Tenor Michael Connaire und Moshe Landsberg beeindruckten das Gießener Publikum mit einem vielschichtigen Programm. Die Auswahl an Kompositionen mit Werken von Charles Ives, George Butterworth, Frank Bridge und Irving Berlin – um nur eine Auswahl zu nennen – stellte an die Flexibilität der stimmlichen Gestaltung hohe Anforderungen. Die zu Gehör gebrachte Bandbreite an Liedern setzte Maßstäbe und verdeutlichte, welche kompositorische Vielfalt es bei Werken in der Entstehungszeit zwischen 1914 und 1918 zu entdecken gibt. Deutlich hörbare

Gegensätze traten etwa bei Charles Ives, mit seiner avancierten Art musikalischer Mehrschichtigkeit und Gustav Holsts kitschig-eskapistischer Eindimensionalität hervor. Mit sichtlichem Vergnügen trug Connaire auch „Siete canciones populares“ von Manuel de Falla, Charles Ives „He is there“ und George Cohans „Over there“ vor. Von seiner stimmlichen Qualität konnte sich das Publikum auch bei „Trois Chansons“ von Maurice Ravel und den „Liedern aus den Büchern des Unmuts des Rendsch Nameh“ von Richard Strauss überzeugen. Das Publikum hielt aber vor allem den Atem beim irischen Volkslied „Foggy Dew“ – aus der Zeit des Dubliner Osteraufstands von 1916 – an. Mit Giacomo Puccinis Arie des Rinuccio fand der Abend seinen krönenden Abschluss.

Der abschließende Veranstaltungsabend am 7. Juni 2018 stand ganz im Zeichen der Zusammenführung unterschiedlicher Kunstgattungen. Mitglieder des Universitätsorchesters (namentlich Meline Wölfel, Leonie Kampmeier, Michel Weiss, Thomas Materna, Tom Feldrappe) musizierten Kammermusik mit Werken von Claude Debussy, René Barbier und Siegfried Karg-Elert. Die Mitglieder des Universitätsorchesters hinterließen einen tadellosen Eindruck und musizierten eindrucksvoll sicher und beschwingt. Sowohl die Sonate für Flöte und Klavier in B-Dur op. 121 (1918), die „Sonate g-mineur pour violon et piano“ (1917) sowie die „Sonate pour cor en Fa et piano op. 12“ (1916) wurden vom Publikum begeistert aufgenommen.

Im Konzertverlauf las Harald Pfeiffer (Schauspieler des Stadttheaters Gießen) aus Feldpostbriefen. Die originalen Dokumente aus der Feder von Soldaten an der Front stammten aus Archivbeständen der Universitätsbibliothek Gießen und wurden von Prof. Dr. Anne Christine Nagel (Institut für Zeitgeschichte) und Studierenden der Geschichtswissenschaft eigens für „Musik+“ ausgewählt.

Die Auswahl an Feldpostbriefen gab den Vergessenen eine Stimme und deren persönliche Eindrücke legten berührend Zeugnis ab von der Not und Kriegsmüdigkeit der Frontsoldaten. So schrieb etwa Ernst Hohn (Dr. phil.) aus Gießen (geb. 10. August 1891 zu Darmstadt, gef. 18. August 1916 bei Pinsk) in einem auf den 22. Dezember 1915 datierten Brief:

„Die Natur verkündigt die Liebe und wir suchen den Hass; wir sind noch nicht soweit, fragt sich nur, ob wir einmal soweit sein werden? Darüber breitet die Natur nur ihr Lächeln – weißt du, wie die Mona Lisa mit dem unfassbar holdseligen und doch so zweideutigen Lächeln. Aber dann zieht sie ihre Schleier vor Sonne, Mond und Sterne und überlässt die Erde ihrem Dunst von Regen, Schnee und Unwetter. Das war unsere Sonnenwende heute Nacht ...“



Feldpostbriefe Gießener Studenten aus dem Ersten Weltkrieg*

Alfred Buchalski, stud. Phil., Gießen

geb. 24. Oktober 1891 in Bromberg
gef. 10. November 1914 bei Korteker

Vor Dixmuiden, 28. Oktober 1914.

Mit welcher Freude, welcher Lust bin ich hinausgezogen in den Kampf, der mir die schönste Gelegenheit erschien, Lebensdrang und Lebenslust sich austoben zu lassen. Mit welcher Enttäuschung sitz ich hier, das Grauen im Herzen.

Und als krasser Gegensatz dazu: mit welchem Behagen fange ich mit tiefer köstlicher Lust das hundertmal verlorene Leben ein! Wie soll ich Dir alles das, was ich die letzten Tage erlebte, so recht erzählen. Ich möchte Dir in einem dieses ganze große Erlebnis: die Schlacht, berichten, und doch sind es wieder nur Einzelheiten, die sich jetzt in den Vordergrund drängen. – Es war furchtbar!

Nicht das vergossene Blut, nicht auch der Umstand, dass es vergeblich vergossen war, auch nicht, dass in dunkler Nacht die eigenen Kameraden auf uns schossen, – nein, die ganze Kampfweise ist es, die abstößt. Kämpfen wollen und sich nicht wehren können! Der Angriff, der mich so schön dünkte, was ist er anders als der Drang: hin zur nächsten Deckung da vorn gegen diesen Hagel tückischer Geschosse. Und den Feind, der sie entsendet, nicht zu sehen!

Freilich, noch habe ich Hoffnung, dass man auch an diese Kampfweise sich gewöhnen werde, und dass sich der Drang: Vorwärts, ran an den Feind! – wird betätigen lassen. Erst etwas leisten, dann schmerzt auch die Kugel gewiss nicht so sehr.

Karl Feick, Dr. phil., Gießen

geb. 29. Dezember 1891 in Darmstadt
gef. 9. April 1917 an der Aisne

Sennelager, 17. Januar 1916.

K. und ich waren in derselben Kompagnie lange Zeit nebeneinander herumgelaufen, ohne uns näher kennenzulernen. Eines schönen Sommersonntagnachmittags lag ich im dichten Ardennenwalde und guckte durch das grüne Gewirr von Ästen ins Blaue. Da kam er auf mich zu, bekleidet mit Hose und Stiefeln, und fragte mich, ob ich etwas zu lesen hätte. Ich bot ihm das Verzeichnis von Reclams Universalbibliothek an, was großen Eindruck auf ihn gemacht haben muss, denn von da an waren wir gute Freunde. Damals verbrachten wir den freien Nachmittag mit dem Studium des besonderen Verzeichnisses, gingen die uns bekannten Autoren der Reihe nach durch und ich machte die erfreuliche Wahrnehmung,

* Die Auswahl und Transkription der Feldpostbriefe besorgte Prof. Dr. Anne Nagel, Historisches Institut der Justus-Liebig-Universität Gießen, zusammen mit Studierenden.

dass K. in Literatur ziemlich gut beschlagen war. Bald darauf lernte ich ihn auch als flotten Federzeichner kennen und schließlich waren wir dicke Freunde. Ihn widerte der öde Kommisskram schrecklich an, während ich damals mit Leib und Seele Soldat war. Er dauerte mich immer, wenn er unter der Last schwerer, schmutziger Zementsäcke einherkeuchte, oder, was ihm noch peinlicher war, zusammen mit unangenehmen Kameraden, dicht zusammengepfercht im schmutzigen Unterstand schlafen musste. Er meldete sich stets freiwillig zu jeder Patrouille und wir beide haben da draußen in dunkler Nacht zwischen den Fronten manches Abenteuer erlebt, welches unsere Freundschaft immer inniger werden ließ. Ich erinnerte mich einer tollen Nacht, in der uns die Franzosen abzufangen gedachten. Als wir versuchten, durch das französische Drahtverhau durchzukriechen, um einem französischen Horchposten mit Handgranaten auf den Pelz zu rücken, ertönte plötzlich ein Pfiff, einige Raketen platzten über unseren Köpfen und blendeten alles mit einem grellem Licht, ein wohleingerichtetes Maschinengewehrfeuer schoss wie rasend dicht über unsere Köpfe, sämtliche Posten begannen aus allen Richtungen auf uns zu schießen und selbst die Artillerie setzte uns ein Schrapnell nach dem anderen vor die Nase. Im Nu war unsere Patrouille nach allen Richtungen hin zerstoßen. Immer zwischen zwei Schrapnellschüssen sprangen wir ein Stück zurück, natürlich dauernd von der Infanterie beschossen, fielen über Stacheldraht, Leichen früher Gefallener, in Granatlöcher und Gräben, kurz, es war ein Gepurzel wie noch nie. Ich war ganz allein, sah niemanden und hörte auch bei dem starken Wind nur das Geknatter der Schüsse. Das Sternbild des Orion gab mir die Richtung. Erschöpft ließ ich mich schließlich in einen Graben fallen, um dort zu warten, bis das Feuer nachgelassen hatte. Da auf einmal kommt jemand in eleganten Kopfsprung gerade neben mich gepurzelt, fängt furchtbar an zu schimpfen und schließlich riesig zu lachen, als er mich erkennt. Es war mein Freund K. Damals rief er mir im Hagel der Schrapnellgeschosse zu: „Du, ich glaub doch, dass wir zwei zusammen gehören.“ Wir kamen glücklich zur Stellung zurück und fanden zum Glück auf dem Wege dorthin noch einen verwundeten Kameraden. Manchen schweren Gang haben wir nachher noch zusammen gemacht. Dann kam die große französische September-Offensive. Todmüde von den Anstrengungen der Schanzarbeiten, über und über bedeckt mit dem weißen Staub des Kreidebodens und halbbetäubt durch die ungeheuren Detonationen der schweren Granaten, lagen wir in den Ruinen unserer zerschossenen Unterstände und warteten sehnsüchtig auf den französischen Sturm. Am Morgen des 25. Septembers, nach siebzigstündigem schwerem Trommelfeuer, kamen sie endlich angestürmt, tausende von blauen Gestalten mit aufgepflanztem Bajonett, alle in der festen Zuversicht, uns bereits tot anzutreffen, um über unsere Leichen hinwegzustürmen und endlich dem Vaterland die Freiheit bringen zu können. – Wenige Minuten später lagen sie fast alle als schrecklich verstümmelte Leichen vor unserem Graben, aus dem der leider sehr schwache, aber umso mutigere Rest der Besatzung ein höllisches Feuer auf die dichten Sturmkolonnen gerichtet hatte. – Dann trat die unheimliche „Ruhe nach dem Sturm“ ein. Nur das jämmerliche Geschrei der Verwundeten war zu hören; es dauert noch bis zum Morgen des folgenden Tages. Endlich konnten wir uns nach den Verwundeten und gefallenen Kameraden neben uns umsehen. Taurige Bilder! Die meisten lagen verschüttet in den eingeschossenen Unterständen, viele gruben wir wieder heraus, teils noch lebend, teils tot. Vergeblich suchte ich meinen Freund und hätte ihn nicht gefunden, wenn nicht ein Kamerad mich auf eine Stelle des Grabens aufmerksam gemacht hätte, die, weil vollständig eingeschossen, sehr gefährlich zu passieren war. So hatten die Kameraden auf freiem Feld ohne Deckung dem Sturm getrotzt, während die französischen Maschinengewehre sie der Reihe nach hinstreckten. Aus dem fast völlig verschütteten Eingang eines Unterstandes erschollen Hilferufe. Endlich hatte ich mich hineingearbeitet.

Vorn lag einer mit gebrochenen Beinen, dahinter saß einer und schlief anscheinend, fiel jedoch, als ich ihn anrührte, tot um; dahinter lag einer im Sterben und ganz hinten im Dunklen rief mein Freund meinen Namen mit schwacher Stimme. Die Körper der anderen Kameraden verwehrten mir den Zugang zu ihm. Schließlich gelang mir's, von einer anderen Seite aus vorzudringen, ihn am Koppel zu fassen und herauszuziehen. Die rechte Hand war ganz zerschmettert, die Hand, welche einst die schönsten Zeichnungen gefertigt hatte. Aus der linken Brust quoll ein starker Blutstrom. Ich musste K., der durch den großen Blutverlust ohnmächtig war, unter den schwierigen Verhältnissen zum Verbandplatz schleifen. Aber nicht ein einziges Mal hat er gestöhnt, selbst dann nicht, als ihm von der Hand die Überreste der Finger abgeschnitten wurden. Ich sah ihn dann bis heute nicht mehr. Als einziger überlebender Korporal unseres Zuges durfte ich später Vorschläge zum Eisernen Kreuz machen, und heute hat mir mein Freund mit der linken Hand in einem Brief mitgeteilt, dass meine Bitten, ihn mit dem Eisernen Kreuz auszuzeichnen, damals nicht erfolglos waren.

Edmund Knoellinger, stud. Phil., Gießen

geb. 20. August 1892 in Budenheim bei Mainz
gef. 16. Oktober 1917 am Chemin des Dames

Im Westen, 15. August 1916.

Deutschland ist so schön, so [...] schön.

Sie haben sicherlich herrliche Tage gehabt im Harz und hernach im Lahntal.

[...] Meine Mutter hat ein Gesuch an das Kriegsministerium gerichtet, die Sache mit meinen beiden Brüdern (die beide in Frankreich gefallen) dargelegt und gebeten, man möge mich aus der Front zurücknehmen, damit ihr wenigstens der dritte Sohn erhalten bliebe. (Dies tat sie alles ohne mein Wissen und Willen.) Das Kriegsministerium hat das Gesuch sofort genehmigt und dem Regiment telegraphisch dies mitgeteilt. Das Regiment schlug mir Versetzung in ein Rekrutendepot oder sonst eine Ersatzformation, eventuell in der Heimat vor. Ich habe jedoch eine Versetzung aus der Front glatt abgelehnt. Für einen jungen Offizier ist es Ehrensache, in der Front zu bleiben, solange es überhaupt möglich ist. Es ist keine Lieblosigkeit gegen meine Mutter, wenn ich das sage, sondern lediglich die Feststellung, dass die Pflicht gegen die Allgemeinheit die höhere ist.

Ich weiß sehr wohl, dass die meisten Offiziere in der Front nicht so streng denken über ihre Pflicht wie ich. Ich weiß sehr wohl, dass mich wohl alle Leute darum verurteilen werden; aber ich bin mir bewusst, richtig gehandelt zu haben. Meine Brüder sind als Helden in den Tod gegangen – sollte ich mich da verkriechen?

Niemals!

Ernst Hohn, Dr. phil., Gießen

geb. 10. August 1891 zu Darmstadt
gef. 18. August 1916 bei Pinsk

22. Dezember 1915.

Heute Nacht ist Sonnenwend gewesen. Es war hier eine ganz wunderbare Stimmung. Erst war überall so ein unstetes, milchiges Licht und im Wald dazu die Schlaglichter von den riesig

hohen Stämmen über den nur ganz feingestreuten Schneestaub – dann war der Mond auf einmal durch den Dunst hindurch, und da war es wie Frühling, die Wiesen mit jungen Grasspitzen übersät, nur viel gleichmäßiger und dichter ohne die dunklen Streifen und Punkte, die man im Frühling sieht, und die Bäume überdeckt mit unzähligen Blüten, wie wenn alle Kirschen und Aprikosen wären, und auch die Tannen, als ob die frischen Frühlingsspitzen daransäßen, und so still, so ruhig, ein Zauber über allem. Hier wir, drüben der Feind, und dabei der Waldzauber, als wenn Friede wäre, wirklich Weihnachten. Dann kommt es einem wieder so unglaublich vor, dass man dastehen oder stehen soll, um bei dem Feind auf den Augenblick zu passen, wo man ihn schädigen kann, und nicht der so viel größeren Gottesoffenbarung zu lauschen. Die Natur verkündigt die Liebe und wir suchen den Hass; wir sind noch nicht soweit, fragt sich nur, ob wir einmal soweit sein werden? Darüber breitet die Natur nur ihr Lächeln – weißt du, wie die Mona Lisa mit dem unfassbar holdseligen, und doch so zweideutigen Lächeln. Aber dann zieht sie ihre Schleier vor Sonne, Mond und Sterne und überlässt die Erde ihrem Dunst von Regen, Schnee und Unwetter. Das war unsere Sonnenwend heute Nacht ...

2. März 1916.

Jetzt heißt seit einiger Zeit wieder die Parole mit voller Macht: Los vom Irdischen, auf den Spuren Dantes weiter, wir müssen weiterkommen, sonst hat die ganze Menschheit, das ganze Leben, die ganze Liebe keinen Zweck ...

3. März 1916.

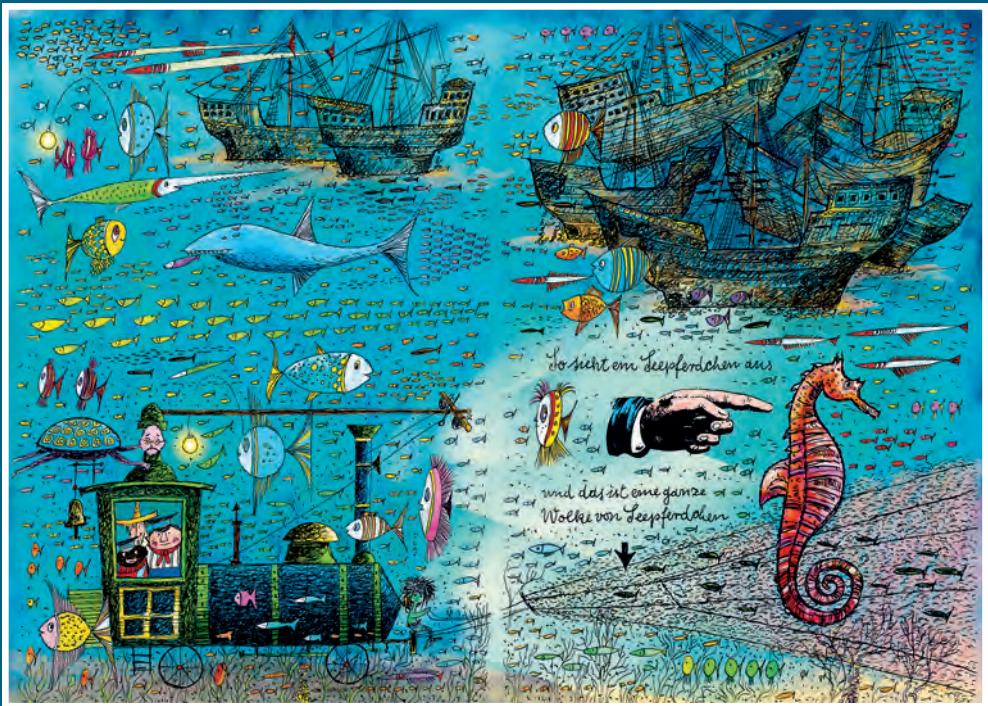
... Bei jedem Wunsche müssen wir im Auge behalten: Nichts wünschen, was aufs Irdische geht, erst recht nichts, was Geistiges in Irdisches herunterzieht, aber ein Offenbarwerden des Geistigen in der Welt und immer die Menschheitsentwicklung und Eigenentwicklung nur unter diesem Gesichtspunkte im Auge behalten. Das Ziel der Erdenentwicklung aber ist die Liebe und Freiheit.

... Ich lese fast täglich Thomas a Kempis, aber in der heiligen Schrift. So erhalte ich mir die Harmonie im Gefühl und Gedanken. Und mehr brauche ich hier nicht als das seelische Gleichgewicht. Damit hoffe ich alles zu überstehen, was Nervenkraft erfordert.

Polz, 27. Juli 1916.

... und wenn wir an das Gute im Menschen nicht mehr glauben könnten, wie könnten wir noch an Gott glauben? Es kommt in der höchsten Potenz auf das hinaus: Wer an mich glaubt, der glaubt an den, der mich gesandt hat. Da hast du recht: Lieber zehnmal übers Ohr gehauen werden. So was macht sich freilich nicht in der Wirklichkeit bezahlt, oder vielmehr in der Welt. Das gleicht sich auf ganz anderem Gebiete aus. – –

**Beiträge zur Ringvorlesung des Präsidenten:
„Europa. Eine Welt von gestern?“
(Wintersemester 2018/2019)**





Christine Landfried

„Warum klappt es nicht mit einem Europa der Bürger und wie können wir das ändern?“

Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Europa. Eine Welt von gestern?“ an der Justus-Liebig-Universität Gießen am 22. Oktober 2018

Die EU befindet sich an einem Wendepunkt. Im Dezember 2015 titelte das New York Times Magazine: „Hat Europa den Moment des Zusammenbruchs erreicht?“ In der Tat – mit Europa verbinden wir heute tiefgreifende Krisen. Wir assoziieren mit Europa die Bilder von kleinen Booten im Mittelmeer, die überfüllt sind mit erschöpften Menschen. In den ersten 6 Monaten des Jahres 2018 ist die Zahl der Flüchtlinge, die von Libyen nach Italien übersetzten, im Vergleich zu 2017 drastisch gesunken. Gleichwohl sind mehr als tausend Geflüchtete im ersten Halbjahr 2018 bei der Überfahrt ertrunken, „allein im Juni starben 564 Menschen“. ¹ Wie kann es sein, dass der Sinn der zivilgesellschaftlichen Seenotrettung durch NGOs bezweifelt wird, solange das politische Versagen der EU in der Flüchtlingspolitik so offensichtlich ist?

Es wird deutlich: Die Krisen, die Europa seit 2010 erschüttern, lassen sich kaum mit den Krisen vergleichen, die es im Laufe der europäischen Integration immer wieder gab und aus denen die EU meist gestärkt hervorging. Dies kommt auch im Thema dieser Ringvorlesung zum Ausdruck: „Europa. Eine Welt von gestern?“ Wenn wir Europa nicht für eine Welt von gestern halten, dann müssen wir fragen, unter welchen Bedingungen Europa trotz all der Herausforderungen eine Zukunft hat. Da ein demokratisches Europa ohne eine politisch wirksame Teilhabe der Bürgerinnen und Bürger nicht denkbar ist, lässt sich unsere Frage konkretisieren: Unter welchen Bedingungen ist ein Europa der Bürgerinnen und Bürger möglich?

Die Frage erinnert mich an das Theaterstück „Die Schiffbrüchigen der Verrückten Hoffnung“ des Théâtre du Soleil bei Paris. Das Stück ist eine „kollektive Arbeit“ des Theaters, gemeinsam geschrieben von Ariane Mnouch-

kine und Hélène Cixous, inspiriert von einem Roman Jules Vernes. Die Uraufführung fand am 3. Februar 2010 statt.² Das Geschehen spielt in einer typischen Pariser Tanzkneipe kurz vor Ausbruch des 1. Weltkrieges. Die Kneipe hat den Namen „Fol Espoir“ – „Zur verrückten Hoffnung.“ Der Wirt, Monsieur Félix Courage, ist von der neuen Technik des Stummfilms begeistert und stellt seinen Dachboden dem Regisseur Jean La Palette und der Regisseurin Gabrielle La Palette zur Verfügung, die den Roman „Die Gestrandeten“ von Jules Verne verfilmen möchten.

In diesem Roman geht es um Schiffbruch in vielerlei Hinsicht. Auswanderer aus Deutschland, Großbritannien und Italien kentern auf der Fahrt nach Australien mit ihrem Schiff bei Kap Horn. Das Schiff der Auswanderer hat den Namen – Sie ahnen es – „Die verrückte Hoffnung“. Die Gestrandeten werden von dem Einheimischen Yuras und dem europäischen „Aussteiger“ Kawdjer gerettet, scheitern aber bei dem Versuch, auf der ihnen von Chile überlassenen Insel Hoste eine Gesellschaft aufzubauen, in der Freiheit und Gerechtigkeit verwirklicht werden. Trotz des Scheiterns auf vielen Ebenen endet das Theaterstück mit einem positiven Entwurf für die Zukunft. In der letzten Einstellung des Filmes, den Jean und Gabrielle La Palette auf dem Dachboden der Tanzkneipe drehen, verlassen Yuras und Kawdjer die Insel Hoste, um der Gier der Menschen nach Gold zu entrinnen. Sie stehen am Bug ihres kleinen Bootes und setzen sich das Ziel, einen Leuchtturm zu bauen:

*„En ces jours de ténèbres
nous avons une mission,
apporter aux vaisseaux
qui errent dans le noir,
la lueur obstinée d'un phare!“³*

*„In diesen Tagen der Finsternis
haben wir einen Auftrag.
Bringen wir den Schiffen,
die im Dunkeln irren,
den beharrlichen Schein eines
Leuchtturms.“*

Weshalb erinnert mich das heutige Thema an dieses Theaterstück? In diesem Theaterstück wird genau das dargestellt, was die EU braucht, um ein Europa der Bürgerinnen und Bürger zu werden, und was wir so oft vermissen: Wir erleben Leidenschaft in der Sache – der Wirt Félix Courage, die Regisseure Jean und Gabrielle La Palette und die Schauspieler sind trotz der schlechten Nachrichten des nahenden 1. Weltkrieges nicht unterzukriegen. Sie machen weiter, sie versuchen mit ihrem Stummfilm eine Realität zu schaffen, die sich der widrigen Realität der Welt entgegenstellt, einen Gegenentwurf zeichnet und die Menschenwürde in den Mittelpunkt rückt. Alle, die in der Kneipe arbeiten, wirken im Film mit, es ist eine Gemeinschaftsarbeit, und im Prozess des Arbeitens am Film entsteht Zugehörigkeit. Wir erleben die Freude der Schauspieler am Gestalten, an der Interaktion, an den neuen technischen Möglichkeiten des Filmens. Wir sehen, wie es gelingt, auch mit wenig Finanzen, aber viel Phantasie, ein Ziel zu erreichen. „Wallende Stoffbahnen werden zu tosenden Wellen, der pathologische Blizzard lässt unentwegt papierne Schneekristalle von der Decke rieseln.“⁴ Die Grenzen zwischen Theater und Film, zwischen Tanz, Schauspiel und Pantomime verschwimmen. Die Schauspielerinnen und Schauspieler haben mehrere Rollen, mehrere Identitäten. Wir erleben in diesem Theaterstück Optimismus, der nicht naiv ist und einen kreativen Umgang mit der widrigen Realität.

Ganz anders die Situation in Europa: ein großer Teil der Bürgerinnen und Bürger in den noch 28 Mitgliedstaaten fühlt sich der EU nicht zugehörig. Wer denkt bei der EU an Leidenschaft? Verbinden wir mit Europa nicht vielmehr Bürokratie und Experten? Immerhin: In letzter Zeit rührt sich „die europäische Bürgergesellschaft vernehmlicher ...“, seit die Wucht und Zerstörungskraft der autoritär-nationalistischen Wel-

len vielen bewusst geworden ist“.⁵ Organisationen wie die Jungen Europäischen Föderalisten oder die Bürgerinitiative Pulse of Europe zeigen, dass etwas in Bewegung kommt. Doch ein Europa der Bürgerinnen und Bürger müsste auf einem breiteren Fundament stehen. Bisher klappt es mit einem Europa der Bürgerinnen und Bürger nicht. Warum?

Es ist meine *Hypothese*, dass ein Europa der Bürgerinnen und Bürger bisher nicht entstehen konnte, weil die kulturellen Grundlagen eines demokratischen Europas weitgehend fehlen. Die politischen Eliten haben die Bedeutung dieser Grundlagen unterschätzt. Und die Mechanismen europäischen Regierens wie auch die gesellschaftlichen und ökonomischen Fragmentierungen in und zwischen den Mitgliedstaaten sind den kulturellen Voraussetzungen der europäischen Demokratie nicht förderlich. Zu diesen kulturellen Voraussetzungen gehören das Vertrauen in die europäische Politik, ein Zugehörigkeitsgefühl zur EU, Empathie, ein kooperatives Verhalten,⁶ Toleranz, die Anerkennung von Anderssein und ein kommunikativer Umgang mit diesem Anderssein.⁷ Die kulturellen Voraussetzungen der europäischen Demokratie haben also mit Emotionen zu tun. Sie gedeihen durch die demokratische Teilhabe der Bürger und eine politisch wirksame Öffentlichkeit. Beides ist in der EU nur unzureichend vorhanden.

Der Brexit müsste ein Weckruf sein. Doch weit gefehlt. Die Eliten unterschätzen noch immer die kulturellen Grundlagen der europäischen Demokratie. Nehmen wir z.B. das „Weißbuch zur Zukunft Europas“ der Europäischen Kommission vom 1. März 2017. Im Zentrum stehen die ökonomischen Vorteile der EU. Es sei das Ziel der europäischen Integration, dass jeder Einzelne von der EU profitiere. Die Notwendigkeit eines Zugehörigkeitsgefühls zu Europa, das über wirtschaftliche Interessen hinausgeht, wird nicht erkannt.

Der Vortrag gliedert sich in drei Teile. Zunächst werde ich einige Indikatoren nennen, die zeigen, dass die kulturellen Grundlagen für ein Europa der Bürgerinnen und Bürger erst in Ansätzen vorhanden sind. In einem zweiten Schritt werde ich analysieren, welche Gründe

es dafür gibt, und welche aktuellen Entwicklungen die kulturellen Grundlagen Europas weiter schwächen. Und in einem dritten Schritt werde ich einen Vorschlag machen, der dazu beitragen könnte, die kulturellen Grundlagen der europäischen Demokratie zu stärken.

1. Welche Indikatoren zeigen uns die Schwäche eines Europas der Bürger?

Nach dem Eurobarometer vom Frühjahr 2018 haben 42 Prozent der Bürgerinnen und Bürger Vertrauen in die EU. Dies ist ein Zugewinn an Vertrauen im Vergleich zu den 33 Prozent im Frühjahr 2016, aber ein Verlust im Vergleich zu den 57 Prozent Vertrauen in die EU im Frühjahr 2007. Am höchsten ist das Vertrauen in die EU in Litauen, gefolgt von Portugal, Dänemark und Luxemburg. Deutschland befindet sich mit 49 Prozent Vertrauen im oberen Mittelfeld und Großbritannien und Griechenland sind, wenig überraschend, die Schlusslichter mit 30 bzw. 27 Prozent Vertrauen. Es bleibt festzuhalten, dass im Durchschnitt nicht einmal die Hälfte der Bürgerinnen und Bürger der Mitgliedstaaten Vertrauen in die EU besitzt.⁸ Das Misstrauen in die EU erreichte einen letzten Höhepunkt mit dem Brexit-Referendum in Großbritannien. Am 23. Juni 2016 stimmten 51,89 Prozent der Wähler, das sind 37,44 Prozent der Wahlberechtigten, für den Austritt des Vereinigten Königreiches aus der EU.

Ein wichtiger Indikator für die Stärke oder Schwäche eines demokratischen Europas ist die Antwort der Bürgerinnen und Bürger auf die Frage, ob ihre Stimme in der EU zähle. 45 % bejahen diese Frage, 49 Prozent verneinen sie im Frühjahr 2018. Im Jahre 2004 fanden zum Vergleich nur 39% der Bürgerinnen und Bürger in den Mitgliedstaaten, dass ihre Stimme in der EU zähle. Wie realistisch die Bürger ihren Einfluss einschätzen, zeigen die Unterschiede zwischen den Mitgliedstaaten. In Dänemark sind 66 Prozent und in Deutschland 65 Prozent der Meinung, dass ihre Stimme zähle. In Estland sind 20 Prozent und in Griechenland 24 Prozent der Bürgerinnen und Bürger dieser Meinung.⁹ Der Anteil der Bürger, die der Meinung sind, dass ihre Stimme in der EU zähle, ist

seit 2004 zwar um 6 Prozentpunkte gestiegen, bleibt freilich immer noch deutlich unter 50 Prozent und bringt ein schwaches Zugehörigkeitsgefühl zum Ausdruck. Wenn meine Stimme nicht zählt, kann ich kein Zugehörigkeitsgefühl aufbauen.

Die Wahlbeteiligung ist ein weiterer Indikator für die Lebendigkeit einer Demokratie. Die Beteiligung bei den Wahlen zum Europaparlament hat seit der ersten Direktwahl dieses Parlamentes im Jahr 1979 mit einer Wahlbeteiligung von fast 62 (61,99) Prozent kontinuierlich abgenommen. Bei den Wahlen im Jahr 2014 betrug sie noch gut 42 (42,61) Prozent. Man kann dies den Bürgerinnen und Bürgern nicht wirklich verübeln. Denn trotz des Zuwachses an Kompetenzen für das Europaparlament ist mit der Wahl zu diesem Parlament keine Wahl oder Abwahl einer Regierung verbunden. Hinzu kommt, dass viele Politikfelder, die in den nationalen Demokratien durch Gesetze und damit vom Gesetzgeber politisch gestaltet werden, in der EU in den Verträgen geregelt und damit der politischen Auseinandersetzung gerade entzogen sind. Der Verfassungsrechtler und ehemalige Bundesverfassungsrichter Dieter Grimm hat auf diese Entpolitisierung hingewiesen, die dadurch entstehe, dass konkrete Details einzelner Politiken in den europäischen Verträgen stehen, und diese Verträge wie eine Verfassung behandelt werden. Was aber erst einmal in der Verfassung steht, ist Prämisse und nicht mehr Thema der Politik.¹⁰

Schließlich zeigen die Erfolge der Populisten mit ihren fremdenfeindlichen Programmen, dass Toleranz und Anerkennung von Anderssein in Zeiten steigender Migration nicht mehr selbstverständlich sind. Im Frühjahr 2018 gehörte für die Bürgerinnen und Bürger in allen EU-Mitgliedstaaten mit Ausnahme Portugals die Migration zu den beiden dringendsten Sorgen.¹¹ Die mit wachsender Migration verknüpfte Sichtbarkeit des Islam hat in Europa zu heftigen Konflikten geführt, etwa über den Bau einer Moschee oder die Verschleierung der Frauen. Es gebe zwar Schnittstellen im Alltag zwischen Muslimen und Nicht-Muslimen, so die Soziologin Nilüfer Göle, aber „es kommt nicht wirklich zu einer Verbindung zwischen

den Bürgern mit ihren unterschiedlichen Überzeugungen, geschweige denn zu einer gegenseitigen Anerkennung“.¹²

2. Warum klappt es nicht mit einem Europa der Bürgerinnen und Bürger?

Das geringe Vertrauen der Bürgerinnen und Bürger in die EU, das schwach ausgebildete Zugehörigkeitsgefühl zu dieser supranationalen Organisation, die geringe Beteiligung bei den Wahlen zum Europaparlament und die wachsenden Erfolge populistischer Parteien sind nur einige der Indikatoren, die zum Ausdruck bringen, dass es mit einem Europa der Bürgerinnen und Bürger nicht so recht klappt. Nach meiner Hypothese lässt sich ein Europa der Bürger nur dann verwirklichen, wenn wir die kulturellen Voraussetzungen der europäischen Demokratie ernst nehmen und stärken. Im Folgenden möchte ich begründen, weshalb die spezifischen Mechanismen des europäischen Regierens das Entstehen der kulturellen Grundlagen eines Europas der Bürger gerade nicht fördern, und die zunehmenden ökonomischen und medialen Fragmentierungen die ohnehin schwachen kulturellen Voraussetzungen der europäischen Demokratie zusätzlich gefährden.

Das Regieren in der EU ist durch die Kluft zwischen geringer demokratischer Beteiligung und umfassenden politischen Kompetenzen auf der europäischen Ebene charakterisiert. In der EU sind es in erster Linie die Experten der Kommission und die Regierungen der Mitgliedstaaten, die verhandeln und Entscheidungen treffen. Die Parlamente werden oft erst in die Debatte eingeschaltet, wenn die Entscheidungen schon gefallen sind. Insbesondere Krisensituationen sind die Stunde der Exekutive. Das politische Handeln zur Bekämpfung der Eurokrise war in besonders hohem Maße für die Bürger intransparent. Wenn aber Entscheidungen ohne öffentliche und parlamentarische Debatten stattfinden, wenden sich die Bürgerinnen und Bürger ab. Am Beispiel des Euro-Rettungsschirmes lässt sich der Machtverlust der Parlamente und seine Folgen für das Europa der Bürgerinnen und Bürger veranschaulichen.

Im Verlauf des Krisenmanagements wurden wichtige Kompetenzen der nationalen Parlamente auf die europäische Kommission übertragen. So konnte die Kommission als europäische „Regierung“ in kleinen Schritten und ohne viel öffentliche Aufmerksamkeit immer größeren Einfluss auf die Haushaltspolitik der nationalen Parlamente gewinnen. In den Medien wurde zwar ausgiebig über die schlechte ökonomische Lage Griechenlands berichtet. Zu den weitreichenden Änderungen des Regierens in der Eurozone gab es jedoch keine öffentliche Debatte. Die politischen Eliten haben es versäumt, eine öffentliche Debatte über die Krisenpolitik und die zunehmende Macht der Exekutiven anzustoßen.

So war mit dem Fiskalpakt über die „Stabilität, Koordinierung und Steuerung in der Wirtschafts- und Währungsunion“¹³ mehr Macht für die europäische Kommission zu Lasten der nationalen Parlamente verbunden. In diesem Pakt einigte man sich auf neue Regeln zur Förderung eines ausgeglichenen Haushaltes in den Mitgliedstaaten der Eurozone. Die neuen Regeln verknüpften national verankerte Vorkehrungen zur Sicherung eines ausgeglichenen Haushaltes mit einer europäischen Überwachung. Die Kommission schlägt den zeitlichen Rahmen für das Erreichen eines ausgeglichenen Staatshaushaltes vor. Sie entwickelt auch die Grundsätze der nationalen Korrekturmechanismen, die für den Fall einzurichten sind, dass es „erhebliche Abweichungen“ vom Ziel eines ausgeglichenen Haushaltes gibt (Artikel 3 des Fiskalpaktes). Es überrascht daher, dass im Fiskalpakt zu lesen ist, das Haushaltsrecht der Parlamente werde nicht eingeschränkt (Artikel 3 Abs. 2). Diese Beteuerung ist ein Selbstbetrug der politischen Eliten und ändert nichts am realen Machtverlust der Parlamente. Im Moment beobachten wir die Auswirkungen der Macht der Kommission in Haushaltsfragen am Beispiel Italiens. Die Europäische Kommission hat am 18. Oktober 2018 den Etatplan Italiens wegen zu hoher Neuverschuldung zurückgewiesen.

In der Eurokrise spielte neben den nationalen und europäischen Exekutiven der Internationale Währungsfonds (IWF) eine wichtige Rolle.

Georgette Lalis, Leiterin des Athener Büros der Task Force der Kommission für Griechenland im Zeitraum von 2011 bis 2105, spricht von einem extremen Vertrauen der Politik in die Technokratie. Für öffentliche Debatten habe man keine Zeit gehabt. Langwierige Diskussionen seien den politischen Eliten ein Gräuel. Der IWF habe etwa 10 Prozent der finanziellen Hilfen für Griechenland übernommen, aber in einem weit höheren Maße die Entscheidungen zu den Strukturreformen geprägt.¹⁴ Diese Strukturreformen als Bedingungen der Finanzhilfen beinhalteten eine strikte Austeritätspolitik und weitreichende Privatisierungen. Der IWF, gestützt vom blinden Vertrauen der EU Mitgliedstaaten,¹⁵ konnte seine wirtschaftspolitischen Präferenzen bei den Auflagen für die Griechenlandhilfe weitgehend durchsetzen. Damit beeinflusste eine internationale Organisation die europäische Krisenpolitik und definierte die Inhalte dieser Politik. Auf diese Weise kommt es zu Interpretationsmonopolen, die mit dem Anspruch einer kritischen Öffentlichkeit, die „Deutungsmöglichkeiten offenzuhalten“,¹⁶ nicht vereinbar sind.

Wo bleiben bei all dem die Bürgerinnen und Bürger? Sie können ein nationales Parlament wählen, das auf die Entscheidungen zur Bekämpfung der Eurokrise wenig Einfluss hatte und sie haben eine Stimme bei der Wahl zum Europaparlament, das ebenfalls nicht zu den maßgeblichen Akteuren des Krisenmanagements gehörte. Die europäische Politik stützt sich auf Exekutiven und Experten und bleibt für einen großen Teil der Bürgerinnen und Bürger intransparent. So notwendig Experten und ihr Wissen für politisches Handeln sind, und so sehr die populistische Expertenverachtung zu bekämpfen ist, so gilt auch, dass eine Demokratie auf den kontinuierlichen Austausch zwischen politischen Eliten und Bürgern in der Öffentlichkeit auch zwischen den Wahlen angewiesen ist. Dieser Dialog über die gesellschaftlichen Gräben und nationalen Grenzen hinweg findet in einer zunehmend fragmentierten und kommerzialisierten Öffentlichkeit kaum noch statt.¹⁷

In einer Öffentlichkeit, in der die Massenmedien oft der politischen Macht zu nahe stehen,¹⁸

und die sozialen Medien ein Forum für Gleichgesinnte sind,¹⁹ verengt sich der Raum für die Vielfalt der Perspektiven. Doch gerade in einer Zeit, in der die EU mit schwerwiegenden Krisen konfrontiert ist, die westlichen Gesellschaften sich durch die Migration dauerhaft verändern, und die internationale Ordnung durch die Abschottung der USA in Gefahr ist, sollte die europäische Öffentlichkeit ein Ort sein, an dem eine möglichst große Vielfalt von Meinungen zur Geltung kommt. Die Bürger müssen ihre Stimmen geltend machen und alle Beteiligten sich in wechselseitigem Einfühlungsvermögen begegnen können. Auch die Öffentlichkeit hat also eine emotionale Dimension, die es neben der von Jürgen Habermas zu Recht betonten rationalisierenden Wirkung öffentlicher Debatten zu berücksichtigen gilt. In der europäischen Öffentlichkeit, die sich aus nationalen und europäischen Teil-Öffentlichkeiten zusammensetzt, muss Raum sein für Konflikte, Meinungsverschiedenheiten, und auch für Emotionen. „Die öffentliche Sphäre braucht die Polyphonie und den Dialog – ja sogar den Karneval –, um der Vielfalt der konkurrierenden ‚Ist-Zustände‘ Rechnung zu tragen und die Komplexität der modernen Erfahrung begreifen zu können.“²⁰ Doch wie können sich Bürgerinnen und Bürger an öffentlichen Debatten beteiligen, wenn die politischen Prozesse in der EU intransparent sind und die Entscheidungen ohne angemessene öffentliche Debatten und an den gewählten Parlamenten vorbei getroffen werden? Die Kluft zwischen geringen Partizipationsmöglichkeiten der Bürger in der EU und weitreichenden europäischen Kompetenzen verhindert die Entwicklung der kulturellen Grundlagen für ein Europa der Bürgerinnen und Bürger. Eine weitere Kluft gefährdet die kulturellen Voraussetzungen der europäischen Demokratie: Die Kluft zwischen Arm und Reich. Die wachsende Ungleichheit in und zwischen den EU-Mitgliedstaaten ist eine Folge der strukturellen Herausforderungen der Globalisierung, aber auch eine Folge politischer Entscheidungen. Die Nationalstaaten wie auch die EU mussten auf den rasanten sozio-ökonomischen Wandel seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts reagieren und sahen sich gleich-

zeitig in ihren Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt.²¹ Wie zahlreiche Nationalstaaten, so hat auch die EU den Weg der Anpassung an den Markt gewählt. In der EU besaß insbesondere der EuGH wegen des Vorranges des europäischen Rechtes die Interpretationshoheit über den Binnenmarkt. „Wie sich herausstellte, verfolgte der EuGH das Ziel der Marktintegration mit beträchtlichem Eifer, während andere Belange diesem Ziel untergeordnet wurden ... Die Nutznießer der Rechtsprechung waren die vier wirtschaftlichen Grundfreiheiten (freier Verkehr von Gütern, Arbeitskräften, Dienstleistungen und Kapitalien) ...“²² Zahlreiche nationale Schutzmechanismen wurden abgeschafft, ohne dass es zu neuen europäischen Regulierungen etwa im Bereich der Gesundheit oder der Umwelt kam.

Besonders folgenreich war die Liberalisierung der Kapitalmärkte und damit „die Öffnung der Märkte für den freien Zustrom von kurzfristigem Spekulationskapital“.²³ Mit den Entscheidungen für ein wirtschaftspolitisches Konzept der Deregulierung und Liberalisierung wurde den negativen Begleiterscheinungen der Globalisierung gerade nicht gegengesteuert. Auch internationale Institutionen wie der Internationale Währungsfonds oder die Weltbank haben sich diesem Konzept verschrieben und „den Aspekten Gerechtigkeit, Beschäftigung und Wettbewerb, der Geschwindigkeit und Reihenfolge von Reformen oder auch der Frage, wie Privatisierungen umgesetzt werden sollten, zu wenig Beachtung geschenkt“.²⁴

Die Folgen der Globalisierung erhielten dadurch eine bestimmte Richtung.²⁵ Sie sind mit einer ungleichen Verteilung von Gütern, Dienstleistungen, Kapital, technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften verbunden. Der Wirtschaftswissenschaftler Thomas Piketty zeigt in seiner Studie zum Kapital im 21. Jahrhundert, dass die Einkommen aus Kapital prozentual stärker wachsen als das gesamtwirtschaftliche Wachstum. Dieser Mechanismus sei nun im Zusammenhang mit der ungleichen Verteilung der Vermögen zu sehen. So besitzen die reichsten 0,1 Prozent der Erde einen Anteil von 20 Prozent am Gesamtvermögen.²⁶ Thomas Piketty fordert uns auf, darüber nachzu-

denken, was es bedeutet, dass die Kapitalrendite schneller wächst als die Gesamtwirtschaft, und diese „Ungleichheit der Kapitalrendite in Abhängigkeit von der Größe des Ausgangsvermögens verstärkt wird“.²⁷ Dies führe zu einer „globalen Dynamik der Vermögensakkumulation und -verteilung ...“, die explosive Folgen zeitigen und eine völlig außer Kontrolle geratene Spirale der Ungleichheit in Gang setzen“ könne.²⁸

Die Daten belegen, dass die Vermögen schneller wachsen als die Einkommen und insbesondere die Ungleichheit der Vermögen zunimmt. In Deutschland sind die Unternehmens- und Vermögenseinkommen im Zeitraum von 1991 bis 2016 stärker gestiegen als die Arbeitnehmerinkommen.²⁹ Bei krassen ökonomischen Ungleichheiten wird der soziale Zusammenhalt einer Gesellschaft brüchig. Wenn sozio-ökonomisch benachteiligte Schichten der Bevölkerung den Eindruck haben, dass die Politik ohnehin nicht für sie da ist, dann werden sie das Vertrauen in demokratische Institutionen auf den nationalen und europäischen Ebenen verlieren.

3. Wie ließe sich ein Europa der Bürgerinnen und Bürger aufbauen?

Nachdem ich versucht habe, eine Diagnose zur Lage des Europas der Bürgerinnen und Bürger zu stellen, möchte ich nun einen Vorschlag machen, wie sich die Lage bessern könnte.

Ich möchte einen Vorschlag des französischen Präsidenten Emmanuel Macron aufnehmen. Die EU brauche eine Neugründung durch die Änderung der Verträge und diese Neugründung müsse durch die Bürgerinnen und Bürger in demokratischen Konventen mitgestaltet werden. Statt am Ende des Prozesses die Bürger vor die Wahl „Ja“ oder „Nein“ zu stellen, gehe es darum, die Bürger in die Debatten zu den Zielen und Prioritäten des Europas von morgen einzubeziehen.

Mir ist klar, dass nach dem Scheitern der europäischen Verfassung an den Referenden in Frankreich und den Niederlanden im Jahr 2005 Vertragsänderungen als riskant gelten. Nicht alle Mitgliedstaaten würden bei einem solchen

Projekt mitmachen. Aber warum können wir nicht aus Fehlern lernen und es diesmal besser machen? In seiner 1½-stündigen leidenschaftlichen Rede in der Sorbonne am 26. September 2017 plädierte Emmanuel Macron für eine Vertragsänderung zur Neubegründung des europäischen Projektes. In dieses Projekt sollten die Bürgerinnen und Bürger einbezogen sein: „... haben wir keine Angst mehr vor der europäischen Bevölkerung. Methodisch können wir unser Europa nicht mehr ohne sie gestalten. Aber wir dürfen nicht in die Falle der Populisten oder Extremisten tappen, die darin besteht, zu fragen: ‚Stellen wir die Frage direkt und einfach: ja oder nein?‘ Die Antwort ist bekannt. Es ist immer ‚nein‘, was auch immer die Frage ist. Wir müssen das europäische Projekt neu begründen durch und mit den Völkern, mit einem politischen Anspruch, der viel stärker ist als eine einfache Entscheidungsfrage.“³⁰ Es solle eine „offene, freie, transparente und europäische Debatte“³¹ im Rahmen demokratischer Konvente organisiert werden, um die EU neu zu schaffen.

Zunächst würden die Mitgliedstaaten, die sich an der Neugründung beteiligen, einen Fahrplan definieren und einen für alle demokratischen Konvente einheitlichen Fragenkatalog entwerfen. Die Fragen könnten zum Beispiel von den Europa-Ausschüssen der nationalen Parlamente und dem Innenausschuss des Europaparlamentes vorbereitet werden. Die Konvente könnten nach dem Modell der Zukunftsräte gestaltet werden, die die Politikwissenschaftlerin Patrizia Nanz und der Soziologe Claus Leggewie vorgeschlagen haben. In den Mitgliedstaaten, die sich an einer Neugründung der EU beteiligen, würden durch „qualifizierte Zufallsauswahl“³² zunächst demokratische Konvente auf den lokalen und regionalen Ebenen in der Größe von 20–25 Personen eingerichtet werden. Diese Konvente würden sich alle mit denselben Fragen zu den Zielen der EU und zu den Institutionen und Verfahren europäischen Regierens befassen. Es ginge darum, einen gemeinsamen Rahmen für politisches Handeln in der EU zu schaffen. Es wäre zu diskutieren, ob Europa in Richtung einer föderalen Union mit parlamentarischer

Grundordnung entwickelt werden soll oder nicht. Auf die Tagesordnung gehörte zum Beispiel auch die Frage, auf welche Weise sich die europäischen Werte der Menschenwürde, der sozialen Gerechtigkeit und Solidarität besser verwirklichen ließen. Die demokratischen Konvente sollten die Möglichkeit haben, den vorgelegten Fragenkatalog zu ergänzen. Ein Konventsbüro in Brüssel könnte Materialien besorgen und Kontakte zu Experten herstellen.

Die lokalen und regionalen Bürgerkonvente könnten sich untereinander austauschen und europäisch vernetzen. Sodann müssten diese Konvente ihre Empfehlungen an einen nationalen Konvent weiterleiten. Die 27 nationalen Konvente wiederum würden über die Empfehlungen diskutieren und aus ihrem Kreis jeweils zwei Mitglieder in den europäischen Konvent entsenden. Über die Zusammensetzung dieses europäischen Konventes wäre noch nachzudenken. Neu wäre in jedem Fall, dass die lokalen und regionalen Konvente in die Meinungsbildung zu Vertragsänderungen einbezogen wären und insgesamt 54 Mitglieder der nationalen Konvente im europäischen Konvent mitarbeiteten.

So könnte eine europaweite Debatte zur Zukunft der EU in Gang kommen und die EU mit den Bürgerinnen und Bürgern neu gegründet werden.³³ Ein Vorschlag der verrückten Hoffnung? Es wäre einen Versuch wert.

Anmerkungen:

¹ Caterina Lobenstein, Mariam Lau, Seenotrettung. Oder soll man es lassen? In: Die Zeit vom 12. 7. 2018. Vgl. die Selbstkritik der Chefredaktion in: „Die Zeit“ vom 18. 7. 2018.

² Théâtre du Soleil, Programm zu „Les Naufragés du Fol Espoir“ (Aurores), 2010.

³ <https://www.theatre-du-soleil.fr/fr/> Zu dem Theaterstück gibt es seit 2013 auch einen Film: Ariane Mnouchkine & Théâtre du Soleil, Les Naufragés Du Fol Espoir.

⁴ Julia Amalia Heyer, Die Sonnentheaterkönigin, in: Süddeutsche Zeitung vom 24. 2. 2010, S. 15.

⁵ Claus Leggewie, Europa zuerst! Eine Unabhängigkeitserklärung, Berlin: Ullstein 2017, S. 130.

⁶ Patrizia Nanz, Claus Leggewie, Die Konsultative. Mehr Demokratie durch Bürgerbeteiligung, Berlin: Wagenbach 2018, S. 47 ff. (Homo cooperativus).

⁷ Christine Landfried, The Concept of Difference, in: Kolja Raube, Annika Sattler (Hrsg.), Difference and Democracy. Exploring Potentials in Europe and Beyond, Frankfurt, New York: Campus 2011, S. 15–45.

⁸ Eurobarometer Nr. 89, Frühjahr 2018, S. 13–14.

⁹ Ebd., S. 20.

¹⁰ Dieter Grimm, Europa ja – aber welches? München: Beck 2016, S. 105.

¹¹ Eurobarometer Nr. 89, Frühjahr 2018, S. 6.

¹² Nilüfer Göle, Europäischer Islam. Muslime im Alltag, Berlin: Wagenbach 2016, S. 12.

¹³ Bundestags-Drucksache 17/9046 vom 20. 3. 2012.

¹⁴ Georgette Lalis, Vortrag am Jean Monnet Center der New York University School of Law am 14. 4. 2016.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Rainer M. Lepsius, Kritik als Beruf. Zur Soziologie der Intellektuellen, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 16(1964), S. 91.

¹⁷ Irene Neverla, „Lügenpresse“ – Begriff ohne jede Vernunft? Eine alte Kampfvokabel in der digitalen Medienlandschaft, in: Volker Lilienthal, Irene Neverla (Hrsg.), „Lügenpresse.“ Anatomie eines politischen Kampfbegriffs, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2017, S. 25.

¹⁸ Jakob Augstein, Haben wir Grund, uns zu schämen? Von der notwendigen Selbstkritik der Journalisten, in: Volker Lilienthal, Irene Neverla (Hrsg.), „Lügenpresse“, a.a.O., S. 55 ff.

¹⁹ Otfried Jarren, Kommunikationsrat für Facebook, Google & Co? Die Macht der Intermediäre als wissenschaftliche wie gesellschaftliche Herausforderung. Vortrag des Preisträgers des Schader-Preises 2018, Darmstadt, 4. 5. 2018.

²⁰ Nilüfer Göle, Europäischer Islam, a.a.O., S. 259.

²¹ Joseph Stiglitz, Die Chancen der Globalisierung, München: Siedler 2006, S. 41.

²² Dieter Grimm, Europa ja – aber welches? a.a.O., S. 109.

²³ Joseph Stiglitz, Die Chancen der Globalisierung, a.a.O., S. 37.

²⁴ Ebd.

²⁵ Yascha Mounk, The People vs. Democracy. Why our Freedom is in Danger & How to Save it, Cambridge, London: Harvard University Press 2018, S. 220, betont zu Recht, dass die nationale Politik zwar nicht den Prozess der Globalisierung steuern, wohl aber die Folgen für die Bürger beeinflussen könne. Insofern könne man angesichts der zerstörerischen Folgen der Globalisierung von einem politischen Versagen sprechen. Diese Aussage ist nach meiner Meinung auch für die EU zutreffend.

²⁶ Thomas Piketty, Das Kapital im 21. Jahrhundert, München: Beck 2014, 583–584.

²⁷ Ebd., 586.

²⁸ Ebd.

²⁹ Statistisches Bundesamt, Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung, 2016, S. 13.

³⁰ Emmanuel Macron, Rede an der Sorbonne, Initiative für Europa, Paris 26. 9. 2017, S. 17.

³¹ Ebd.

³² Patrizia Nanz, Claus Leggewie, Die Konsultative, a.a.O., S. 71.

³³ Alain Supiot, Ulrich Mückenberger, Andrea Allamprese et al., Die EU muss neu gegründet werden. Ein französisch-deutsches Manifest, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 22. 9. 2018, S. 16.

Kontakt:

christine.landfried@uni-hamburg.de



Emmanuel Alloa

Wider die Silikonisierung Europas. Ein Plädoyer für eine andere digitale Öffentlichkeit

In einem metaphorischen Vergleich, der in die Annalen einging, behauptete Lenin einmal: „Kommunismus ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung des ganzen Landes“.¹ Mit anderen Worten: Revolutionäre Umbrüche verlangen ein radikales Umdenken in den Köpfen der Menschen, bleiben aber erfolglos, solange die materiellen Grundbedingungen nicht mitberücksichtigt werden. Ähnliches ließe sich für die sogenannte europäische „Öffentlichkeit“ geltend machen. Nur allzu oft wurde beklagt, dass es jenseits eines europäischen Binnenmarktes an einer umfassenden politischen Vision mangelt, hinter die sich die europäischen Bürger scharen könnten. Verkannt wird dabei, dass es eine europäische Gemeinschaft und einen *Demos* nicht geben kann, solange keine physischen und kommunikativen Architekturen entworfen werden, in denen sie zur Entfaltung kommen. Nicht zuletzt in dieser auffälligen Hardware-Vergessenheit liegt die Crux, wenn über die Zukunft Europas in einer neuen digitalen Welt diskutiert wird. Die Diskussion über eine digitale europäische Öffentlichkeit krankt weniger an einem Ideendefizit als an einem medientechnischen Fehlschluss. Um es gleich vorwegzunehmen: Besagter Fehlschluss besteht darin, zu meinen, die Form der jeweiligen Kommunikationsmedien nehme auf den Inhalt der Kommunikation keinen Einfluss. Es handelt sich dabei nicht nur um ein hartnäckiges Missverständnis darüber, wie Medien funktionieren, sondern auch und vor allem um einen diskursiven Effekt, der sich einer bestimmten Rhetorik aus der Silicon Valley verdankt. Anstatt die vielbeschworene Digitalisierung als eine naturgeschichtliche Entwicklung anzusehen, in der Europa dringend nachziehen muss, will sie im Gang der Weltgeschichte nicht das Schlusslicht sein, ist es an der Zeit, an alternativen Modellen für die Herausbildung kritischer Öffentlichkeiten zu arbeiten.

Die Idee einer digitalen europäischen Öffentlichkeit

Zahlreiche Politiker werben gegenwärtig für die Einrichtung eines neuen europäischen „Digital Valley“, das nach dem Vorbild der Montanunion anderen – nicht zuletzt transatlantischen – Gegenspielern die Stirn bieten soll. Dass ubiquitär das Stichwort Digitalisierung als Lösung propagiert wird, täuscht gleichwohl darüber hinweg, dass hier vielfach im Dunkeln bleibt, worüber wir genau reden. Denn mit der Einrichtung ist nicht nur eine industriepolitische Maßnahme gemeint, die so etwas wie einen digitalen europäischen Binnenraum schaffen soll; darin liegt vor allem die Hoffnung, Legitimitätsdefizite und mangelnde demokratische Partizipationsmöglichkeiten zu beheben. Viele sind überzeugt, dass die Einrichtung eines virtuellen, grenzüberschreitenden Europas im digitalen Raum so etwas wie einen Bremsblock darstellen könnte gegen die gegenwärtig verzeichneten Renationalisierungs- und Retribalisierungsschübe. Gegen das Gefühl einer politischen Entmachtung bedarf es, in den Augen vieler, einer öffentlichen Sphäre, in der Europas Bürgerinnen und Bürger über gemeinsame Anliegen auf gesamteuropäischer und damit transnationaler Ebene debattieren können. Es geht, kurzum, um die Vision einer nunmehr digitalen Variante der frühneuzeitlichen *République des Lettres*, in der im 18. Jahrhundert quer über den Kontinent Gelehrte und Intellektuelle subversives Gedankengut austauschten. Im virtuellen Raum soll demnach getestet werden, was in den Architekturen gegenwärtiger demokratischer Repräsentationsmechanismen noch nicht möglich ist.²

Die Idee einer europäischen Netzöffentlichkeit, in der auf einer virtuellen Probestühne neue



Digitale Infrastrukturen für Europa?

Quelle: Gert Altmann (Pixabay)

Möglichkeiten der Versammlung und der Aushandlung ausgestaltet werden können, ist zweifellos attraktiv. Für viele stellt das Internet so etwas wie die ideale Verkörperung eines „herrschaftsfreien Raums“ (J. Habermas) dar, in dem von Herkunft, sozialem Status und Geschlecht abgesehen wird, und lediglich die Kraft des besseren Arguments ausschlaggebend ist. Dieses Kommunikationsmodell schließt zudem an eine ältere Tradition über Aufklärungsmedien an: Was die Druckpresse im 18. Jahrhundert für die Verbreitung von progressiven Ideen darstellte, übernimmt jetzt das Internet, während die kantische Tischgesellschaft in sogenannte virtuelle Europa-Treffpunkte übersetzt wird. Dennoch, die Vorstellung hält sich hartnäckig, der digitale Raum sei schlichtweg ein entmaterialisierter Raum, in dem sämtliche Hindernisse aufgehoben sind. Doch Raum ist nicht einfach gegeben – da macht auch der öffentliche Raum keinen Un-

terschied. Raum will eingerichtet, hervorgebracht, konfiguriert, kurzum: Raum will eingeräumt werden, und das bedarf spezifischer Infrastrukturen und konkreter Gestaltungen. Das heißt aber auch, dass jeder Raum umgekehrt nicht nur gestaltet ist, sondern auch gestaltend wirkt. Von städtischen Architekturen ist die Tatsache bekannt: Je nachdem, wie öffentliche Plätze ausgerichtet sind, aber auch Straßen, Transportachsen und Verbindungswege, werden ganz bestimmte Handlungsweisen nahegelegt und andere tendenziell ausgeschlossen. Raumstrukturen haben daher eine performative Wirkung, laden sie doch zu bestimmten Handlungen und Wahrnehmungsmustern ein: Sie führen dazu, dass bestimmte Gewohnheiten eingeschliffen und Alternativen gar nie erst in den Blick geraten. Ob und wie Menschen zusammenkommen, in welchen Taktungen und Rhythmen sie aufeinanderstoßen und welche Möglichkeiten es gibt,

sich diesen öffentlichen Raum über kreative Praktiken noch einmal anders anzueignen, hängt somit ganz entschieden von materiellen Rahmungen ab, die bestimmte Wahrnehmungsoptionen eröffnen oder verschließen, und wiederum Bewegungs-, Einfluss- oder auch Entzugsmöglichkeiten bedingen. Mit anderen Worten: Architekturen sind niemals neutral – das gilt für digitale Architekturen ebenso. Genau das aber, die Neutralität von Netzarchitekturen, will uns eine bestimmte Ideologie der Silicon Valley das weismachen.

Das Silicon-Valley-Modell

1971 prägte der Technik-Journalist Don Hoefler den Ausdruck *Silicon Valley*, um jenen Forschungs- und Industriekomplex zu bezeichnen, der südlich von San Francisco im kalifornischen Santa-Clara-Tal angesiedelt ist. Im Umland der Universität Stanford war der sogenannte Stanford Industrial Park entstanden, um die wachsende Technologiebranche mit Transistoren, Chips und Speichern zu versorgen, die auf dem Halbleiterstoff Silizium gebaut waren. Anders als früher verwendete Halbleiterstoffe wie Germanium zeichnet sich Silizium durch eine außerordentliche Wandlungsfähigkeit aus: Tatsächlich lässt sich Silizium mit einer Vielzahl anderer Atome verbinden, woraus sich ein schier grenzenloser Spielraum von Verschaltungsmöglichkeiten eröffnet. Möglichkeiten, die man nicht nur in der Schönheitschirurgie zu nutzen wusste (durch die Verbindung mit Sauerstoffatomen entsteht der Kunststoff Silikon), sondern auch in der IT-Branche (für die Konstruktion neuer flexibler Schaltkreise). Die Verheißung unbegrenzter Verwendungsweisen auf Hardware-Ebene verbindet sich auf Software-Ebene mit dem Prinzip des Turing'schen Universalrechner: dem Prinzip nach ist alles möglich. Unterbau und Überbau, Ingenieursleistung und utopisches Ideologem verschränken sich von nun an nahtlos ineinander. Man hat es gleichsam mit dem Paradox einer immateriellen Materialität zu tun, mit einem Stoff, aus dem die Träume einer fortwährenden Verwandlung sind, mit einem plastischen Material, das seine eigene materielle Bedingtheit ständig selbst

verneint. Ähnlich wie die plastische Chirurgie einen wandelbaren Körper verspricht, der immer wieder neu den selbstgesetzten Wunschbildern angeglichen werden kann, geht es hier um den Entwurf einer Gesellschaft, deren Infrastrukturen ganz auf bewegliche Silizium-Cluster übertragen und nach Belieben umgebaut werden können.

Denn Silicon Valley stellt nicht nur Halbleiter-Kreisläufe zur Verfügung; dahinter steht auch ein politisches Programm, das mittlerweile gut erforscht ist. Schon 1995 hatten die britischen Soziologen Andy Cameron und Richard Barbrook von einer „kalifornischen Ideologie“ gesprochen, in der linkslibertäres und marktwirtschaftliches Gedankengut zusammenlaufen.³ Im Silicon Valley verschmolz die antiautoritäre Hippie-Bohème, die auf verteilte, dezentrale Strukturen setzte, mit den Hightech-Industrien zu einem radikalen neuen Dotcom-Neoliberalismus. Fred Turner hat in seiner Studie *From Counterculture to Cyberculture* nachgezeichnet, wie Gedanken der zunächst technikfeindlichen, ökorumantischen Gegenkultur in Unternehmergaragen des Sonnenstaats die ersten Internetpioniere beflügelte und nach und nach mit wirtschaftsliberalen Konzeptionen des unternehmerischen Geists zusammenwuchs.⁴ Der digitale Boom der späten 1990er und frühen 2000er Jahre, mit den unzähligen, wie Pilze sprießenden Start-ups, kam zu einem brachialen Ende, als die spekulative Blase schon wenig später platzte. Bereits Mitte der Nuller Jahre waren 90 % der früheren Start-ups, denen es vielfach nie gelungen war, schwarze Zahlen zu schreiben, von der Bildfläche verschwunden; übrig blieben einige wenige Big Player, die heute noch den Markt dominieren. Die Rede ist von Firmen wie Google, Apple, Facebook, Amazon, die auch unter dem Akronym GAFA zusammengefasst werden. Deren Aufstieg, sowie derjenige einiger weniger anderer Quasi-Monopolisten, erfolgte in den Ruinen des Dotcom-Booms: Sie traten, wie man mit Philipp Staab betonen kann, in die von den Start-ups hinterlassene Lücke und damit in ein konkurrenzbereinigtes Feld.⁵ Vor allem aber erfolgte ihr Siegeszug zu einem Zeitpunkt, zu dem die Kommunika-

tions-Infrastrukturen, wie etwa die Transatlantik-Kabel, größtenteils bereits von anderen Akteuren eingerichtet worden waren. Dennoch steuern die GAFAs und allgemein die großen Plattform-Anbieter die überwältigend große Mehrheit der Kommunikationsflüsse über ihre Infrastrukturen, die auch als Meta-Infrastrukturen gefasst werden können. Man hat es nicht mehr mit klassischen Monopolisten der Produktions- und Kommunikationskanäle zu tun, sondern mit Meta-Akteuren: Im neuen Plattform-Kapitalismus findet Wertschöpfung einzig und allein darüber statt, dass die Plattformen effektiv zwischen Herstellern und Endverbrauchern eine Verbindung herstellen. George Dyson hat es einmal treffend ausgedrückt: "Facebook defines who we are, Amazon defines what we want, and Google defines what we think."⁶

Die Belege sind schlagend: Der weltweit erste Anbieter von Übernachtungen – Airbnb – besitzt selbst keine einzige Immobilie, die weltweiten Spitzenreiter beim Großhandel – die chinesische Plattform Alibaba – hat selbst kein einziges Warenlager, sondern bietet lediglich Sortimente anderer Firmen an, und die zwei weltweit größten Anbieter für Telefonkommunikation – Whatsapp und WeChat – haben noch nie irgendeinen Cent in Telekommunikations-Infrastruktur investiert.⁷ Allgemein lässt sich wirtschaftspolitisch ein gleiches Muster feststellen: die Plattformen streben eine Engführung der Datenkommunikation an, die dann eigens verwertet werden kann. So bleiben etwa 30 % der Summen, die im Apple Store für Musik- oder Filmangebote ausgegeben werden, bei Apple liegen. Die Dienstleistung selbst erschöpft sich in der Bereitstellung des Algorithmus, wie etwa bei dem Taxiservice Uber oder Lyft: Das Unternehmen hat keine Angestellten, insofern jeder Fahrer selbst als Unternehmer gewertet wird, der als Subcontractor entsprechend keine arbeitsrechtlichen Ansprüche vorbringen kann.

Dass sich in einer angeblich freien Marktwirtschaft ein erlesener Kreis von Unternehmen samt ihrem jeweiligen Standard durchsetzen konnte, legt nahe, dass der vielbemühnte Liberalismus in Wirklichkeit eher einem Merkantil-

smus entspricht. Dass es dazu kommen konnte, erklären Ökonomen anhand des sogenannten Netzwerk-Effektes, der gleichwohl bereits aus klassischen Märkten vertraut ist: Je mehr Teilnehmer ein Netzwerk nutzen, desto größer ist dessen ökonomischer Wert. Tendenziell führt der Netzwerkeffekt zur Herausbildung von Mono- oder Oligopolen. Es ist nicht nur ökonomisch ineffektiv, sondern wäre auch politisch wenig wünschenswert, wenn verschiedene Schienennetze quer durch Deutschland oder Europa verlegt würden, ähnlich wie es wahrscheinlich nicht erstrebenswert wäre, wenn konkurrierende Autobahnbetreiber Autobahntrassen quer durch das Land zögen. Vergleichbare Netzwerkeffekte lassen sich auch in der digitalen Welt feststellen. In den 1980er und 1990er Jahren besaßen Microsoft-Produkte bei weitem noch nicht die gleiche Vormachtstellung, und die Firmensoftware musste sich gegen die streckenweisen erfolgreicherer Programme wie das Textverarbeitungsprogramm WordPerfect oder Lotus 123 für die Tabellenkalkulation durchsetzen. Auch heute gäbe es durchaus kostenlose Open-Source-Alternativen, und dennoch setzen die meisten öffentlichen Verwaltungen auf kostenpflichtige Anbieter, um von diesen Netzwerkeffekten zu profitieren. Das Argument lautet dabei, wie von Eric Schmidt ausgeführt, dass jeder Nutzer solcher quasi-monopolistischen Netzwerkanbieter von deren Vormachtstellung mitprofitiert. Der damalige CEO von Google hat diesen Zusammenhang 2013 in bemerkenswerter Offenheit dargelegt:

„Wir sind überzeugt, dass Portale wie Google, Facebook, Amazon und Apple weitaus mächtiger sind, als die meisten Menschen ahnen. Ihre Macht beruht auf der Fähigkeit, exponentiell zu wachsen. Mit Ausnahme von biologischen Viren gibt es nichts, was sich mit derartiger Geschwindigkeit, Effizienz und Aggressivität ausbreitet wie diese Technologieplattformen, und das verleiht auch ihren Machern, Eigentümern und Nutzern neue Macht.“⁸

Schmidts Aussage ist vielsagend. Zum ungehönten Bekenntnis zu der eigenen Machtposition kommt unmittelbar wieder das Versprechen breiterer Partizipation hinzu, womit wieder einmal das klassische Muster des emanzipatorischen Diskurses der Silicon Valley greift.

Die Ideologie des Silicon Valley: Automatisierter Egalitarismus

Die Ideologie des Silicon Valley stellt eine ganz eigenwillige Deutung einiger modernistischer Grundmotive dar. Zu deren Credo gehören Glaubenssätze wie: Zentralisierte Hierarchien werden zugunsten horizontaler Beziehungen überwunden, die Metapher des Netzwerks ersetzt diejenige der Pyramide, das Prinzip Legitimität läuft dem Prinzip Kreativität den Rang ab. Den Kern jedoch bildet eine Neuinterpretation des aufklärerischen Ideals der Gleichheit. Im Silizium-Universum wird alles – und das heißt in diesem Fall auch: jeder – gleich behandelt. Tatsächlich lässt sich die Attraktivität des kalifornischen Modells nicht nachvollziehen, wenn dieser Aspekt ausgeblendet wird: Während Max Weber vom protestantischen Geist des frühmodernen Kapitalismus sprach, wäre in diesem Fall von einem egalitären Geist des Daten-Operativismus zu sprechen. Die Spezifik dieses egalitären Denkens liegt dabei in dessen negativer Grundbestimmung: Alles und jeder lässt sich nicht etwa dadurch miteinbeziehen, dass auf jedes Einzelne und auf jeden Einzelnen Rücksicht genommen wird, sondern im Gegenteil dadurch, dass von Besonderheiten abgesehen wird. Anders ausgedrückt: Der Algorithmus schafft eine Situation allgemeiner Gleichwertigkeit, wodurch wiederum die Möglichkeit entsteht, jedes Einzelne (sowie jeden Einzelnen und jede Einzelne) miteinzubeziehen. Bekanntlich spielte im Prozess der Moderne das Absehen von der sozialen Herkunft oder von der symbolischen Distinktion eine maßgebliche Rolle bei der Etablierung bestimmter Bürgerrechte und für den sozialen Fortschritt allgemein. Dieser egalitäre Drang wurde vom Algorithmus absorbiert, der ihm zugleich eine eigentümliche Wendung verleiht: Indem alles gleiche Gültigkeit erlangt,

wird alles prinzipiell gleichgültig. Der Algorithmus sortiert und ordnet, misst und wertet, urteilt aber nicht. Dem Algorithmus ist es gleich, welche Gegenstände er bearbeitet: ob organische oder anorganische Bewegungen, ob lebende oder mechanische Wesen – die Hierarchien sind verschwunden. Was berechnet wird, ist irrelevant, entscheidend ist lediglich, dass es berechnet werden kann, und das heißt, es muss zunächst berechenbar gemacht werden. Indem sie in eine Vielzahl finiter und diskreter Bestandteile zerlegt werden, können die Dinge endlich zum Universum berechenbarer Objekte aufschließen. Digitalisierung erzeugt einen neuen, automatisierten Egalitarismus: Damit alles verrechenbar gemacht werden kann, muss der Algorithmus von der Bedeutung absehen. Shannon und Weaver, die Pioniere der Kommunikationstechnik der Bell Labs, hatten diesbezüglich recht: Fragen der Semantik sind für die Ingenieursleistung irrelevant; die Wirksamkeit des Algorithmus hängt unmittelbar mit dessen referenzieller Blindheit zusammen.⁹

Diese Dinge sind hinlänglich bekannt und dürften daher keine größere Überraschung darstellen. Verwunderlich ist vielmehr, wie wenig deren Folgen reflektiert werden. Digitalisierung, eine mächtige Kulturtechnik, benennt zunächst nichts anderes als ein spezifisches Verfahren, nämlich die Umwandlung analoger Bedeutungseinheiten (als analog gilt jedes Segment, auf dem man prinzipiell zwischen zwei Punkten eine unendliche Menge weiterer Punkte angeben kann) in diskrete Reihen (diskret sind Reihen, deren Abstände durch regelmäßige Leerstellen bestimmt sind). Mit anderen Worten, Digitalisierung heißt Standardisierung. Alles kann codiert werden, weil mit dem Binärcode so etwas wie die Nullstufe von Codierung überhaupt erreicht wurde. Doch nicht die Standardisierung per se ist dabei das Problem, sondern der Verdrängungsmechanismus, der damit einhergeht. Das Aufoktroieren eines vereinheitlichten Standards – als Grundlage der anschließenden Gleichstellung aller Dinge – besteht in einer Formatierungsbewegung, die im gleichen Zuge die Rolle des Formats herunterspielt. Mit anderen Worten:

Die Ideologie des Silicon Valley befördert ein Ideal von Liberalität, welche fortwährend ihre eigenen Formatierungswirkungen bestreitet. Ein Beispiel, das diesen Anspruch eingängig vor Augen führt, sind die Diskussionen über die sogenannte "Platform governance". Tim O' Reilly, der Konzepte wie Web 2.0 oder "open source" in Umlauf brachte und von vielen als „Orakel des Silicon Valley“ bezeichnet wird, startete eine Initiative, die viel Beachtung erntete. Im Kern besteht sie darin, das Modell der unternehmerischen Plattformen auf öffentliche Verwaltungen auszudehnen. Unter dem Stichwort "government as platform" geht es darum, die eingefleischte Skepsis gegen Bürokratie und politische Eliten zurückzudrängen und die Aufgabe der Regierung lediglich darauf zu beschränken, eine digitale Infrastruktur zur Verfügung zu stellen, auf der die Bürger dann selbst deliberativ diskutieren und sich selbst verwalten können.¹⁰ Tim O'Reillys Plattformen setzen auf eine ganz andere Zeitlichkeit als die der herkömmlichen repräsentativen parlamentarischen Demokratien. Dort haben die nur in großen Abständen durchgeführten Wahlen bestenfalls einen Verträglichkeitseffekt mit gleichwohl heilsgeschichtlichen Untertönen (frei nach dem Motto: „Jetzt noch wirst Du regiert, dann aber wirst Du selbst regieren können“). O'Reillys Plattformen funktionieren dagegen in Echtzeit. Das Ideal der permanenten Neujustierung hat einen kybernetischen Hintergrund: über permanente Feedbackschleifen soll sich ein System selbst regulieren. Politische Organisation wird auf ein Minimum reduziert, jede Form von äußerer Intervention wird zurückgenommen; Abläufe werden über Big Data und Verhaltensstatistiken optimiert.

Bezeichnenderweise gibt es heute durchaus schon politische Systeme, die O'Reillys Modell auffällig nahe kommen, und zwar allen voran Singapur. Das Ausmaß an Scheinheiligkeit kann nur verwundern, insofern hier eine vollkommene Loslösung zwischen der Plattform und den Handlungen postuliert wird, die dadurch politisch ermöglicht werden, während zugleich bestritten wird, die Plattform habe bereits irgendeine Form von politischer Aus-

richtung. Es ist darin einem bürokratischen Regime vergleichbar, das abstreiten würde, überhaupt politisch gefärbt zu sein. Die Konjunktur, derer sich O'Reillys "government as platform" erfreut, gehört in einen neuen Diskurs über Verfahrenstransparenz und Open Source. Damit ist es gleichwohl noch nicht getan. Während die Demokratie im Plattform-Kapitalismus ihre Selbststeuerungsmechanismen abholt, reicht umgekehrt der Plattformkapitalismus immer stärker zum Handschlag mit organisierten politischen Ordnungen aus.

Warum der Plattform-Kapitalismus die Sozialdemokratie unterstützt

Plattformen sind, wie bereits angedeutet, ökonomische Rentiere, insofern die Extraktion von Reichtum automatisiert und eine Digitalisierungsdividende bezogen wird. Doch auch Rentiere müssen darauf achten, dass ihre Dividenden gesichert bleiben, was ihnen nahelegt, auf die politischen Rahmenbedingungen Einfluss zu nehmen. Man mag sich wundern, warum viele kalifornische Tech-Firmen, deren Gründer sich politisch oft zu libertären Positionen bekennen,¹¹ letztlich sozialdemokratische Regierungen favorisieren. Die Antwort ist denkbar einfach: Sie werden von der öffentlichen Hand maßgeblich querfinanziert. In Zeiten, in denen verstärkt auf *public-private-partnerships* gesetzt wird, ist es nicht verwunderlich, dass viele Gemeinden auf die Möglichkeiten neuer Datenverwaltung zurückgreifen. In Kalifornien, Florida und Kanada testen mehr und mehr Gemeindeverwaltungen Outsourcing-Angebote im öffentlichen Verkehr: Anstatt kostspielige Buslinien und die vergewerklichteten Busfahrer unterhalten zu müssen, bietet eine täglich wachsende Zahl an Gemeinden nun stark subventionierte Taxifahrten mit Uber oder Lyft an. Das Geld der Steuerzahler fließt direkt in die Privatunternehmen, und die Stadtverwaltung kann es sich sparen, in teure Transportinfrastruktur zu investieren. Es braucht wohl nicht eigens erwähnt zu werden, dass solche Umwidmungen nicht nur eindeutig den höheren Schichten zugutekommen (es braucht eine Kreditkarte, um die Dienste von Uber und ver-

gleichbaren Firmen überhaupt nutzen zu können), sondern dass langfristig keinerlei Investition mehr in öffentliche Verkehrsmittel getätigt wird. Naomi Klein hat diesen Gesinnungswandel sehr treffend beschrieben: „Ein System, das die Grenzen zwischen *Big Government* und *Big Business* verwischt, ist weder liberal noch konservativ oder kapitalistisch, sondern korporatistisch.“¹² Die Querfinanzierung durch die öffentliche Hand betrifft dabei nicht nur einzelne Dienstleistungen, sondern umgekehrt werden die Tech-Firmen auch immer öfter für Partnerschaften im *New public management* herangezogen. Unter dem Stichwort der *Smart Cities* werden etwa Kooperationen mit privaten Transportunternehmen wie Uber aufgesetzt, die Zugang zu ihren Datenregistern anbieten, um auf dieser Grundlage Verkehrsstatus besser regulieren zu können. Während es vernünftig klingen mag, die Ampeltaktung an die Echtzeitbedürfnisse anzupassen, sind sich viele Personen im öffentlichen Dienst offenbar nicht darüber im Klaren, welche Konsequenzen solche Partnerschaften nach sich ziehen. Während ein Unternehmen wie Uber ebenfalls daran Interesse haben dürfte, dass der Verkehrsfluss in Großstädten weitgehend staufrei bleibt, ist nicht davon auszugehen, dass seine Datensätze den Ausbau von Fahrradwegen empfehlen. Oder um es noch einmal zugespitzt zu formulieren: Die digitale Welt ist nicht per se befreiend, und von Freiheit ist in deren Quellcode erst einmal nichts zu lesen.

Es ist der Zeitpunkt gekommen, wieder zur Anfangsfrage zurückzukehren, nämlich inwiefern durch Digitalisierung ein anderes Europa möglich wird. Die Empfehlung ist mittlerweile zum Konsens geworden: Die Einführung der *E-Democracy* müsse zunächst über *E-Education* verlaufen, und allgemein über einen Kampf gegen digitalen Analphabetismus. Darin liegt sicher etwas Wahres. Dennoch sind Zweifel angebracht, ob man auf dem richtigen Weg ist, wenn das öffentliche Schulwesen – wie gerade in Frankreich der Fall – eine Partnerschaft mit Apple abschließt, um die Schüler kostenlos an das Programmieren heranzuführen: Ob der halbtägige Besuch im Apple Store wirklich geeignet ist, mündige kritische Bürger herauszu-

bilden, sei dahingestellt. Der Verspätung in Dingen Digitalisierung ist jedenfalls nicht dadurch abgeholfen, wenn nunmehr in allen großen Metropolen, von Berlin über Kopenhagen, London, Paris und Barcelona, digitale Inkubatoren eingerichtet werden, um das vielbeschworene *European Tech* entstehen zu lassen. Jedenfalls solange nicht, wie man bei solchen Projekten allenfalls einen Begriff von Technologie anwendet, der umstandslos aus den Bell Labs übernommen ist.

Unterwegs zur digitalen europäischen Öffentlichkeit: Ein paar kritische Fragen

Es wird oft behauptet, das Silicon Valley habe kein politisches, höchstens ein moralisches Programm. Slogans wie „Don't be evil“ oder „Make the world a better place“ legen das in der Tat nahe. Und doch wird, wer genauer hinschaut, eines Besseren belehrt. Ein gutes Beispiel dafür, welches Verständnis das Silicon Valley von Öffentlichkeit hat, zeigt sich in der sogenannten Freiheits-Initiative. Unter der Federführung von Facebook lancierte ein Tech-Konsortium 2013 unter dem Namen *Free Basics* (der ursprüngliche Name lautete *Internet.org*) eine Initiative für eine Internet-Grundversorgung in unterentwickelten Ländern. Im Namen eines „Menschenrechts auf Konnektivität“ und des Kampfes gegen den *Digital Divide* wurde die Initiative ostafrikanischen Regierungen (Kenia, Tansania) kostenlos angeboten und dort vor allem in den ländlichen Gebieten. Das bis heute anspruchsvollste Vorhaben war allerdings der Plan, die größte Demokratie der Welt – Indien – mit einer digitalen Infrastruktur zu versehen. Konkret besteht die Grundversorgung von *Free Basics* in einem Internetangebot, das auf ein Dutzend frei verfügbarer Anwendungen reduziert ist. Bezeichnend ist dabei, dass in diesem Paket bis auf eine einzige Anwendung, nämlich Wikipedia, alle anderen von kommerziellen Anbietern stammen, darunter Facebook selbst. Angesichts breitflächiger Proteste legte schließlich die indische Regulierungsbehörde TRAI gegen die Einführung von *Free Basics* ihr Veto ein, wobei unter anderem argumentiert wurde,

dass eine derart zusammengestutzte, vor allem aber eine mehrheitlich kommerzielle Variante des Internets nicht zu rechtfertigen sei. Die indische Reaktion bleibt bis dato jedoch eine Ausnahme, insofern diverse afrikanische Regulierungsbehörden hier ganz anders urteilten. Momentan beliefern Millionen von afrikanischen Endnutzern für ein streng reduziertes Internetangebot die Datenbanken der kalifornischen Firmen mit ihren Nutzerprofilen.¹³

Ist es um Europa wirklich besser bestellt? Freilich gibt es diverse Initiativen, *White Papers* der EU-Kommission und Steuerungsversuche liegen vor, und nicht zuletzt wird die Einrichtung von Inkubatoren gefördert, um so etwas wie europäisches Tech zu unterstützen. Doch letztlich ist es belanglos, ob die Technologie in Kalifornien, China oder Kontinentaleuropa hergestellt wird: Solange die Bürger der Meinung sind, dass das Medium auf die Botschaft keinen Einfluss hat, hat die Ideologie des Silicon Valley weiter Bestand. Dabei hätten uns die politischen Bemühungen um die Einrichtung eines europaweiten Medienkanals eigentlich warnen sollen: Medieninhalte können nicht einfach von einer Sprache in die andere übersetzt werden, ohne dass dabei die jeweilige Bedeutung und die kulturellen und affektiven Besetzungen eine neue Färbung bekommen.

Die Behauptung, strengere europäische Regulierungen, wie etwa beim Urheberrecht, würden das World Wide Web kaputtfiltern und zur Balkanisierung des Internets führen, ist wenig stichhaltig. Warnungen vor einem Zerfall in ein freies (amerikanisches) Internet, ein illiberales (chinesisches) und ein überreguliertes (europäisches) Internet gingen nachweislich von Tech-Lobbys aus, denen die selbstorganisierten Initiativen zur Verschärfung des digitalen Urheberrechts ein Dorn im Auge war. Doch nicht nur der besorgniserregenden politischen Instrumentalisierung des Internets (China) ist entgegenzutreten, sondern auch der kalifornischen Entpolitisierungsrhetorik, die das Argument des Universalismus für sich zu pachten beansprucht.

Konkret sind Initiativen zu begrüßen, die die europäischen Bürgerinnen und Bürger ermuntern, sich in Zeiten der Massenüberwachung

ihre digitalen Daten wieder anzueignen, wie etwa die Initiative *Decode Barcelona*.¹⁴ Jenseits der individuellen Privacy muss es jedoch darum gehen, aufzuzeigen, dass Datenschutz heute ein Anliegen ist, dem schon längst nicht mehr nur durch Individualrechte beizukommen ist, geht es doch gleichsam um digitale Pfründe, die bisweilen auch als *Digital Commons* bezeichnet werden, und heute zunehmend in Gefahr sind.¹⁵ Die frühesten Formen politischer Selbstorganisation in Europa entstanden schließlich dadurch, dass eine Lösung für die gemeinsame Nutzung von Allmenden gefunden werden musste, für Weideland oder für die Wälder. Lösungen müssen her, um die Sicherung der europäischen Wissensstände und der literarischen, humanistischen und kulturellen Bildung nicht den automatisierten Digitalisierungsmaschinen von Google Books zu überlassen. Einige aktuell in diese Richtung unternommenen Schritte sind vielversprechend. Zu erwähnen wäre etwa die Alexandria-Bibliothek des 21. Jahrhunderts, *Europeana*, oder aber die Entwicklung eines übergreifenden europäischen Datenmodells (EDM), das auf die Spezifik einzelner Metadaten-Systeme Rücksicht nimmt (LIDO für Museen, EAD für Archive oder METS für Digitale Bibliotheken usw.), aber zugleich auch einen neuen, durchlässigeren Rahmen für Laienschafft.¹⁶ *Last but not least* könnte noch der Vorschlag zur Gründung eines europäischen Medienfonds erwähnt werden, der innovative Medienformate, die im öffentlichen Interesse stehen, unterstützen würde.

Über die Güte dieser einzelnen Initiativen wäre einzeln zu diskutieren, und dies würde den Rahmen dieser Überlegungen eindeutig sprengen. Die hier angestellten Überlegungen verfolgten ein bescheideneres Ziel, nämlich zunächst lediglich die merkwürdige Schizophrenie, die in den heutigen Debatten über Digitalisierung herrscht, zum Thema zu machen. Medien sind nie transparent und ihre Verwendungsweisen werden es nie sein. Diskussionen über Netzneutralität – so wichtig sie rein rechtlich und politisch sein mögen – legen den logischen Fehlschluss nahe, Infrastrukturen könnten überhaupt jemals neutral

sein. Einige Anzeichen stimmen zuversichtlich, dass sich gegenwärtig ein Bewusstsein über die exorbitante Macht der kalifornischen Digitalkonzerne herausbildet. Im Bezug auf das Rumpfprojekt Europa braucht es jedoch weit mehr. Es geht nicht allein um konkrete Fragen dahingehend, ob politisch hinzunehmen ist, dass sich digitale Big Player aufgrund ihrer vorgeblichen Ortlosigkeit nicht den gleichen steuerlichen Regeln stellen wie andere Unternehmen. Ganz grundsätzlich ist zu fragen, ob die gebauten Kommunikationswege alternativlos sind. Wie eingangs schon betont: Die Infrastrukturen, die sich eine Gesellschaft gibt, werden auch einen erheblichen Einfluss darauf nehmen, welchen Tätigkeiten wir darin und darauf nachgehen. Gerade der Blick auf die Geschichte des Silicon Valley zeigt, dass es keine naturgegebenen technologischen Standards sind, sondern dass es hier immer auch viele Spielräume gibt, um Dinge anders zu gestalten.

Im 17. Jahrhundert schrieb ein im nordeuropäischen Exil lebender spanischer Jude – Baruch de Spinoza – eine *ethica more geometrico*. Heute bräuchten wir dringend eine *Ethik more silico*. Ethische Gesichtspunkte kommen jedes Mal dann zum Tragen, wenn wir darüber zu entscheiden haben, wie Dinge sein sollten, und wenn das Kommende nicht bloß auf der Grundlage dessen zu entscheiden ist, was jetzt der Fall ist. Das heißt auch, dass wir Zukunftsentwürfe, auch darüber, was alle europäischen Bürgerinnen und Bürger betrifft, nicht an Algorithmen outsourcen, sondern wieder auf eine Fähigkeit rekurrieren, von der im Zuge der Digitalisierung nicht mehr viel die Rede ist: das Urteilsvermögen. Ein europäisches öffentliches Projekt, eine europäische Gemeinschaftlichkeit, ist ohne das freie und kollektive Spiel des Urteilsvermögens nicht vorstellbar.

Anmerkungen:

¹ Wladimir Iljitsch Lenin, „Unsere außen- und innenpolitische Lage und die Aufgaben der Partei [1920]“, in: Werke Bd. 31. April–Dezember 1920, Berlin 1966, S. 414.

² Es muss daran erinnert werden, dass die im EU-Parlament vertretenen Parteien den Vorschlag länderübergreifender Listen bei der Europa-Wahl erneut ablehnten.

³ Andy Cameron, Richard Barbrook, „Californian Ideology“ [1995], in: Peter Ludlow (Hrsg.), *Crypto-Anarchy, Cyberstates, and Pirate Utopias*, Cambridge, Mass. 2001, S. 363–387.

⁴ Fred Turner, *From counterculture to cyberculture: Stewart Brand, the Whole Earth Network, and the rise of digital utopianism*, Chicago 2006.

⁵ Philipp Staab, „Die zwei Halbzeiten des digitalen Kapitalismus“, Vortrag 5. Dezember 2018, Universität St. Gallen.

⁶ Zit. nach Frank Pasquale, *The black box society: the secret algorithms that control money and information*, Cambridge 2015, S. 15.

⁷ Nick Srnicek, *Platform capitalism*, Cambridge, UK; Malden, MA 2017.

⁸ Eric Schmidt und Jared Cohen, *Die Vernetzung der Welt: ein Blick in unsere Zukunft*, Reinbek bei Hamburg 2013, S. 22.

⁹ „These semantic aspects of communication are irrelevant to the engineering problem“. Claude E. Shannon, „Eine mathematische Theorie der Kommunikation“. In: Friedrich Kittler et al. (Hg.), *Claude Elwood Shannon, Ein/Aus. Ausgewählte Schriften zur Kommunikations- und Nachrichtentheorie*, Berlin 2000, S. 7–100, hier S. 9. Für eine ausführlichere Analyse von Shannon und Weavers mathematischem Modell der Kommunikation, das als Gründungsdokument der medientechnologischen Schizophrenie gelesen werden kann, vgl. Verf., „Transparenz und Störung. Vom zweifelhaften Nutzen eines kommunikationswissenschaftlichen Paradigmas für die Bildtheorie“, in: Markus Rautzenberg und Andreas Wolfsteiner (Hrsg.), *Hide and Seek: Das Spiel von Transparenz und Opazität*, München 2010, S. 21–31.

¹⁰ Tim O’Reilly, „Government as a Platform“, in: *Innovations: Technology, Governance, Globalization* 6/1 (2011), S. 13–40.

¹¹ Der Einfluss des ultralibertären Denkens von Ayn Rand auf die Vordenker der Start-up-Nation (etwa auf den CEO von Uber) ist hinlänglich bekannt. Vgl. James B. Stewart, „As a Guru, Ayn Rand May Have Limits. Ask Travis Kalanick“, in: *The New York Times*, 22. 12. 2017. Online: [NYTimes.com, <https://www.nytimes.com/2017/07/13/business/ayn-rand-business-politics-uber-kalanick.html>](https://www.nytimes.com/2017/07/13/business/ayn-rand-business-politics-uber-kalanick.html), Stand: 27. 3. 2019.

¹² Naomi Klein, *The Shock Doctrine: the rise of disaster capitalism*, London 2008, S. 15.

¹³ Zur Kapitalisierung von Nutzerprofilen, vgl. die eingängige Studie von Shoshana Zuboff, *The Age of Surveillance Capitalism: the fight for a human future at the new frontier of power*, New York 2018.

¹⁴ <https://decoproject.eu/> (zuletzt abgerufen am 29. 3. 2019).

¹⁵ Zu den frühesten Überlegungen zur post-individuellen Dimension von Privacy, vgl. Priscilla M. Regan, „Privacy as a Common Good in the Digital World“, in: *Information, Communication & Society* 5/3 (2002) S. 382–405.

¹⁶ <https://pro.europeana.eu/> (zuletzt abgerufen am 29. 3. 2019).

Kontakt:

emmanuel.alloa@unisg.ch



Peter-André Alt

Universitäten für Europa. Bilanz und Ausblick

1. Das internationale mittelalterliche Universitätssystem

In Umberto Ecos Roman „Der Name der Rose“ (1980) begegnen William von Baskerville und sein Schüler Adson von Melk dem teuflisch hässlichen Salvatore, der ein wirres Gemisch von Sprachen spricht. Alle Idiome Europas haben sein Hirn durchzogen, bei allen bedient er sich, indem er spanische, italienische, französische und lateinische Brocken zusammenwirft. Er redet, so konstatiert Adson, im Stadium „der primären Konfusion“ wie am ersten Tag nach der Sprachverwirrung Babylons. In seinen Sätzen gibt es keine Grammatik, keine Regeln: „Es war, wie wenn seine Zunge gleich seinen Zügen zusammengeflickt worden wäre aus Teilen und Stücken anderer Zungen (...)“.¹ Unter der scheinbar unsortierten Sprachoberfläche schimmert allerdings stets die Dominanz des Lateinischen durch. Italienisch, Spanisch und Französisch sind 1327, in dem Jahr, da die Handlung des Romans sich zuträgt, dem Latein noch eng verwandt. So spricht denn Salvatore wirr, aber zugleich im Bann des gelehrten Diskurses, aus dem er sich seine Redebrocken leiht. Und der wird im hohen Mittelalter natürlich lateinisch geführt.

Das galt für die Klöster ebenso wie für die Universitäten. Die Universitäten des mittelalterlichen Europa waren internationale Institutionen, und die Studierenden kamen aus unterschiedlichsten Ländern. Aber man verständigte sich in einer einheitlichen Sprache, auf Latein. Unterricht und Lektüre folgten der lingua franca der Zeit, der gegenüber die Nationalsprachen nachrangig blieben – sie dienten allein der alltäglichen Kommunikation. Zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert entstanden die ersten Universitäten im westlichen Teil Europas: 1088 die Rechtsschule von Bologna, die bald

durch andere Fächer erweitert wurde und deshalb als erste europäische Universität gelten darf (während die 1057 geschaffene Medizinschule von Salerno monodisziplinär blieb). Zwischen 1150 und 1170 öffnete die Universität Paris, 1167 Oxford, 1209 Cambridge, 1218 Salamanca, 1220 Montpellier und 1222 Padua. In deutschsprachigen Ländern erfolgten entsprechende Stiftungen erst seit dem 14. Jahrhundert: Wien 1365, 1386 Heidelberg, 1388 Köln, 1389 Erfurt, 1402 Würzburg, 1409 Leipzig, 1456 Greifswald, 1460 Basel. Universitätsgründungen fanden in Europa offenbar zyklisch statt: im 12., 14. und 15. Jahrhundert gab es regelrechte Wellen, im 17. Jahrhundert wurde kaum gegründet (Gießen, 1607 etabliert, bildet da eine Ausnahme, noch vor den das akademische Leben lähmenden Kriegsjahren). Im 18. Jahrhundert löste dann die Aufklärung ein neues Gründungsfieber aus (mit dem Aufbau der Universitäten Halle und Göttingen), ebenso wie die Entwicklung technischer Wissenschaften in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und die Öffnung der Höheren Bildungsanstalten seit Ende der 60er Jahre.

Die mittelalterliche Universität folgte einem Organisationsmodell, das klosterähnliches Leben mit modernen Verwaltungsstrukturen verband. Studenten und Gelehrte wohnten zumeist in eigenen Räumlichkeiten mit spartanischer Möblierung. Der Ausrichtung auf die geistige Arbeit blieb alles andere untergeordnet. Die Studenten waren in sogenannten Kollegien oder Bursen untergebracht, wo man sie verpflegte und beaufsichtigte. Essen, Schlafen, Erholung gehorchten strengen Zyklen – das bildete das klösterliche Erbe. Das Lehrprogramm konzentrierte sich grundständig auf die sieben freien Künste: Grammatik, Rhetorik, Logik, Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik; erst fortgeschrittene Studenten durften sich in

Recht, Medizin oder Theologie qualifizieren. Regelrechte Abschlüsse – Magister oder Promotion – gab es nur selten; die mittelalterlichen Studenten verließen ihre Universität zu meist als Studienabbrecher, um das sehr breite, aber kaum durch Examina testierte Wissen, das sie sich angeeignet hatten, in städtischer oder höfischer Verwaltung, als Ärzte oder Beamte zu erproben. „Lernt, als würdet ihr ewig leben; und lebt, als würdet ihr morgen sterben“, so lautete das Motto, das Edmund von Abingdon, der 1247 heiliggesprochene Erzbischof von Canterbury, seinen Studenten in Oxford mitgab. Für den heutigen Sozialstaat, der an schnellen Studienabschlüssen und hinreichender Selbstsorge seiner Bürgerinnen und Bürger interessiert ist, sind beide Seiten dieses Wahlpruchs untauglich.

Bis zum Ende des 13. Jahrhunderts bildeten an den meisten Universitäten nicht die Fächer, sondern die Herkunftsländer der Studenten und Scholaren das Grundmuster der Organisation. In Paris gab es ab 1249 vier Nationes, die Großgruppen für die Fakultäten konstituierten: Gallikaner (einschließlich der Griechen, Italiener, Spanier und Araber), Picarden, Normannen und Engländer (zu denen auch die Deutschen zählten). Jede dieser Nationenfakultäten organisierte sich selbständig und bestimmte aus ihrer Mitte einen Prokurator als Vorsteher. Die vier Prokuratoren wählten ihrerseits den Rektor, was den internationalen Charakter der Universität unterstrich. Entscheidender als das jeweilige Fach war die Repräsentanz der Nationen, deren Rolle für den Wahlakt entscheidendes Gewicht hatte. Statt über den Kanon der Fächer definierte sich die Pariser Universität über die vielzähligen Heimatländer ihrer Mitglieder. Das änderte sich nur wenige Jahre später, als die Disziplinen größeres Selbstbewusstsein entwickelten und den Anspruch erhoben, ihre wissenschaftlichen Interessen auch auf rechtlich-organisatorischer Ebene zur Geltung zu bringen. Das betraf die Wahl des Rektors ebenso wie die Verleihung der akademischen Grade. Die Vertretung der disziplinären Lobby war fortan wichtiger als der Querschnitt der europäischen Identitäten, der im allerersten Entwurf der Universitätsverfassung hohe Geltung besaß.

Papst und Kaiser übten gegenüber der Universität eine Schutzfunktion aus und verliehen ihr den Status einer juristischen Körperschaft mit eigenen Befugnissen. Das schloss nicht nur das Recht zur Verleihung akademischer Titel, sondern auch die autonome Organisation der Gerichtsbarkeit ein. Die Universität verfügte über die Erlaubnis, ihren Mitgliedern eigene Regeln zu verordnen und bei Verstößen entsprechende Sanktionen zu verhängen. Wenn Scholaren oder Studenten sich unerlaubter Übergriffe im nichtakademischen Leben schuldig machten, beanspruchte die Universität die Bestrafung der Delinquenten nach ihren Maßgaben. Eine autonome Rechtsprechung praktizierten italienische ebenso wie spanische oder englische Universitäten. Die Herkunftsnation spielte bei der Bestrafung keine Rolle, deren Rechtssystem galt nicht. Mitglieder der Universität waren Bürger eines eigenen Staates und besaßen in dieser Eigenschaft Rechte und Pflichten jenseits ihrer ursprünglichen Nationenzugehörigkeit.

Die europäische Melange der Universitätsmitglieder spiegelte im Grunde die Einheit der Wissenschaften. Es gab noch keine Ausdifferenzierung der Fächer, sondern ein formal geschlossenes System der Gelehrsamkeit, das auf übergreifenden Prinzipien beruhte. Wissen war nicht empirisch fundiert, gründete vielmehr in Lehrsätzen und logischen Modellen, in formalen Strukturen und Ordnungsmustern. Die Sprache blieb auch dort das vorherrschende Medium, wo es um Anschauung der Natur ging, wie im Fall der Astronomie. Das Fehlen empirischer oder experimenteller Methoden verschaffte dem Wissenschaftssystem eine große innere Stabilität bei gleichzeitiger Resistenz gegenüber möglichen Neuerungen. Fortgesetzt fand sich die mittelalterliche Ausrichtung an festen Formen und Dogmen durch den *uomo universale* der Renaissance und den Polyhistor des 17. Jahrhunderts, die als Gelehrte über vertiefte Kenntnisse in Naturkunde, Philologie, Jurisprudenz und Mathematik, Astronomie und Medizin verfügten. Auch hier war die Einheit der gelehrten Disziplinen das entscheidende Prinzip, mit dem man sich gegen neue Einsichten wehrte. Das wiederum passte zur Erkenntnisfurcht der Kirchen und zum christlichen

Demutsgedanken. In einer Welt, die perfekt eingerichtet war, konnte nur deren Schöpfer alles wissen. Wer als Mensch nach neuen Einsichten strebte, verhielt sich vermessen und verstieß gemäß Auffassung der Kirche gegen das Gebot der intellektuellen Bescheidenheit. Die Abwehr kühner Ideen, das träge Verharren in der Tradition und die Denunziation der Neugier bildeten Haltungen aus, die fest zum etablierten akademischen Leben gehörten.

Gleichzeitig ermöglichte diese dogmatische Borniertheit ein europäisches Wissenssystem, das keine Länder und Nationen, keine unterschiedlichen Sprachen und Kulturen kannte. Studenten und Gelehrte, die an den Universitäten zusammenwirkten, kamen zwar aus diversen Ländern, aber sie fanden sich geeint durch die formalen Regeln eines geschlossenen Wissenssystems. Die europäische Universität des Mittelalters vertrat eine Gelehrsamkeit, die bei allen Mängeln und Verblendetheiten aufwies, was das Europa unserer Gegenwart immer wieder beschwört, aber nicht hat: Kohäsion. Der Preis dafür war jedoch hoch, und sicherlich wollten wir ihn heute nicht zahlen, selbst wenn wir mehr Geschlossenheit anstreben: das mittelalterliche Wissen blieb autoritär, unfrei, in Details oft repressiv, reich durch seine Geschichte, aber arm im Blick auf seine Fähigkeit zur Selbsterneuerung. Wir müssen allerdings auch nicht zurück ins Mittelalter, um eine wirklich europäische Universität zu realisieren. Die Chance darauf besteht heute mehr denn je, wenn wir das bestehende Potenzial besser nutzen und die europäischen Universitäten mit einer Idee Europas ausstatten.

2. Europas Idee durch die Idee der Universität sichern

In David Lodges kanonisch gewordenem (und auch heute noch durchaus amüsantem) Campus-Roman "Changing Places" (1975) tauschen der renommierte Anglist Maurice Zapp von der kalifornischen Euphoric-State-University und sein weitaus weniger renommierter Kollege Philip Swallow von der Rummidge University in Großbritannien im Rahmen eines akademischen Programms für ein halbes Jahr ihre Wirkungs-

stätten. Der linkische Engländer Swallow darf in Euphoria – gemeint ist vermutlich Berkeley – die Dynamik der amerikanischen Universität inmitten heftig tobender Studentenunruhen und gleichzeitig die Verheißungen der freien Liebe erfahren. Zapp dagegen stößt in Rummidge, das an David Lodges eigene Universität in Birmingham erinnert, auf den verstaubten Geist einer Traditionsinstitution, in der sich keiner für irgendetwas verantwortlich fühlt und pure Gleichgültigkeit herrscht. Im Gegensatz zur amerikanischen wirkt die europäische Universität bei Lodge altersschwach, müde und wenig inspirierend. Sie schleppt ihre eigene Geschichte noch irgendwie mit, scheint jedoch längst in der Verwallung ihres Erbes erstarrt. Sie ist „im Kern verrottet“, um eine Formulierung des ehemaligen Wissenschaftsratsvorsitzenden Dieter Simon aufzugreifen, die Peter Glotz 1996 wiederverwendete, als er den deutschen Universitäten eine niederschmetternde Krisendiagnose stellte.

David Lodges satirischer Roman ist jetzt 44 Jahre alt. Einiges hat sich geändert in der Zwischenzeit. Dass die Uhren an den Universitäten Europas stillstehen, wird man heute nicht mehr behaupten. Selbst dort, wo ihre Gebäude den Geist der Tradition – in meist etwas morbider Zustand – dokumentieren, ist das 21. Jahrhundert präsent. Und das heißt für Universitäten: Es erklingen die unterschiedlichsten Weltsprachen auf dem Campus; die Zahl der Austauschprogramme übersteigt deutlich die Hundertergrenze; die Lehre findet zu nennenswerten Teilen auf Englisch statt; die Mitglieder der Fakultät sind reisebegeistert, und manche von ihnen verbringen mehr Zeit im Flugzeug als in Labors und Bibliotheken; ein großer Teil des verfügbaren Budgets speist sich aus Fördertöpfen der EU und öffentlicher Stiftungen; das Hochschulmanagement folgt den Regeln leistungsorientierter Mittelvergabe, belohnt das Engagement in Projekten und sanktioniert fehlendes Commitment für die Universität; das strenge Regime der Qualitätssicherung und der Akkreditierungsverfahren kontrolliert die Lehre; die Studiengänge sind gestuft gestaltet, mit Bachelor- und Masterprogrammen, Kreditpunkten und Anerkennungsmöglichkeiten für Auslandssemester; Patentierungen und Wissenstransfer, Förderung von Ausgrün-

dungen und Kooperationen mit der Industrie bilden einen Teil des Leistungsportfolios, das durch eine umfassende Governancestruktur gesteuert wird; Kennzahlen und Erfolgsquoten hält man für Universitätsrankings und andere Formen öffentlicher Beobachtung stets aktuell; und der mit vorwärtstreibenden Musikklängen unterlegte Imagefilm zeigt fröhliche junge Menschen aus aller Welt in technisch perfekt ausgestatteten Labors, traditionsreichen Bibliotheken oder debattierend auf grünem Campusrasen. Man könnte noch zahlreiche andere Beispiele dafür benennen, dass Europas Universitäten 960 Jahre nach der ersten Gründung einer Hochschule in Bologna sich in vielerlei Hinsicht erstaunlich ähnlich präsentieren. Diesen Eindruck verstärkt die gemeinsame Sprache mit einer Fülle von Basswords wie Exzellenz, Internationalität, Innovation, Reputation, Leistungsstärke, Weiterentwicklung.

Europäische Universitäten sind heute von Konkurrenz und Kooperation gekennzeichnet. Beides tritt gleichermaßen auf, steht aber, wie man bei genauerem Hinsehen erkennt, nicht in Widerspruch zueinander. Beginnen wir mit dem Wettbewerb. Viele Universitäten ringen in zunehmend härter werdenden Auswahlverfahren um Mittel aus den üppig gefüllten Töpfen der EU. Eine offene Forschungsförderung gibt es hier im Bereich der Grants des European Research Council (ERC), der Einzelprojekte für junge Wissenschaftler (*junior grant*), für bereits etablierte (*consolidator grant*) und für sehr renommierte (*advanced grant*) in Millionenhöhe unterstützt. Dabei geht es um Grundlagenforschung, deren Vorhaben nach Qualität der Anträge in einem wettbewerblichen *Procedere* zur Finanzierung empfohlen oder abgelehnt werden. Ähnliches existiert im Sektor der "Future and Emerging Technologies" (FET), wo bis 2020 Projektmittel in Höhe von 2,7 Mrd. Euro vergeben werden. Es konkurrieren einzelne Antragsteller um Förderung, letzthin aber auch die Institutionen, in denen sie arbeiten. Immer häufiger geschieht es, dass jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler einen Grant einwerben und sich danach die Universitäten im Wettbewerb um die Abwicklung des prestigeträchtigen und finanziell lukrativen Projekts bemühen.

Nicht wenige suchen Grantees mit Dauerstellen anzulocken und bieten darüber hinaus Sondervergünstigungen wie reduzierte Lehrverpflichtungen – hier herrscht scharfe institutionelle Konkurrenz um die besten Köpfe und eine Form des Abwerbens der Top-Leute, wie man sie sonst nur im Profifußball kennt.

Daneben gibt es aber übergreifende Ziele, die Universitäten im Miteinander, nicht im Gegeneinander verfolgen. In europäischen Großprojekten wird gemeinsame Forschung betrieben, lebens- und ingenieurwissenschaftliche ebenso wie sozialwissenschaftliche. Hier arbeiten Wissenschaftler aus Universitäten zusammen, die sich sonst in einem klaren Wettbewerb um nationale und internationale Fördergelder befinden. Gemeinsamkeit entsteht auch in der Lehre. Die Programme des europäischen Studierendenaustauschs – Erasmus Mundus, Minerva, Lingua, Sokrates – boomen und wachsen, gefördert durch Milliardenbeträge. Und die europäischen Universitäten schließen sich zu Verbänden zusammen, um eine kohärente Strategie zu entwickeln. Es existieren die großen Allianzen wie die "European University Association" (EUA), die mittelgroßen wie die "League of European Research Universities" (LERU), "Coimbra" und "Unica", das Netzwerk der Hauptstadt-Universitäten, schließlich kleinere wie "Yerun", die "Young European Research Universities", oder "The Guild". Fast zwanzig solcher Allianzen gibt es mittlerweile, die meisten von ihnen erst seit wenigen Jahren. Ganz offenbar ist der Bedarf groß, eine gemeinsame Abstimmung von Zielen mit Blick auf Lobbying und Agenda-Setting zu organisieren.

Diese kooperativen Modelle auf wissenschaftlicher oder strategischer Basis stehen aber keineswegs in Gegensatz zum europäischen Wettbewerb. Die Forschungsverbände befinden sich ja untereinander in scharfer Konkurrenz zueinander. Sie haben sich meist nur gegründet, um über die konsortiale Struktur Fördermittel erhalten zu können, die sie als einzelne Institution nicht gewinnen würden. Ähnlich die großen Assoziationen und Allianzen, die, sieht man von der EU ab, jeweils in wettbewerblichem Verhältnis zueinander stehen und auf unterschiedlichen Wegen ihre Interessen qua Lobbyarbeit in Brüs-

sel vertreten. Sie alle sind in gewisser Hinsicht Beutegemeinschaften, yield communities bzw. Communautés rendement, also nicht natürlich gewachsene Gruppen, sondern künstlich zusammengeschlossen über ein gemeinsames Ziel, einen übergreifenden Zweck.

Gerade diese sehr rationale, utilitaristische Programmatik europäischer Universitätsstrategien erzeugt ein Vakuum an einer entscheidenden Stelle. Was nämlich die meisten Verbünde nicht verfolgen, das ist eine Idee der europäischen Identität und der sie fundierenden Werte. Im Vordergrund stehen bei ihnen Ziele materieller Art, kaum aber Fragen des europäischen Bildungskanons, seiner Geschichte, seiner Botschaften. Als Emmanuel Macron am 26. September 2017 an der Sorbonne seine „Initiative“ für ein souveränes, geeintes und demokratisches Europa vorstellte, erwähnte er kurz auch die Universitäten. Die im Wortlaut seiner Rede nur eine Minute dauernde Passage wurde zu einer wirkmächtigen Verlautbarung, denn aus ihr erwuchs eine neue Förderidee: das Programm europäischer Universitätsnetzwerke mit gemeinsamen Studien- und Austauschstrukturen. Was aber hat Macron genau gesagt, als er an der Sorbonne über die Universitäten Europas sprach? Hier der betreffende Abschnitt in der deutschen Übersetzung:

„Ich schlage die Einrichtung europäischer Universitäten vor, die ein Netzwerk von Universitäten aus mehreren Ländern Europas bilden und die einen Studienverlauf schaffen, in dem jeder Studierende im Ausland studiert und Seminare in mindestens zwei Sprachen belegt. Europäische Universitäten, die auch Orte pädagogischer Neuerung und exzellenter Forschung sind. Wir müssen uns das Ziel stecken, bis 2024 mindestens zwanzig dieser Universitäten zu errichten. Doch schon mit Beginn des nächsten akademischen Jahres müssen wir die ersten Universitäten mit echten europäischen Semestern und europäischen Abschlüssen ausstatten.“

Mehrsprachigkeit, pädagogische Neuerung und exzellente Forschung – das sind die drei pau-

schalen Ziele, die Macron mit dem Gedanken europäischer Universitäten verbindet. Zur Rolle der Mehrsprachigkeit führte Macron an der Sorbonne aus:

„Unsere Zersplitterung ist nur oberflächlich. Sie ist eigentlich unsere größte Chance. Und anstatt die Fülle unserer Sprachen zu bedauern, sollten wir daraus einen Vorteil machen! Europa soll jener Raum werden, in dem jeder Studierende bis 2024 mindestens zwei europäische Sprachen spricht. Anstatt unsere zerstückelten Gebiete zu beklagen, stärken wir lieber den Austausch! Bis 2024 soll die Hälfte einer Altersgruppe bis zu ihrem 25. Lebensjahr mindestens sechs Monate in einem anderen europäischen Land verbracht haben. Seien es Studierende oder Auszubildende. Deshalb gerade hier, wo einige Vorreiter wie in Bologna, Montpellier, Oxford oder Salamanca an die Kraft der Lehre, des kritischen Geists und der Kultur geglaubt haben, möchte ich, dass wir auf der Höhe dieses großen Entwurfs sind.“

Was genau heißt „Mehrsprachigkeit“ in diesem Kontext? Macrons Forderung ist oft falsch wiedergegeben worden, bevorzugt als Plädoyer für das Erlernen zweier Fremdsprachen. Gemeint ist aber, dass alle europäischen Studierenden neben ihrer eigenen eine zweite Sprache beherrschen sollten. Das wäre vermutlich für die meisten, mit Ausnahme der Studierenden aus dem United Kingdom, das Englische, das in der Mehrzahl der Disziplinen außerhalb der Geisteswissenschaften die lingua franca des akademischen Diskurses ist. Eigentlich beschreibt Macrons Programm also kein Desiderat, sondern eher einen Status quo, denn die Generation heutiger Studierender ist in ganz Europa des Englischen gut mächtig. Schwieriger wird es da schon für die Europäer von der Insel, die nur selten neben ihrer Muttersprache eine zweite Sprache fließend beherrschen. Nun könnte man zynisch sagen, dass sich das Problem mit dem Brexit für die Engländer erledigt habe. Aber so einfach sollte man es dem UK dann doch nicht machen.

Macrons Formel gilt schließlich für einen Bildungsaustausch, der nach dem Austritt Englands aus der EU weiterhin Bestand haben dürfte. Sein Programm von den „zwei europäischen Sprachen“ funktioniert nur, wenn es auch von denen, für die es noch nicht selbstverständlich ist, akzeptiert wird. Eine andere Frage ist die, ob es nach dem Brexit eine belastbare Zukunft für den Universitätsaustausch zwischen dem Kontinent und dem UK überhaupt gibt. Es war schon leichter, über die Einheit Bildungseuropas zu sprechen.

Auch die beiden anderen Leitbegriffe Macrons überraschen uns nicht, bezeichnen sie doch kaum ein ambitioniertes Programm, sondern bekannte Schlagwörter. Dass die akademische Lehre an europäischen Universitäten ernstgenommen wird, ist fraglos wichtig. „Pädagogische Neuerungen“, wie Macron sagt, helfen uns da weiter, aber sie gehören längst zum Selbstanspruch der meisten Universitäten. Dasselbe gilt für die „exzellente Forschung“, die in diversen nationalen Initiativen und im Rahmen der EU-Förderung vorangetrieben wird. Auch Macrons Rede folgt also den Direktiven der EU-Wissenschaftspolitik und stellt das Selbstverständnis der zweckorientierten Universitätsallianzen von LERU über die Gilde bis UNICA nicht wirklich auf den Prüfstand.

Genau das aber wäre nötig. Denn so wie das Europa der Brüsseler Bürokraten niemanden mehr begeistert, so kann auch eine Universitätspolitik, die sich auf materielle Ziele und pragmatische Zwecke stützt, kaum überzeugen. Für die neuen europäischen Universitätsverbände sollten neben der Verpflichtung zu Lehr- und Forschungsexzellenz und der Förderung der Mehrsprachigkeit daher auch eine Ausrichtung am europäischen Wertkanon bindend sein. Dazu gehören das Gebot der Toleranz als Voraussetzung der Zivilgesellschaft, die Idee der Freiheit als Grundlage für die Rechte und Möglichkeiten des Individuums, das Prinzip der Solidarität als Bedingung eines fairen, respektvollen und, wo nötig, helfenden Miteinander. Damit diese Werte nicht leere Formeln für Feiertagsreden werden, sollten die europäischen Universitäten gemeinsam –

also nicht in Konkurrenz, sondern im Konsens – einen Kanon europäischer Texte festlegen, dessen Lektüre für ihre Studierenden verbindlich ist. Es wäre ein großartiges Zeichen, wenn die Physikerin in Nantes, der Maschinenbauer in Aachen, die Soziologin in Budapest, der Politikwissenschaftler in Warschau, die Biochemikerin in Kopenhagen, der Germanist in Triest, die Informatikerin in Madrid, der Biologe in Prag, die Juristin in Lissabon und der Historiker in Stockholm sechs große europäische Texte lesen und in Seminaren mit ihren Kommilitoninnen und Kommilitonen diskutieren würden. Und um es konkreter zu fassen, hier wäre mein Vorschlag für den europäischen Kanon. Ich verbinde ihn mit dem Anspruch, dass die Texte bedeutend, aber auch nicht zu lang sein dürfen, und mit dem Zugeständnis, dass die Lektüre bei Bedarf in Übersetzungen erfolgen kann: 1. Platon, Symposion (Das Gastmahl) (5./4. Jh. v. Chr.), 2. Jean-Jacques Rousseau, Du contrat social (Vom Gesellschaftsvertrag) (1762), 3. Immanuel Kant, Zum ewigen Frieden (1795), 4. Karl Marx, Das kommunistische Manifest (1848), 5. Sigmund Freud, Das Unbehagen in der Kultur (1930), 6. Hannah Arendt, We refugees (Wir Flüchtlinge) (1943).

Die Einheit der europäischen Universität würde eine Fiktion bleiben, wenn sie sich auf das gemeinsame Streben nach mehr finanzieller Förderung beschränkte. Aus diesem Grund ist es zwingend geboten, dass die europäischen Universitätsverbände zukünftig stärker ideengeleitet als ausschließlich materiell oder strategisch ausgerichtet sein sollten. Wir müssen die Idee des Europäischen unter der verkrusteten Oberfläche von administrativen Regelungen, Rechtsformen und politischen Hoheitsfragen wieder freilegen. Wir müssen erneut zum Kern der europäischen Identität vorstoßen: Friedensanspruch, Freiheitszuschreibung, Verständigung und Austausch. Welche Institution könnte besser zu diesem Ziel führen als die Universität? Allerdings muss sie, will sie sich auf den Weg machen, auch die Frage stellen, was sie eigentlich ist und wie sie sich zu ihrer eigenen Geschichte verhält.

3. Die europäische Universität als symbolischer Ort

Wenn wir von der europäischen Universitätsidee sprechen, müssen wir die schwierigen Entwicklungen berücksichtigen, die das System der Hochschulen derzeit insgesamt prägen. Peter Strohschneider, der Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, diagnostizierte vor einigen Jahren eine „Überdehnung“ der Universität in quantitativer Dimension, in Hinblick auf Erwartungen und in Bezug auf ihren Begriff generell.² Im Hintergrund steht ein „Leistungsparadox“: Universitäten sollen alles können, von der Grundlagenforschung bis zum Entrepreneurship, von der engmaschigen Betreuung ständig wachsender Studierendengruppen bis zur Erhaltung ihrer internationalen Konkurrenzfähigkeit, von der Drittmittelinwerbung bis zur genauen Supervision ihrer Projektsteuerung, von der leistungsorientierten Governance bis zur Erzeugung institutioneller Kohäsion in divers ausgebildeten Personengruppen ihrer Mitgliedschaft, von Entwicklung und Technologietransfer bis zur professionellen Öffentlichkeitsarbeit im Blick auf die Bringschuld gegenüber einer sie finanzierenden Gesellschaft.³ Der Befund der „Überdehnung“ von Aufgaben und Erwartungen gilt nicht nur für deutsche, er gilt für zahlreiche europäische Universitäten. Die gewaltigen Aufwüchse der Studierendenzahlen in den letzten zehn Jahren haben die Universitäten Europas gut bewältigt. Aber konnten sie dabei auch den Begriff ihrer selbst, ihr ursprüngliches Konzept erhalten? Wenn heute in vielen Ländern über 50 Prozent eines Jahrgangs eine Universität besuchen, dann ist die mit dieser Institutionsform ursprünglich verbundene Exklusivitätsanmutung verloren. Der Erweiterungsprozess verlief kontinuierlich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts. Schon 1905 veröffentlichte der preußische Historiker und Bildungspolitiker Adolf von Harnack eine Denkschrift mit dem Titel „Vom Großbetrieb der Universität“, deren Diagnosen wenige Jahre später in die Gründung der ersten „Kaiser-Wilhelm-Institute“ für außeruniversitäre Forschung mündeten (sie waren die Vorläufer der heutigen Max-Planck-Institute). Seit den mittleren 60er Jahren des ver-

gangenen Jahrhunderts ist die Universität in ganz Europa zunehmend zu einem Ort gesteigerten Zudrangs und massenhafter Frequenz geworden.

Hier geht es nicht darum, eine Diskussion über die Definition von Hochschultypen zu führen. Festzuhalten steht lediglich, dass die alte Universitätsidee nicht mehr in Kraft ist, aber eine neue noch nicht verbindlich definiert wurde. Wir sind mittlerweile in ganz Europa vom herkömmlichen, traditionellen Modell der Universität abgerückt. Das besagte in seiner Humboldtischen Ausprägung, dass die Universität eine nicht primär berufsspezifische Bildung durch Wissenschaft zu vermitteln habe; dass das Kennenlernen des forschenden Habitus das Medium zur Aneignung fachlicher Wissensinhalte sei; und dass auch für die, die Forschung nie selbst treiben würden, genau dieser Habitus das beste Instrument zu breiter Qualifizierung darstelle (was für Humboldt vice versa die Förderung der Forschung im Unterricht implizierte).⁴ In ihrer breiteren europäischen Variante bedeutete die alte Universitätsidee Exklusivität und Abstand zur im engeren Sinne fachlichen Bildung. Ziel war die gemeinsame Vertiefung in Texte oder – mit Aufkommen der Empirie – in Materialien oder Naturprozesse durch Beobachtung. Das schloss auch im 19. Jahrhundert in vielen Ländern das Bewusstsein ein, dass nicht jeder für eine solche Schulung geeignet war, und führte zu einer recht pragmatischen Auffassung der wissenschaftsgeleiteten Qualifizierung. Selbst Humboldt räumte in seinem „Organisationsplan“ von 1809 ein, dass die Universität eine enge Beziehung „auf das praktische Leben und die Bedürfnisse des Staates“ unterhalten müsse.⁵ Aber dass die Vermittlung von Berufsfähigkeiten nicht im Vordergrund des Studiums stand, unterschied die Universitäten Europas damals deutlich von den Neugründungen in den USA und China, die vor allem auf die angemessene Ausbildung künftiger Beamteneliten zielten.

Heute haben wir uns vom alten System allein durch die schiere Größe der Universitäten und die hohe Zahl der Studierenden entfernt. Die europäischen Universitäten orientieren sich spätestens seit der Bologna-Reform an einem Kom-

petenzkonzept, das berufsqualifizierend und nicht mehr primär wissenschaftsausgerichtet ist. Zwar hält man formal an Humboldts Ideal der forschungsbasierenden akademischen Lehre fest, jedoch entspricht selbst das fortgeschrittene Masterstudium weder dessen Exklusivitätsanmutung noch seiner methodischen Fundierung. Wissenschaft ist zwar weiterhin das Medium der lehrhaften Vermittlung des Stoffs, aber es geht durch die Ausrichtung am Kompetenzprinzip um Berufsbefähigung und nicht um eine allgemeine, berufsindifferente Schulung durch wissenschaftliche Methodik. Und umgekehrt ist seit dem Beginn der technischen Moderne auch die Wissenschaft selbst aus dem Schatten des Exklusiven herausgetreten, wie Helmut Schelsky schon 1963 feststellte:

„Indem die Wissenschaft sich in der wissenschaftlichen Zivilisation nicht mehr vom praktischen Leben sowohl in seiner Alltäglichkeit wie in seinen hohen politischen Rängen abgrenzen kann, sondern in vielerlei Abstufungen bis in die letzte praktische Tätigkeit hinabzureichen beginnt, ist sie zur Substanz des praktischen Lebens heute selbst geworden und damit an sich keineswegs mehr Träger einer sich über das praktische Leben und seine Zweckanforderungen erhebenden Bildung, wie es das klassische Universitätsideal sich vorstellt.“⁴⁶

Weder die Institution der Universität noch die Wissenschaft gehorchen heute noch dem Primat der Ausschließung, des Privilegierten. Das führt zu der Frage, was an die Stelle dieses Primats getreten ist. Die Universitäten sehen zwar, welchem Wandel ihr institutionelles Selbstbild unterliegt, aber sie haben noch kein wirklich neues gefunden – eine Diagnose, die ihrerseits alt ist, wie Texte von Karl Jaspers und Helmuth Plessner bis zu Jürgen Habermas und Peter Glotz aus der Zeit zwischen 1960 und 1995 zeigen. Was ist angesichts dieses bekannten, noch nicht gelösten Dilemmas zu tun? Mein Vorschlag wäre, die Identität der europäischen Universitäten stärker an die soziale Integrationsleistung zu binden, die sie im 21. Jahrhundert idealiter erbringen. Gehen wir dabei von den be-

sonderen Herausforderungen aus, die eine Universität heute zu bewältigen hat. Sie muss andere Formen der Stoffvermittlung, der Mentoring und Supervision etablieren als früher. Sie muss intensiver vorbereiten auf das, was erwartet wird, gründlicher erklären, wie Inhalte zu lernen, Methoden anzueignen, Forschungsliteratur zu studieren, Urteilsstrukturen zu bilden sind. Sie muss Prüfungen anders organisieren als früher, Studienbiographien anders verwalten und den Unterricht anders durchführen. Die europäische Universität des 21. Jahrhunderts steht aber nicht nur vor ungeahnten pädagogischen und didaktischen Herausforderungen. Sie hat auch zu gewährleisten, dass Menschen unterschiedlicher sozialer, ethnischer und religiöser Herkunft, Menschen verschiedenen Geschlechts und Alters, mit sehr diversem Vorwissen und weit voneinander abweichenden Kompetenzprofilen ihren Weg durch ein Studienfach erfolgreich gehen können.

Die alte Universität des 14. Jahrhunderts war ähnlich divers, was ihre aus aller Welt stammenden Mitglieder betraf. Denn es gab keine einheitliche Vorbildung und keine nationalen Curricula. Aber es existierte ein nur schmaler Kanon zu studierender Texte, und die Zahl derjenigen, die sie sich aneigneten, war verschwindend gering im Verhältnis zu den riesigen Gruppen, die heute in Europas Universitäten Seminare, Laborteam, Kollegs und Auditorien bilden. Diese Gruppen zu organisieren und die Vielfalt ihrer Mitglieder im Blick auf Herkunft und Status produktiv zu machen, ist eine enorme Aufgabe. Bei ihrer Bewältigung hilft, dass es um Wissenschaft geht. Wissenschaftliche Arbeit läuft heute wie früher bevorzugt im Kollektiv ab. Verständigung und Debatte, Abstimmung und Erprobung, Durchspielen von Hypothesen und Einübung von Kritik – das sind Denk- und Sprechakte, die genuin auf intellektuelle Teamqualitäten abstellen. Nur ganz wenige der großen Entdeckungen und Erfindungen der Wissenschaft gelangen im stillen Kämmerlein des vereinsamt lebenden Gelehrten. Zumeist resultierten sie aus Prozessen der Gruppenarbeit mit entsprechend dichten Diskussionsstrukturen und enger, vertrauensvoller Kooperationskultur. Es liegt auf der Hand, dass dieses Modell vorzüglich dazu geeignet ist,

Menschen unterschiedlicher Herkunft zu integrieren und zu gleichberechtigten Teilen eines Ganzen zu machen. Die im Vergleich zu anderen Gesellschafts- und Arbeitsbereichen relativ flachen Hierarchien des Wissenschaftssystems tun das ihre, um die Heterogenität ihrer Mitglieder in produktive Arbeitsimpulse zu übertragen. Diversität ist im Wissenschaftsbetrieb der Universitäten keine Hypothek, sondern eine reiche Quelle intellektueller Kreativität.

Natürlich kann es auch zu Konflikten kommen. Nationale Chauvinismen und religiöse Intoleranz können in Arbeitsgruppen durchbrechen, politische Dissonanzen in die Welt der Wissenschaft dringen. In solchen Fällen sind Rektorate und Präsidien gefordert – sie müssen an die Werte der Universität und damit an die europäischen Grundsätze der Toleranz und des Respekts erinnern. Nicht immer gelingt es in Zeiten von öffentlicher Dauererregung, von Hasspredigten in Social Media und populistischer Vereinfachung, im Namen der Wissenschaft erfolgreich für das Aushalten von Widersprüchen und Ambivalenzen, für Verständnis und ruhige Analyse zu werben. Aber die Universität muss gerade in schwierigen Perioden einer durch ökonomische wie soziale Krisen erschütterten europäischen Identität zeigen, dass sie tauglich ist zum Vorbild für eine Gesellschaft der Kohäsion und der bewältigten Vielfalt.

Europäische Universitäten sind, sofern sie gut funktionieren, Modelle gelungener Integration. Sie zeigen, dass es richtig ist, wenn Menschen aus unterschiedlichsten Herkunftsländern zusammenkommen und sich derselben Sache widmen. Sie demonstrieren, dass Toleranz eine Haltung der Wissenschaft und des sozialen Miteinander gleichermaßen ist. Sie sind offen für neue Ideen und kritisch-widerständig gegenüber jenen, die Freiheiten einschränken wollen. Sie leben aus der Kraft des Heterogenen, im Blick auf Menschen, Methoden und Denkhaltungen. Sie bilden soziale Modelle für ein Miteinander, das durch Verständnis und Verständigung geprägt ist. Und sie helfen dabei, Gegensätze produktiv zu machen, weil sie aus ihrer Geschichte wissen, dass das Richtige nicht durch das Verfolgen der immer gleichen Richtung entsteht.

Solche Universitäten, die Muster für eine moderne Gesellschaftsformation darstellen, gedeihen jedoch nicht im Niemandland sozialer Utopien oder als Paradiese inmitten der Wüsten von Intoleranz und Egoismus. Sie bilden kein Anderes des Status quo, keinen idealen Außenposten im Traumgebiet der intellektuellen Visionen. Universitäten sind immer ein Spiegel der Gesellschaft, in der sie existieren. Akademische Freiheit ist ohne die Freiheit des sozialen Miteinander, ist ohne wahre Demokratie und fairen gesellschaftlichen Interessenausgleich nicht zu haben. Insofern ist der Gedanke der europäischen Universitäten, den Präsident Macron aufbrachte, sinnvoll und richtig. Aber er verlangt zweierlei: das Ernstnehmen der Idee Europas als inhaltliche Selbstverpflichtung jenseits reiner akademischer Zweckpolitik; und die Einsicht, dass eine europäische Universität als soziales Modell uns nicht der Aufgabe enthebt, ein solidarisches und souveränes, ein freies und gerechtes Europa auch jenseits der Wissenschaft zu bauen.

Anmerkungen:

¹ Umberto Eco, *Der Name der Rose*. Aus dem Italienischen von Burkhart Kroeber, München 1984 (zuerst 1982), S. 65.

² Peter Strohschneider, *Versuch über die Universität. Selbstbezug und Fremdbezug der Wissenschaften*, Konstanz 2015, S. 6

³ Peter Strohschneider, *Versuch über die Universität*. S. 13.
⁴ „Überhaupt läßt sich die Wissenschaft als Wissenschaft nicht wahrhaft vortragen, ohne sie jedesmal wieder selbsttätig aufzufassen, und es wäre unbegreiflich, wenn man nicht hier, sogar oft, auf Entdeckungen stoßen sollte.“ Wilhelm v. Humboldt, *Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin* (1809 oder 1810), in: *Idee und Wirklichkeit einer Universität. Dokumente zur Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin*, hg. v. Wilhelm Weischedel in Zusammenarbeit mit Wolfgang Müller-Lauter und Michael Theunissen, Berlin 1960, S. 193–202, S. 199.

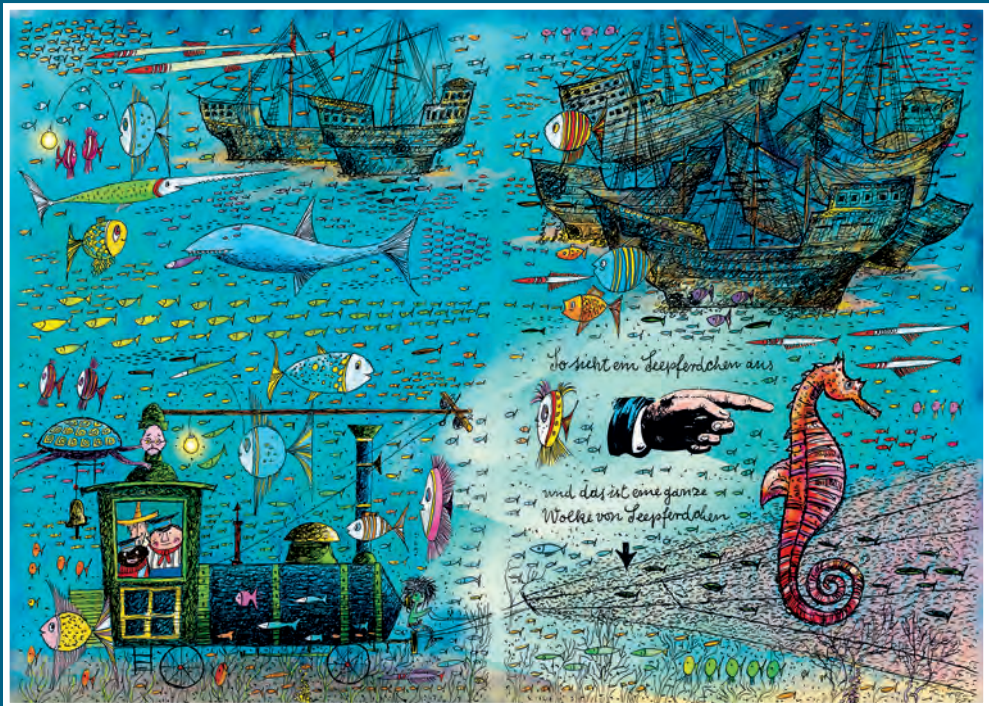
⁵ Wilhelm v. Humboldt, *Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin* (1809 oder 1810), in: *Idee und Wirklichkeit einer Universität*, S. 200 (pr)

⁶ Helmut Schelsky, *Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen*, Reinbek b. Hamburg 1963, S. 221.

Kontakt:

alt@hrk.de

IV. Fächer, Forschung, Perspektiven





ZEIT FÜR KLARE
STATEMENTS.



Matthias
Twelsiek

Betina Sommerlad

Anett
Rönnig



INNENARCHITEKTURSERVICE

Wenn Sie eine Beratung wünschen,
dann besuchen Sie uns in der
Möbelstadt Sommerlad in der 2. Etage.

Wir freuen uns auf Ihre Kontaktaufnahme
unter: (06 41) 70 03-863 oder
innenarchitektur-service@sommerlad.de

Wenn's einer hat...
MÖBELSTADT
Sommerlad

35394 Gießen/Schiffenberger Tal
Pistorstraße 2, Tel. (06 41) 70 03-0

Öffnungszeiten:
Montag-Samstag 10-19 Uhr



Lars von der Wense

Die Grenzen der Zeitmessung: Von der Atomuhr zur Kernuhr

Die Zeitmessung dient den Menschen seit jeher als wichtiges Werkzeug in Wissenschaft und Gesellschaft. Jede technologische Verbesserung der Zeitmessung hat zu neuen Anwendungen geführt, welche häufig von konkretem praktischem Nutzen waren.¹ Ein berühmtes historisches Beispiel ist das 1735 von John Harrison entwickelte Marinechronometer, welches zu einer drastisch verbesserten Navigation auf dem Meer und damit zu einer Vereinfachung der globalen Handelsbeziehungen führte.²

Die heute genauesten Uhren sind optische Atomuhren. Diese Uhren erreichen eine Genauigkeit von nur einer Sekunde Abweichung in ca. 30 Milliarden Jahren – länger als das Alter des Universums.³ Naturgemäß sind die Anwendungen für eine derartige Genauigkeit anders geartet als noch vor 300 Jahren. Verwendung finden Atomuhren beispielsweise in der Satellitennavigation, wo der genaue Zeitpunkt des Eintreffens eines Signals genutzt wird, um Abstände zu vermessen und somit über Triangulation Positionsinformation zu gewinnen. Ein anderes Anwendungsfeld ist die Informationstechnologie: Datenpakete können umso höher getaktet werden, je genauer der Zeitpunkt ihres Eintreffens bekannt ist. Der moderne Datenaustausch wäre ohne Atomzeit-basierte Taktung nicht möglich.

Das Funktionsprinzip von optischen Atomuhren beruht darauf, dass ein atomarer Übergang, unabhängig vom Ort des Atoms und unabhängig vom Zeitpunkt seiner Betrachtung, immer die gleiche Energie besitzt. Diese Energie entspricht einer bestimmten Schwingungsfrequenz, welche benötigt wird, um den atomaren Übergang mit Hilfe von Licht anzuregen. Vermittels eines Lasers, welcher auf den atomaren Übergang stabilisiert wird, lässt sich diese Frequenz hochgenau vermessen. Im Umkehrschluss können die Schwingungen des La-

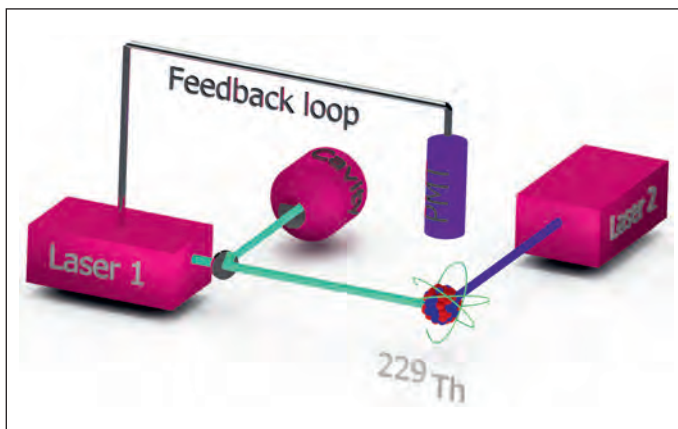
serlichts gezählt werden, um einer bestimmten Zeitspanne, beispielsweise eine Sekunde, eine bestimmte Anzahl von Schwingungen des stabilisierten Laserlichts zuzuordnen. Somit wird die Zeit gemessen, indem die Schwingungen des Laserlichts gezählt werden.⁴

Obwohl dieses Prinzip offensichtlich ausgesprochen gut funktioniert, unterliegt die erreichbare Genauigkeit der optischen Atomuhren gewissen Einschränkungen. Diese sind dadurch bedingt, dass die Energie von atomaren Übergängen bestimmten Störungen unterliegt, wie sie durch äußere Einflüsse, beispielsweise elektrische und magnetische Felder, hervorgerufen werden. Diese Störungen führen zu einer veränderten Frequenz des atomaren Überganges und damit zu einer ungewollten Verschiebung der Zeitmessung.

Eine Möglichkeit, den Einfluss von äußeren Störfeldern auf die Zeitmessung zu reduzieren, wurde 2003 von Ekkehard Peik und Christian Tamm (Physikalisch-Technische Bundesanstalt) vorgeschlagen.⁵ Der Grundgedanke ist es, statt eines atomaren Hüllenüberganges, einen Übergang im Atomkern zur Zeitmessung zu verwenden. Dieses Konzept wurde unter dem Namen „Kernuhr“ bekannt. Eine Kernuhr verspricht eine deutlich verbesserte Resistenz gegenüber äußeren Störeinflüssen, da, anschaulich gesprochen, der Atomkern um etwa einen Faktor 100.000 kleiner ist als die Atomhülle. Dieses führt zu einer erwarteten Verbesserung in der Genauigkeit der Zeitmessung um etwa einen Faktor 10 und damit zu einer Abweichung von einer Sekunde in ca. 300 Milliarden Jahren.⁶

Mögliche Anwendungen einer Kernuhr werden in Bereichen gesehen, in denen auch herkömmliche Atomuhren ihren Einsatz finden, wie beispielsweise in der Satellitennavigation, wo sie diese ergänzen oder teilweise ersetzen könnten. Eine verbesserte Genauigkeit der Zeitmessung

könnte allerdings auch neue Anwendungsfelder öffnen. Ein Beispiel hierfür ist die relativistische Geodäsie:⁷ Der Einstein'schen allgemeinen Relativitätstheorie zufolge vergeht die Zeit an jedem Punkt im Gravitationsfeld der Erde etwas anders. Je größer die Gravitationskraft, desto langsamer vergeht die Zeit. Dieser Effekt ist als gravitative Zeitdilatation bekannt und lässt sich bereits mit herkömmlichen Atomuhren messen. Je höher eine Uhr über der Erdoberfläche positioniert wird, desto schneller vergeht die Zeit. Ein Höhenunterschied von einem Zentimeter entspricht hierbei einem relativen Gangunterschied von 10^{-18} der Uhren, welcher bereits messbar ist.⁸ Immer genauere Uhren erlauben es nun, immer feinere gravitative Schwankungen messbar zu machen und eröffnen im Rahmen der relativistischen Geodäsie Rückschlüsse auf Veränderungen im Erdinneren oder plattentektonische Aktivitäten. Weitere Anwendungen einer Kernuhr werden in fundamentalphysikalischen Bereichen gesehen, beispielsweise in der Untersuchung möglicher Zeitabhängigkeiten von Naturkonstanten⁹ oder in der Detektion von topologischer dunkler Materie.¹⁰

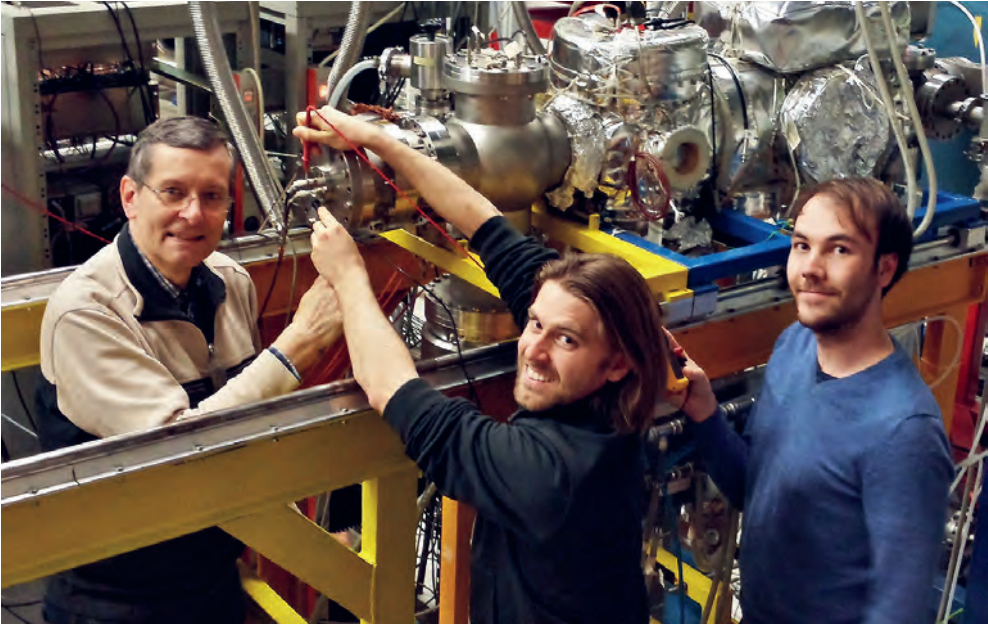


Überblick über das Konzept einer Kernuhr: Ein Kern des Elementes Thorium-229 wird mit Hilfe eines Lasers (Laser 1) angeregt und die Laserfrequenz mit Hilfe einer Rückkopplungsschleife auf den Kernübergang stabilisiert. Ein zweiter Laser (Laser 2) dient dazu, die erfolgreiche Kernanregung zu überprüfen. Die Zeit wird gemessen, indem die Schwingungen des Laserlichts gezählt werden. Da das frequenzstabilisierte Laserlicht immer die gleiche Anzahl von Schwingungen pro Sekunde vollführt, ist nach einer fest definierten Anzahl von etwa 2.000.000.000.000.000 (2 Billionen) Schwingungen eine Sekunde verstrichen. (Quelle: Lars v. d. Wense)

Obwohl der Vorschlag einer Kernuhr bereits einige Jahre zurück liegt, wurde diese bislang noch nicht realisiert. Der Grund hierfür ist recht einfach: Der Bau einer Kernuhr verlangt die direkte Laseranregung eines Überganges im Atomkern, was bisher technologisch nicht möglich war. Diese Situation hat sich jedoch in den vergangenen drei Jahren grundlegend geändert und basierend auf dem heutigen Kenntnisstand ist es nur eine Frage der Zeit, bis eine Kernuhr realisiert wird. Im Folgenden werde ich die Herausforderungen beschreiben, welche sich beim Aufbau einer Kernuhr ergeben und erläutern wie sich die Situation in den vergangenen Jahren verändert hat.

Wie bereits erläutert, erfordert der Aufbau einer Kernuhr die direkte Laseranregung eines Überganges im Atomkern. Ein zentrales Problem, welches den Aufbau einer großen Vielzahl verschiedener Kernuhren verhindert, ist, dass typische Kernübergänge Energien besitzen, welche um etwa einen Faktor 100.000 oberhalb dessen liegen, was mit derzeitiger Lasertechnologie erreichbar ist. Glücklicherweise gibt es jedoch eine (und nur eine!) bekannte Ausnahme, nämlich einen Kernübergang,

welcher eine so geringe Anregungsenergie besitzt, dass er mit existierender Lasertechnologie angeregt werden kann. Dieses ist der erste angeregte Zustand des Kerns Thorium-229, wobei die Zahl 229 die Summe der Protonen und Neutronen im Kern angibt. Dass Thorium-229 einen Anregungszustand mit außergewöhnlich geringer Energie besitzt, ist bereits seit 1976 bekannt und wurde mit verschiedenen indirekten Methoden bestätigt.¹¹ Jedoch ist es erst 40 Jahre später, 2016, gelungen, den Zerfall dieses angeregten Kernzustandes direkt sichtbar zu ma-



Von links nach rechts: Peter G. Thirolf, Lars von der Wense und Benedict Seiferle vor dem experimentellen Aufbau, mit dem nach 40 Jahren Suche die erstmalige direkte Detektion des angeregten Kernzustandes von Thorium-229 gelang. (Foto: Franz Englbrecht)

chen.¹² Diese direkte Detektion des ersten angeregten Kernzustandes von Thorium-229 kann als Grundstein für den Aufbau einer Kernuhr betrachtet werden.

Das Problem, welches bis dato bestand, war, dass die genaue Anregungsenergie des Kerns nur über indirekte Methoden bestimmt werden konnte. Dieses hatte zur Folge, dass die Energie nur mit großer Unsicherheit vermessen war. Beispielsweise ging man im Zeitraum von 1994 bis 2007 von einer Energie von etwa 3.5 eV aus,¹³ während von 2007 bis heute der mehr als doppelt so große Wert von ca. 7.8 eV die beste Messung darstellte.¹⁴ Diese große Unsicherheit ist ein zentrales Hindernis für eine direkte Laseranregung des Kerns und damit für den Aufbau einer Kernuhr. Einerseits ist es dadurch erforderlich, einen sehr großen Energiebereich laserspektroskopisch abzusuchen, was zu sehr langen Messzeiten führt. Andererseits ist die Unsicherheit in der Energie so groß, dass nicht einmal klar ist, welche Lasertechnologie für eine direkte Anregung des Atomkerns die richtige ist. Dieses macht eine präzise Vermes-

sung der Anregungsenergie vor dem Aufbau einer Kernuhr unumgänglich.

Die direkte Detektion des angeregten Kernzustandes von Thorium-229, im Folgenden ^{229m}Th genannt („m“ steht für metastabil), erlaubt es erstmals, dessen Energie auf direktem Wege zu vermessen. Eine derartige Messung ist mit einer vergleichsweise geringen Unsicherheit behaftet und liefert ein deutlich genaueres Ergebnis als es mit bisherigen indirekten Methoden der Fall war. Damit legt die direkte Detektion des Kernzustandes zusammen mit der damit verbundenen Möglichkeit einer genaueren Vermessung der Anregungsenergie den Grundstein für den Aufbau einer Kernuhr. Ein anderer wichtiger Parameter, nämlich die Lebensdauer der Kernanregung in neutralem ^{229}Th , konnte bereits 2017 experimentell bestimmt werden.¹⁵

Ein weiterer Meilenstein, welcher basierend auf der direkten Detektion von ^{229m}Th erzielt wurde, ist der zerstörungsfreie Nachweis der Kernanregung.¹⁶ Im Konzept einer Kernuhr ist es nicht allein notwendig, den Atomkern mit Hilfe eines Lasers anzuregen, es ist des Weiteren auch er-

forderlich, diese Anregung auf kurzen Zeitskalen nachzuweisen. Es kann dabei nicht auf den Zerfall der Anregung gewartet werden, da diese auf einer Zeitskala von Stunden stattfindet, was für das Konzept einer Kernuhr zu lang ist. Bereits im ursprünglichen Vorschlag einer Kernuhr war deshalb ein Konzept des zerstörungsfreien Nachweises der Kernanregung enthalten. Dieses macht es sich zu Nutze, dass Grund- und Anregungszustand des Kerns unterschiedliche Spins (Eigendrehimpulse) aufweisen. Im Falle einer erfolgreichen Kernanregung wird hierdurch eine Verschiebung der atomaren Hüllenübergänge bewirkt, welche laserspektroskopisch nachweisbar ist. Es kann also über einer Laserspektroskopie der Atomhülle festgestellt werden, ob sich der Atomkern im angeregten oder im Grundzustand befindet. Diese Methode ist als so genannte „Doppelresonanzmethode“ bekannt.¹⁷ In einer 2018 publizierten Messung ist es erstmals gelungen, die durch die Kernanregung induzierte Verschiebung der Hüllenzustände von ²²⁹Th nachzuweisen.¹⁸ Dieses bildet die Grundlage für eine zukünftige zerstörungsfreie Nachweismethode der Kernanregung und ist somit ein weiteres wichtiges Element für die Entwicklung der Kernuhr. Der nächste Schritt wird es sein, den Kern erstmals direkt mit Hilfe eines Lasers anzuregen.¹⁹ Sämtliche hierfür erforderlichen Informationen sowie die notwendige Technologie sind bereits vorhanden, so dass es einzig eine Frage der Zeit ist, bis dieses Ziel erreicht sein wird. Im Anschluss wird es möglich sein, die Energie schrittweise weiter zu präzisieren, bis am Ende ein erster nuklearer Zeitstandard erreicht ist.²⁰

Anmerkungen:

¹ K. Higgins et al., A walk through time, online available: <http://physics.nist.gov/time> [22. 1. 2019].

² R. T. Gould, The marine chronometer: its history and development, J. D. Potter, London (1923).

³ W. F. McGrew et al., Atomic clock performance enabling geodesy below the centimetre level, *Nature* 564, 87 (2018).

⁴ A. D. Ludlow et al., Optical atomic clocks, *Rev. Mod. Phys.* 87 637 (2015).

⁵ E. Peik, C. Tamm, Nuclear laser spectroscopy of the 3.5 eV transition in ²²⁹Th, *Eur. Phys. Lett.* 61 181 (2003).

⁶ C. J. Campbell et al., Single ion nuclear clock for metrology at the 19th decimal place, *PRL* 108 120802 (2012).

⁷ T. E. Mehlstäubler, Atomic clocks for geodesy, *Reports on Progress in Physics* (2018).

⁸ W. F. McGrew et al., Atomic clock performance enabling geodesy below the centimetre level, *Nature* 564, 87 (2018).

⁹ V. Flambaum, Enhanced effect of temporal variation of the fine structure constant and the strong interaction in ²²⁹Th, *PRL* 97 092505 (2006).

¹⁰ A. Derevianko, M. Pospelov, Hunting for topological dark matter with atomic clocks, *Nature Physics* 10 933 (2014).

¹¹ L. A. Kroger, C. W. Reich, Features of the low energy level scheme of ²²⁹Th as observed in the alpha decay of ²³³U, *Nucl. Phys. A* 259 29 (1976).

¹² L. von der Wense et al., Direct detection of the ²²⁹Th nuclear clock transition, *Nature* 533 47 (2016); L. von der Wense, On the direct detection of ²²⁹mTh, *Springer Theses* (2018).

¹³ R. G. Helmer, C. W. Reich, An excited state of ²²⁹Th at 3.5 eV, *Phys. Rev. C* 49 1845 (1994).

¹⁴ B. R. Beck et al., Energy splitting of the ground-state doublet in the nucleus ²²⁹Th, *PRL* 98 142501 (2007); B.R. Beck et al., Improved value for the energy splitting of the ground-state doublet in the nucleus ²²⁹mTh, *LLNL-PROC-415170* (2009).

¹⁵ B. Seiferle et al., Lifetime measurement of the ²²⁹Th nuclear isomer, *PRL* 118 042501 (2017).

¹⁶ J. Thielking et al., Laser spectroscopic characterization of the nuclear-clock isomer ²²⁹mTh, *Nature* 556 321 (2018).

¹⁷ E. Peik, C. Tamm, Nuclear laser spectroscopy of the 3.5 eV transition in ²²⁹Th, *Eur. Phys. Lett.* 61 181 (2003).

¹⁸ Siehe ebd.

¹⁹ L. von der Wense et al., A laser excitation scheme for ²²⁹mTh, *PRL* 119 132503 (2017).

²⁰ Ein aktueller Rückblick auf den Stand der Entwicklung einer Kernuhr kann in folgender Referenz gefunden werden: L. von der Wense et al., Towards a ²²⁹Th-based nuclear clock, *Measurement Techniques* 60 1178 (2018).

Kontakt:

L.Wense@physik.uni-muenchen.de

Manfred F. Prinz

ROMENA-Projekt Robotik – Mehrsprachigkeit – Nachhaltigkeit

FarmBot – interdisziplinär und multilingual

Umweltexperten und -aktivisten berechnen die Dauer der Bewohnbarkeit der Erde zwischen 15 (Klaus Wiegandt, Stiftung Forum für Verantwortung) und 1,75 Milliarden Jahren (Wiener Zeitung, 19. 9. 2013). In der eher pessimistischen Prognose treffen sich dabei Junge und Alte, Greta Thunberg (16) und Klaus Wiegandt (80), die Themen Umwelt, Nachhaltigkeit, Überleben und Fortschritt werden folglich mehr als polar diskutiert unter Berufung auf unterschiedliche Forschungen, Erkenntnisse und Prognosen.

Unzweifelhaft handelt es sich hier um ein „Leitmotiv“ menschlicher Kulturgeschichte, die Vorstellungen von Ursprung und Endlichkeit der Schöpfung, der Glaube an Apokalypse *versus* Auferstehung, Inkarnation *versus* Reinkarnation sowie die Verstehensweise in der Überwindung binär-dialektischen Denkens gehen hier Hand in Hand.

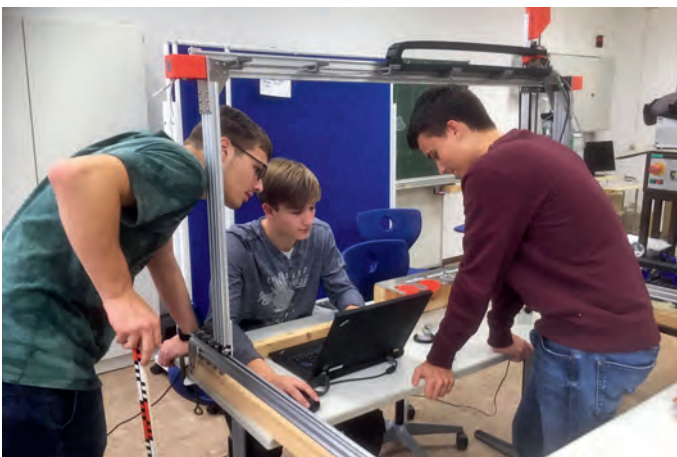
Die Vermittlung komplexer Zusammenhänge stößt neben wissenschaftlich-theoretischen auch in der Vermittlung auf institutionelle, me-

thodisch-methodologische u.a. Grenzen, nicht zuletzt aufgrund tradiertener Vorgaben der Bildungseinrichtungen mit Fächern, Alters- und Klassenverbänden, der einseitigen Definitionen von Begabung, Intelligenz und Lernfortschritt.

Wir haben versucht, auf Initiative einer kleinen Gruppe Studierender des Lehramts in der Didaktik der romanischen Sprachen und Literaturen der Justus-Liebig-Universität ein abenteuerlich anmutendes Unterfangen in Angriff zu nehmen: den Bau eines Pflanzroboters mit und für Schülerinnen und Schüler im Sachfach „Nachhaltigkeit“ bzw. »développement durable« einer bilingualen deutsch-französischen Lerngruppe.

Ein Student mit Physik im Zweitfach, Julius Kimmerle, in Verbindung mit einem angehenden Ingenieur der THM, Johannes Gross, machten sich daran, nach dem Outsource-Video auf youtube “This is FarmBot Genesis XL” (https://www.youtube.com/watch?v=60htrqei_U0), einen Bausatz sämtlicher Einzelteile für die Kon-

struktion eines Pflanzroboters zusammenzustellen, die sie über verschiedene, weltweit verteilte Anbieter zu günstigen Bedingungen (für insgesamt etwa 1.200 €) bestellen und anliefern ließen. Dieses Baukastenprinzip wurde gewählt, um die Motivation und Einsicht in die technischen Funktionen und Abläufe des Farmbots didaktisch und sachkundig zu unterstützen und zu fördern, ein recht aufwendiger Prozess, der nicht für alle Beteili-



Der Pflanzroboter wird an der Theo-Koch-Schule Grünberg aufgebaut.
(Foto: Manfred F. Prinz)



Präsentation des Pflanzroboters beim Romanistentag in Zürich.
(Foto: Manfred F. Prinz)

gten des Projekts aufgrund seiner anspruchsvollen Konstruktion und des damit verbundenen technischen Vorwissens immer leicht und mitunter kaum verständlich und nachvollziehbar war, doch wurde allen klar, dass dies dem Lernprozess nach dem Prinzip „Entdecken von Anfang an“ entsprach und förderlich war. Des Weiteren wurden Einzelteile des Farmbots mit einem 3D-Drucker dank der Kooperationsbereitschaft von Monika Carlé und dem Institut für Kunstpädagogik hergestellt. Der Open-source-Ansatz ermöglichte die Thematisierung autorenrechtlicher Fragen wie Patentierung und Urheberrecht, die es bei jeder, v.a. technischen Erfindung zu respektieren gilt. Dass der Zugang zu den notwendigen Informationen und die Bauanleitung auf youtube nach dem Prinzip „Wissen ist für alle da“ erfolgen konnte, bot die Möglichkeit, die schwierigen urheberrechtlichen Fragen zu beantworten und konstruktiv lösen.

Die übrigen Teilnehmer widmeten sich den Themen „Nachhaltigkeit“ und „Mehrsprachigkeit“ durch die Erstellung eines umfangreichen Glossars der technischen Fachbegriffe in französischer Sprache (durch den Studierenden Emanuel Bösser und Christophe Schaumburg, Lektor für französische Sprache am Institut für Roma-

nistik, beide Muttersprachler des Französischen) und der Erstellung eines Corpus von themenbezogenen französischsprachigen Sachtexten mit umfangreicher Bibliographie und deren didaktischer Aufarbeitung, die insbesondere der Studierende Robil Neul leistete und hierzu eine bemerkenswerte Anerkennungsarbeit für das 1. Staatsexamen verfasste. Dieser Zugang zur Mehrsprachigkeit kann in der Folge auch für jedwede andere Sprache erfolgen und interessante Perspektiven für die Mehrsprachigkeitsdidaktik eröffnen.

Ein weiterer innovativer Aspekt des Projekts, sowohl wissenschaftlich als auch unterrichtspraktisch relevant, liegt in der Thematisierung und praktischen Umsetzung der Multiplen Intelligenz, die die tradierten Grenzen von Natur- und Geisteswissenschaften überschreiten und Lehrende wie Lerner über die Fächergrenzen hinaus vor Herausforderungen stellen. Die Vernetzung von unterschiedlichsten Wissens- und Erfahrungsbereichen ermöglicht zudem die thematische Verbindung von global-lokalen, für das Überleben unseres Planeten relevanten Fragen wie „Pflanzen- und Samenkunde“, „Qualität von Dünger und Anbau von Pflanzen“ sowie wichtige Prozesse wie „Aussaat“, „Bewässerung“, „Feuchtigkeit“ u.a., allesamt zentral für eine umweltgerechte Landwirtschaft, die mit den jeweiligen Funktionen des Pflanzroboters in Verbindung stehen.

Des Weiteren löste unser Projekt interessante Gespräche zur Ethik beim Einsatz und Ersatz des Menschen durch Roboter im Alltag, Produktionsabläufen und Bildungseinrichtungen aus. Digitale Intelligenz, die bereits seit Jahrzehnten eine nicht mehr wegzudenkende Grundlage der Automatisierung und Informatisierung in nahezu allen Lebensbereichen dar-

stellt, war ein zentraler Gegenstand begleitender Überlegungen.

Farmbot – nachhaltige Resonanz

Auf außergewöhnliche Anerkennung stieß das Projekt durch eine Einladung unserer jungen Forschergruppe zum 35. Deutschen Romanistentag in Zürich (Oktober 2017), wo wir die Möglichkeit einer Präsentation des ROMENA-Projekts mit Fachvorträgen in der Sektion „Interaktion, Migration und Mehrsprachigkeit im Unterricht der romanischen Sprachen“ erhielten.

Aufgrund eines positiven Echos in der lokalen Presse (http://www.giessener-anzeiger.de/lokales/hochschule/studierende-von-jlu-und-thm-giessen-bauen-farmbot_18481133.htm) ergab sich zeitnah ein Projekt in der Theo-Koch-Schule in Grünberg mit Schülern und Lehrern (im Übrigen durchweg männlichen Geschlechts) der Fächer Physik und Robotik, wo das an der Universität entwickelte Farmbot als Demonstrationsojekt diente und weiter perfektioniert wurde. Der sprachlich-bilinguale Teil des Projekts konnte in der ersten Phase noch nicht zum Tragen kommen, obwohl sich zur anfänglichen Besprechung des Projekts auch Lehrerinnen eingefunden hatten, die an der TKS

Fremdsprachen unterrichten. Es bleibt zu hoffen, dass die sprachliche Komponente in der Fortsetzung von ROMENA eine größere Rolle spielen wird.

Durch den Auftritt der Schülergruppe aus Grünberg in der MINT-Nacht 2019, (https://www.mittelhessen.de/lokales/stadt-giessen/nachrichten-giessen/mittelhessische-mint-nacht-schuler-aus-giessen-grunberg-und-butzbach-uberzeugten_20001200#) erhielt das ROMENA-Projekt weitere öffentliche Beachtung.

Bleibt abzuwarten, welche Perspektiven sich weiterhin ergeben durch Kontakte zu anderen Schulen, wie etwa zum Französischen Gymnasium in Berlin, wo bereits Projekte zu umweltrelevanten Fragen in Form interessanter Projekte bestehen (<https://www.fg-berlin.eu/Projekt-fur-nachhaltige-Entwicklung-am-FG-Wir-starten>).

Zuletzt noch eine Bemerkung zur **Nachhaltigkeit im eigenen Projekt**, für die alle Teilnehmer und v.a. die einzige Teilnehmerin immer wieder entscheidend beigetragen haben. Die sehr unterschiedlichen Profile, Charaktere und Herkünfte der Personen unterschiedlichen Alters, die das Projekt ins Leben riefen und gestalteten, kamen immer wieder auf einen gemeinsamen Nenner gemeinschaftlichen Nachden-

„Das Farmbotprojekt ist wunderbar für mich als (NaWi-)Lehrer, da es alle Disziplinen der Schule betrifft und als Kontext den gesamten Lebensraum hat. Meine Schüler waren vor allem von der Technik fasziniert. Da diese Schüler technisch-naturwissenschaftlich ausgerichtet sind, wäre es durchaus vorstellbar in naher Zukunft – vorausgesetzt die Funktionen des Farmbot sind sichergestellt – eine Präsentation in einem Austauschformat mit einer Schule aus dem europäischen Ausland zu halten und international an dem Projekt zu arbeiten. Beispielsweise könnten SchülerInnen auf den Farmbot in Grünberg zugreifen und Daten erheben. Über Sinn und Unsinn des gesamten Projektes ließe sich entsprechend gut streiten. Als Motivation für das Thema Technik und Permakultur bzw. Versorgung des Menschen oder auch das Streitthema der weiteren Entkoppelung von der Natur ist das Farmbotprojekt gut geeignet. Als einzelne Versorgungsbasis für ein Individuum käme es weniger in Frage.

In der Schule ist ein solches Projekt ohne Kooperation und freiwilliges Engagement nicht umsetzbar. Hier bedarf es einer Öffnung des straffen Schulalltags mit Bezug zu Projektarbeiten. Außerdem müsste eng mit Experten zusammengearbeitet werden.

Spaß bereite vor allem die Auseinandersetzung mit Problemen mit den Schülern, die einen enormen Ehrgeiz entwickelt haben, um den Farmbot zum Laufen zu bekommen. Alleine der Verstehensprozess der Anwendungen und die Aufarbeitung von Fehlern hat ein Schuljahr gekostet. Der Bau und die Beschaffung der Materialien für einen Farmbot ist in der Schule kaum zu leisten.“

Florian Kupfer
Physiklehrer an der Theo-Koch-Schule in Grünberg)



kens, Fühlens und Handelns zurück. Eine beobachtende, beratende und empathische Person, die diese Rolle zu spielen bereit war, sah ich persönlich in Sarina Brandt. Wie dem auch sei, nach unserer Rückkehr in Gießen und dem zeitlich determinierten Ende des offiziell gesetzten Projektverlaufs erhielt ich, als Projektkoordinator, einen „bösen Brief“ von der Haushaltsabteilung unserer Universität mit der Androhung der Rückzahlung der Beträge für Materialkosten und der zahlreichen Werkverträge, die die Universität im Vorfeld zur Verfügung gestellt hatte. Besondere Aufmerksamkeit hatten wohl die Zahlungen für das technische Material zum Aufbau des Roboters geweckt, welche verständlicherweise im Rahmen meiner Professur für Didaktik der Romanischen Sprachen

und Literaturen nicht ohne Weiteres zu verorten und zu rechtfertigen waren. In geradezu heroischen Zusatzaufgaben erstellten alle am Projekt Beteiligten Beiträge zur Aufarbeitung und zum Nachvollzug des Projektverlaufs, die dann am Ende, für die Haushaltsabteilung überzeugend, in einer umfangreichen Datei von 4,35 MB zusammengestellt, für die offizielle Legitimation der Ausgaben und auch des RENAMO-Projekts ausschlaggebend waren.

Mir verbleibt hier nur ein großes Dankeschön an alle Beteiligten auszusprechen!

Kontakt:

manfred.prinz@sprachen.uni-giessen.de



Nullzinsen müssen nicht sein!

Investmentfonds bieten
attraktive Alternativen
für jeden Anleger.

Wir beraten Sie.
Individuell, fundiert, nachvollziehbar.
Seit 1992.

FONDS UND MEHR
Lilienweg 8
35633 Lahnau
Fon 06441 44 67 364

Uwe Lehmann
Dipl.-Ökonom
Vermögensberatung
www.fondsundmehr.com



Thomas Daiber

Die Gießener Slavistik im Spiegel der Fachgeschichte*

Die Entwicklung des universitären Unterrichts in einer slavischen Sprache bis hin zur Ausbildung der Disziplin Slavistik wird von verschiedenen Entstehungsbedingungen bestimmt, zu welchen zunächst das aus Handelsbeziehungen oder diplomatischen Kontakten resultierende Bedürfnis nach Übersetzung und entsprechenden Sprachlehrwerken gehört, des Weiteren auch ein in der breiten Öffentlichkeit bestehendes Interesse an einer fremden Kultur, und zuletzt macht sich die wissenschaftliche Notwendigkeit geltend, dass ohne spezialisierte Sprachkenntnisse gewisse Fachgebiete nicht bearbeitet werden können. In Gießen konnte erst die wissenschaftliche Notwendigkeit im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die Beschäftigung mit den slavischen Sprachen hervorbringen. Nachfolgende Betrachtung der Entstehungsgeschichte der Slavistik in Gießen im Vergleich zu anderen Philologien zeigt immerhin, dass die bisherige Ansicht, ein „Slavistisches Seminar“ sei an der Gießener Universität erst am 16. November 1961 eingerichtet und am 29. Februar 1984 in ein Institut umgewandelt worden, nicht die ganze Wahrheit ist.¹

1. Lehrmittel

Die Beschäftigung mit Sprache, etwa in Beziehung auf ihren Ursprung, ihr Wesen und ihre Funktion, ist seit dem Mittelalter Gegenstand universitärer Lehrveranstaltungen, darüber hinaus ist aber die Kenntnis bestimmter Einzelsprachen für die Wissenschaft im Allgemeinen oder für einzelne Disziplinen unumgänglich und hat daher eine entsprechende Lehrtraditi-

on. Dies gilt uneingeschränkt für das Lateinische als Wissenschaftssprache (dessen Beschreibung lange Zeit das Muster für Grammatikschreibung abgibt) und gilt mit einem bedeutenden Neuanfang in der Renaissance in fast demselben Maße für das Griechische und für das Hebräische als Grundsprachen der Theologie. Diese drei Sprachen werden grammatisch beschrieben und finden sich regelmäßig im universitären Lehrbetrieb, sei es in Form stilistischer Übungen² im Lateinischen und Griechischen (denn die Grundlagen hatte man schon auf der Schule gelernt), sei es als Hebräischunterricht im Rahmen der Theologie. Hebräisch und andere wichtige Theologiesprachen wie etwa Syrisch wurden seit dem 17. Jahrhundert von Professoren für „Orientalische Sprachen“ gelehrt, die in der Regel Theologen waren. Auch an der dezidiert lutherischen Gießener Universität, der Gegengründung zur calvinistischen Marburger Universität, wird 1670 ein erster Lehrstuhl für Orientalische Sprachen mit David Clodius (1644–1687) besetzt, der im „Hebräischen, Chaldinischen, Rabbinischen und Syrischen“ und später auch im Spanischen ausgebildet war. Neben seiner Professur für orientalische Sprachen wurde Clodius 1676 Professor für Theologie, 1684 Prediger an der Stadtkirche und gegen Ende seines kurzen Lebens Kanzler der Universität. Unter seinen Schriften findet sich keine, welche gestatten würde, unter den „orientalischen“ Sprachen auch eine slavische zu denken. Sein 1688 berufener Nachfolger Johann Heinrich May (1653–1719) förderte nicht nur akademisch, sondern auch praktisch den Pietismus in Hessen-Darmstadt und hinterließ ebenfalls keine Schrift, die eine Beziehung zur slavischen Welt andeutet. Dass im Zuge der religiösen Schwärmereien in Gießen „wenn auch kein Reden, so doch ein Lesen fremder Sprachen und die Prophetie“

*Langfassung des Beitrags „1918 – Gießens zwei Jahre alte ‚Slavische Philologie‘“ in Gießener Universitätsblätter 51/2018. Eine Fassung mit weiteren bibliographischen Hinweisen kann beim Verfasser angefordert werden.

(Köhler 1907: 71) auftraten, kann kaum für die Behandlung slavischer Sprachen gebucht werden, weshalb wir der Saalestadt Halle den Vortritt lassen müssen in der Frage, wo in Deutschland zum ersten Mal eine slavische Sprache, nämlich das Russische, an einer Universität gelehrt wurde. Zar Peter der Große konnte 1698 „mit tiefer Genugtuung“ (Mengel 1998: 30) zur Kenntnis nehmen, dass im Orientalischen Kolleg zu Halle Russisch gelehrt wurde. Der „wahrscheinlich erstmalige universitäre Russischunterricht in Deutschland“ (Mengel ebd.) ist verbunden mit den Aktivitäten von August Hermann Francke (1663–1727), der im Russischen Reich ein breites Feld für seine pietistische Mission vermutete, was schließlich sogar in der Abfassung der ersten Grammatik der russischen Sprache aus dem Jahre 1696 resultierte (die Russen selbst benutzten, wenn überhaupt, die Grammatik des Kirchenslavischen von Smotryckij 1619).

2. Öffentliches Interesse

Es ist nicht abwegig, den Beginn der Beschäftigung mit slavischen Sprachen an einer Universität zuerst unter den Professoren für orientalische Sprachen zu vermuten, denn der Begriff „orientalisch“ sollte nicht allzu wörtlich genommen werden. Zu den Lehrern der „exotischen“ Sprachen“ (Magistri linguarum exoticarum) zählten 1734 die Sprachmeister des Französischen (Behrens 1907: 342) und seit 1772 gab „der Professor für orientalische Sprachen, Schulz, Anweisungen in der englischen Sprache“ (Haupt/Lehnert 1907: 385). Die slavischen Sprachen zählten zwar nie zu den eigentlichen orientalischen, erscheinen aber öfters in Verbindung mit ihnen (etwa Meninski 1680), weil die Professur für orientalische Sprachen mehr oder weniger alle wenig benutzten Sprachen entlegener Regionen abzudecken hatte. Der Sprachunterricht ist noch nicht akademisch, sondern eher praktisch organisiert. Die „neueren“ Fremdsprachen, wie sie weniger nach ihrem tatsächlichen Alter, sondern vielmehr nach ihrem Auftreten im universitären Kanon genannt werden, treten zu den „klassischen“ Sprachen aus gesellschaftlichen Grün-

den dazu. So wurde an der Gießener Universität, die 1607 als Nachfolgerin des 1605 gegründeten Gießener Landgraf-Ludwigs-Gymnasiums entstand, bereits ab 1608 Unterricht im Französischen angeboten, denn groß war die Nachfrage nach Unterricht in der Sprache des westlichen Nachbarlandes, welche damals zum herrschenden Verständigungsmittel der Diplomatie und der gebildeten Schichten in Europa aufstieg. Passenderweise übernahmen den Französischunterricht Lektoren, die gegebenenfalls auch Unterricht im Fechten und Tanzen anbieten konnten, so dass eine Ausbildung à la mode sichergestellt war (Behrens 1907: 338). Auch der Beginn des Englischunterrichtes 1766 in Gießen (Behrens 1907: 347) beruht auf öffentlichem Interesse; er wird eingeführt 10 Jahre vor der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten und auch 10 Jahre vor dem Subsidienvvertrag von Friedrich II. von Hessen-Kassel, wodurch hessische Soldaten am amerikanischen Unabhängigkeitskrieg beteiligt wurden, also in einer Zeit, wo Amerika als der neue Kontinent in das öffentliche Bewusstsein dringt. Professuren für die mit dem Sprachunterricht verbundenen Literaturen und Kulturen werden allerdings erst dann regelmäßig besetzt, wenn die Sprachen Teil des Schulunterrichtes werden und entsprechend die Lehrerausbildung an der Universität erfolgen muss. Vielleicht ist die im damaligen Deutschland 1809 unikal ausgeschriebene Gießener „Professur für griechische Literatur und Archäologie“ (Haupt/Lehnert 1907: 392) mit griechischem Schulunterricht verbunden, vielleicht aber auch mit dem klassizistischen Zeitgeist; sicher aber mit dem Schulunterricht verbunden ist die Einrichtung von Professuren, als 1826 Französisch obligatorisches und 1835 Englisch und Italienisch fakultative Gymnasialfächer in Hessen geworden waren, wobei seit dem Jahre 1900 muttersprachliche Lektoren eingestellt wurden (Behaghel 1907: 20). Slavische Sprachen sind vor dem 20. Jahrhundert in Hessen nie Teil des Schulunterrichtes gewesen. Auch die Nationalphilologie, also die Germanistik, die ohnehin keines universitären Sprachunterrichtes bedürfen sollte, tritt als Disziplin erst 1852 (erste Gießener Professur) im Rahmen der

Nationalbestrebungen des 19. Jahrhunderts auf. Umgekehrt hat man in den slavischen Ländern viel früher Deutsch gelernt. In Russland besteht seit dem 18. Jahrhundert ein regelmäßiger Deutschunterricht, nach den deutschen Aussiedlerwellen kommt Russischunterricht für Deutsche in Russland hinzu. In Tschechien wird Deutsch schon im 16. Jahrhundert als Fremdsprache gelehrt, jedoch wandelt sich nach dem Dreißigjährigen Krieg das Verhältnis zwischen den Sprachen zu Ungunsten des Tschechischen; auch in Polen, welches 1795 bis 1918 von der Landkarte verschwunden war, bedeutet Deutschunterricht nicht unbedingt Fremdsprachenunterricht, da die Sprache der je herrschenden Macht (Deutsch in Polens preußisch und habsburgisch besetzten Teilen) nicht als Fremdsprache auftrat. Dasselbe gilt für die Gebiete der Habsburger Monarchie auf dem Balkan.

3. Polen und Russen in Hessen

Es gab am Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland und auch in der nach dem Verlöschen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation 1806 zum Großherzogtum Hessen gewandelten Region in der Öffentlichkeit deutlich wahrnehmbare Kontakte zu slavischen Ländern. Erinnerung sei an die Polenbegeisterung, als nach der Kapitulation Warschaus 1831 die geschlagenen polnischen Truppen unter anderem durch hessisches Gebiet ins Exil zogen. In den Schriften Ludwig Börnes, Gast auf dem Hambacher Fest von 1832, finden sich mehrere polenfreundliche Passagen. Aber weder die mit den eigenen nationalen Gefühlen zu verbindende Polenromantik, noch die Bemerkungen des ab der Jahrhundertwende posthum zum Nationaldichter aufsteigenden Goethe, der mehrmals lobend die tschechische Literatur erwähnte (Pohrt 1973: 398), finden in Hessen Nachfolger. Die von 1763 bis etwa 1820 dauernde, ursprünglich der Anwerbung Katharinas und der Hungersnot seit dem Siebenjährigen Krieg folgende Auswanderung hessischer Landeskinder nach Russland machte ebenfalls nicht den Erwerb einer slavischen Sprache nötig, weil Ka-

tharina und nach ihr Alexander I. den Gebrauch des Deutschen als interne Amtssprache der Russlandsiedler privilegierten (Neutatz 1996). Dass der unmittelbare Kontakt mit Russen, als nämlich nach der Völkerschlacht von Leipzig 1813 die eben erst errichtete Entbindungsanstalt der Universität als Lazarett für preußische und russische Soldaten verwendet wurde (Haupt/Lehnert 1907: 392f.), keine Begeisterung für Russischstudien erzeugen konnte, ist verständlich. Aber auch die 1841 erfolgte Vermählung der Prinzessin Marie von Hessen-Darmstadt mit dem russischen Kronprinzen Alexander II. entfachte kein öffentliches zum Spracherwerb führendes Interesse an Russland, auch nicht, als 1855 die hessische Marie russifiziert als Marija Aleksandrovna Zarin wurde. Weder nationale Empathie mit den Polen, noch imperialer Glanz bei Besuchen der Zarin in ihrer Darmstädter Heimat, auch nicht das Erscheinen leicht exzentrischer Schriftsteller in der Homburger Spielbank (wahrscheinlich als erster Dostojewskij) verhalfen slavischen Sprachen in Hessen-Darmstadt zu jenem Prestigeschub, der eine größere Nachfrage und damit universitären Sprachunterricht erzeugen konnte, wie dies beim Französischen, Italienischen oder Englischen zu sehen ist.

4. Indogermanistik und Slavistik

So musste es die Wissenschaft richten, dass in Gießen schließlich Unterricht in einer slavischen Sprache aufkam. Die Vergleichende historische Sprachwissenschaft bzw. Indogermanistik (heute: Indoeuropäistik) konnte ab der Wende zum 19. Jahrhundert die Verwandtschaft der Sprachen und ihre Zugehörigkeit zu einzelnen Sprachfamilien umfassend darstellen. Dies führte zur Herausbildung der Disziplinen Romanistik, Slavistik oder Semitistik usw., welche in ihrem Namen die jeweilige Sprachfamilie anzeigen, wobei aber die Tradition nicht ganz aufgehoben wurde, indem die „klassischen“ Sprachen heute in Gießen wieder ein eigenes Institut bilden, aber etwa im Winterhalbjahr 1916/1917 als Abteilung des Instituts für Vergleichende Sprachwissenschaft erscheinen. Auch wird bis 1918 die Nationalphilologie

noch nicht getrennt von anderen germanischen Sprachen betrieben und die Anglistik hat noch nicht ein eigenes Institut erobert, wie sich das für eine Weltsprache gehört, aber die Anfänge zur Entwicklung prinzipiell sprachfamilienbasierter Philologien werden auch in Gießen gelegt.

1836 wird in Gießen von dem Professor für orientalische Sprachen, Johann August Vullers, (1803–1880) ein erstes sprachvergleichendes Kollegium über Sanskrit und die arischen (die alte Bezeichnung für indo-iranische) Sprachen abgehalten und 1841 eine Sammlung von Sanskrit- und Zend-Typen angelegt (Haupt/Lehner 1907: 398f.). Damit ist die Indogermanistik in Gießen eingetroffen.

Die Indogermanistik bot im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts die wissenschaftliche Grundlage für das Zusammengehörigkeitsgefühl der slavischen Völker, was im Zuge der nationalen Selbstidentifizierung in politische Forderungen mündete, indem die Gleichsetzung von Nation und dazugehöriger Nationalsprache zu Unabhängigkeitsbestrebungen besonders in den habsburgischen und russischen Vielvölkerimperien führte. Durch Sammlung der Schriftzeugnisse der slavischen Einzelsprachen wurde deren hohes Alter bewiesen und damit der Anspruch auf nationalstaatliche Selbständigkeit begründet. Im Zuge dieser Bestrebungen entsteht die sich etablierende Slavenkunde in der Person von Josef Dobrovský (1753–1829), welcher im 18. Jahrhundert – nach seinem „Übergang von der Orientalistik zur Slawistik“ (Rösel 1964: 21) und von dem Göttinger Professor Schlözer angeregt – über die ältere tschechische Literatur Abhandlungen verfasste (eben jene, die auch Goethe las) und dessen 1822 in Wien erschienene „*Institutiones Linguae Slavicae Dialecti Veteris*“ die erste wissenschaftlich ernst zu nehmende Grammatik des Altkirchenslavischen darstellen. Das Altkirchenslavische, wie es nach seiner Funktion genannt wird, oder Altbulgarische, wie es mit einem Sprachnamen zu bezeichnen ist, hat für die Slavistik eine besondere Bedeutung als erste verschriftlichte slavische Sprache, in welche die hl. Kyrill und Method fast die gesamte Bibel und die liturgisch zu einem orthodoxen

Gottesdienst notwendigen Bücher übersetzten, um damit im 9. Jahrhundert die byzantinische Form des christlichen Glaubens im Großmährischen Reich (ungefähr in der Gegend des heutigen Prag) zu verbreiten. Nachdem diese sogenannte Slavenmission am Widerstand des bairisch-salzburgischen Klerus gescheitert war, gelangten die vertriebenen Schüler der beiden Slavenapostel nach Bulgarien (wo das erdferfundene Alphabet durch die heute bekannte Kyrillica ersetzt wurde), und das dort produzierte Schrifttum verbreitete sich rasch u.a. nach Serbien und Russland und löste überall nicht nur eine kulturelle Blüte aus, sondern nahm auch tiefgreifenden Einfluss auf die Entwicklung der jeweiligen Volkssprachen. Das Altkirchenslavische ist daher die Grundlage einer slavistischen historischen Sprachwissenschaft und Kulturgeschichte zugleich. So urteilt Weingart (1929: 674) über die Bedeutung von Dobrovskýs altkirchenslavischer Grammatik vollkommen klar: „In another sense also the Institutions have more than a specialist’s interest. By choosing to write in Latin, intelligible to all scholars, he made Church Slavonic accessible to the whole of Europe, and opened the door wide to an understanding of the Orthodox Slavs and their civilisation.“ Die zentrale Bedeutung des Altkirchenslavischen für die vergleichende Sprachwissenschaft und im Besonderen für eine sprachwissenschaftliche und kulturwissenschaftliche Slavistik lässt schon erwarten, dass die Professoren für „orientalische Sprachen“, die auch in Gießen seit Vullers der sprachvergleichenden Forschung zugeneigt sind, über kurz oder lang die Beschäftigung mit dem Altkirchenslavischen aufnehmen.

Die nationalen Bestrebungen der slavischen Länder blieben nicht verborgen. Man bemerkte, „welchen Aufschwung die Literatur der weitverzweigten slavischen Volksstämme in den letztern Jahren genommen hat“, und wollte, wie der Münchener Dekan der Philologischen Fakultät am Weihnachtstag 1843 schreibt, daher „Lehrstühle für die slavischen Sprachen und Literatur“ errichten, „damit die wissenschaftlichen Anstalten nicht hinter dem Leben zurückbleiben möchten“ (Schaller 1981: 24). In München, trotz der Nähe zu Böhmen,

scheiterte allerdings 1846 die Einrichtung einer Slavistikprofessur, weil der Kandidat die Denomination für altdeutsche Sprache vorzog. Die ersten slavistischen Professuren in Deutschland und Österreich (gut zu überblicken dank der Arbeit des Byzantinisten Karl Krumbacher von 1902, zitiert in Schaller 1981: 11–13) wurden in jenen Regionen eingerichtet, welche in engerem Kontakt zur slavischen Welt standen:

Die erste Professur für slavische Philologie wurde an der Universität Breslau am 16. 3. 1842 mit František L. Čelakovský³ besetzt, darauf folgten Wien 1849 (Franz Miklosič), Prag 1849 (wieder Čelakovský), Graz 1870 (Gregor Krek, der auch slovenisch dichtete; Wytrzens 1968: 249), Leipzig 1870 (August Leskien), Berlin 1872 (Vatroslav Jagić), danach wurden in Graz, Wien und Prag weitere slavistische Professuren den bestehenden angefügt. Die Vereinigung indogermanistischen und slavistischen Erkenntnisinteresses kam 1850 zustande, als August Schleicher (1821–1868) zum Professor der Vergleichenden Sprachwissenschaft an die Universität Prag berufen wurde (Zeil 1995: 16). In Schleicher, der auch eine „Formenlehre der kirchenslawischen Sprache“ (1852) vorlegte, verbanden sich Indogermanistik (Schleicher hatte in Tübingen bei dem Professor für orientalische Sprachen, Heinrich Ewald, studiert) und Slavenbegeisterung (Schleicher hatte große Sympathien für die Nationalbewegungen). August Leskien, der bei dem inzwischen nach Jena gewechselten Schleicher studierte und 1870 die erste Leipziger Slavistikprofessur antrat, trug diese Tradition weiter. Von Leskien stammt das bis heute verwendbare „Handbuch der albulgarischen Sprache“.⁴

An der Gießener Universität vollzieht man den wissenschaftlichen Paradigmenwechsel zu einer ausdrücklich auch die slavischen Sprachen umfassenden Indogermanistik, gemessen an der Masse der anderen deutschen Universitäten, nicht allzu verspätet. Peter von Bradke (1853 St. Petersburg–1897 Gießen) hatte sich 1884 in Gießen für „Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft“ habilitiert und von 1886 bis zu seinem Tode eine Professur inne, wahrscheinlich die ab 1891 eingerichtete außerordentliche Professur für vergleichende

Sprachwissenschaft (Haupt/Lehnert 1907: 406), die 1893 in eine ordentliche Professur umgewandelt wurde. Auf Peter von Bradke geht die einflussreiche, in ihrer Interpretation aber umstrittene Aufteilung der indogermanischen Sprachen in Centum- und Satemsprachen zurück, weshalb anzunehmen ist, dass von Bradke in seinen Lehrveranstaltungen die slavischen Sprachen als regional nächste Vertreter der Satemsprachen ausführlich erwähnte. Von Bradke las in Gießen über indische und persische Religionsgeschichte bei den „Historischen Wissenschaften“, hielt Sanskrit-Lektürekurse in den „Orientalischen Sprachen“, wo er auch der einzige Lehrende der Abteilung war, und unterrichtete Griechischgrammatik und Methoden der Sprachwissenschaft in der „Klassischen Philologie“. Sein Name findet sich in den Gießener Vorlesungsverzeichnissen bis zum Sommerhalbjahr 1897. Nach dem Tode von Bradkes war die Stelle im Winterhalbjahr 1897/1898 und im Sommerhalbjahr 1898 vakant und wurde dann 1898 in eine ordentliche Professur für Allgemeine Sprachwissenschaft umgewandelt, worauf 1899 auch noch die Gründung eines „Sprachwissenschaftlichen Seminars“ folgte (Haupt/Lehnert 1907: 407). Die Universitätsleitung investierte also in die historische Sprachwissenschaft als in die neben dem Darwinismus zweite Leitwissenschaft des 19. Jahrhunderts und solcherart aufgewertet war die Professur attraktiv genug, um zehn Jahre 1898–1909 von Christian Bartholomae (1855–1925) eingenommen zu werden. Bartholomae wird in den Vorlesungsverzeichnissen ab dem Winterhalbjahr 1898/1899 geführt und unterrichtet ab Winter 1899/1900 nur noch im Seminar für allgemeine Sprachwissenschaft. Unter den behandelten Sprachen tauchen Oskisch (Sommer 1899), Gotisch (Sommer 1901), Arabisch, Syrisch, Aethiopisch (Winter 1901/1902) und Litauisch (Winter 1903/1904) auf, aber keine slavische Sprache, wie übrigens auch in den „Indogermanischen Forschungen“ (Krahe 1933) weder Peter von Bradke noch Christian Bartholomae einen slavistisch einschlägigen Aufsatz veröffentlichten. Nicht einmal Jagićs 1876 gegründetes „Archiv für slavische Philologie“, die

mit Abstand wichtigste deutschsprachige slavistische Zeitschrift vor dem Krieg, wurde beschafft (vgl. Univ.-Bibl.-Verz.). Das verwundert umso mehr, als Bartholomae seit dem 4. 12. 1904 korrespondierendes Mitglied in der Abteilung „Linguistik“ der Historisch-philologischen Klasse der Petersburger Akademie der Wissenschaften war.

5. Osteuropa

Die Gießener Geschichtswissenschaft hat wohl schon im 19. Jahrhundert immer wieder osteuropäische Themen aufgegriffen, wobei aber das 1914 erschiene Buch „Deutschland und Russland im Widerstreit seit 200 Jahren“ von Gustav Roloff (1866–1952) hervorzuheben ist. Roloff wirkte in Gießen von 1909–1935 und habe auch publizistisch im „Gießener Anzeiger“ über Jahre hinweg „zu historisch-politischen Fragen Osteuropas, Russlands, des Balkans und Westeuropas zahlreiche klare und der sachlichen Erörterung dienende Beiträge geschrieben“ (Gundel 1957: 229f.). Roloff hatte als junger Berliner Doktor „Land und Leute dieser Staatenwelt, insbesondere Frankreichs und Russlands, aus eigener Anschauung kennen zu lernen“ (König 1953: 134) sich bemüht. Dabei fiel ihm auf, dass der Lauf der Geschichte vom militärischen Ringen der Staaten bestimmt sei, was zur besonderen Berücksichtigung der Kriegsgeschichte in seinem Werk führte und auch den Charakter der Gießener Lehrveranstaltungen prägte. Da diese Lehrveranstaltungen in ihrem Titel keinen Bezug zu Osteuropa erkennen lassen und ich kein Historiker bin, um mich zur inhaltlichen Behandlung Osteuropas in den Geschichtswissenschaften angemessen äußern zu können, kann ich nur bemerken, dass das Sprechen über Osteuropa doch sehr monologisch gewesen sein muss, da aus Mangel an Unterricht in slavischen Sprachen die Hörer Roloffs kaum in der Lage waren, sich über die Gestalt der jeweiligen osteuropäischen Länder aus eigener Lektüre ein Bild zu machen. Auffallend, was slavischen Bezug in Lehrveranstaltungstiteln der Gießener Geschichte betrifft, ist die im Winter 1901/1902 öffentlich und unentgeltlich angebotene Vor-

sung zum Thema „Germanenthum und Slavenenthum; Geschichte des Kampfes um die deutschen Ostmarken“ des Privatdozenten Julius Reinhard Dieterich (1864–1952). Der Titel der Vorlesung stellt sicher, dass kein Kampf um den Beifall des Auditoriums nötig wurde. Dieterich war 1900 aus der finanziell prekären Situation des Privatdozenten in den hessischen Archivdienst nach Darmstadt gewechselt und musste nicht mehr auf den akademischen Lehrplan Rücksicht nehmen, der vorwiegend, nach kursorischer Lektüre der Vorlesungsverzeichnisse zu schließen, antike sowie französische und deutsche Geschichtsthemen mit Schwerpunkt im Mittelalter vorsah.⁵ Dieterichs Vorlesungsthema ist vielleicht nicht nur für Gießener Verhältnisse exklusiv. Trotz der allgemeinen gesellschaftlichen und privat von den Lehrenden sicher geteilten nationalen Begeisterung „glaubt man in den Universitäten nicht daran, daß an die Stelle der klassischen Antike das Germanische als fundamentales Bildungselement treten könne“ (Simon 1991: 107). Daher findet sich beispielsweise auch in der Kunstwissenschaft neben der Konzentration auf Antike und Renaissance erst im Wintersemester 1907/1908 auch einmal eine Veranstaltung zu niederländischer Malerei. Aus dieser Einstellung erklärt sich wohl, dass die Vorlesungsverzeichnisse der Gießener Universität nur selten Bezug auf das politisch „heiße Eisen“ Osteuropa nehmen.

Auch in der Geographie tauchten verschiedentlich Ost- und Südeuropa auf. Im Winter 1894/1895 veranstaltete Wilhelm Sievers (1860–1921), damals noch außerordentlicher Professor, „Geographische Übungen (Thema: Die Balkan-Halbinsel)“ und erteilte im Winter 1904/1905 „Landeskunde: Geographie des Russischen und Chinesischen Reiches (West-, Nord-, Zentral- und Ostasien)“. Die wachsende Behandlung speziell osteuropäischer Themen prägt auch die Nachbesetzung der Indogermanistikprofessur.

Als Nachfolger von Bartholomae hat der österreichische Indogermanist Alois Walde (30. 1. 1869 Innsbruck – 3. 10. 1924 Königsberg) als erster an der Gießener Universität eine slavische Sprache gelehrt, was für einen Indoger-

manisten bedeutet: Altkirchenslavisch. Walde, welcher nach Habilitation und Extraordinariat in Innsbruck für 3 Jahre (1909–1912) in Gießen die Professur für Allgemeine Sprachwissenschaft bekleidete, las eine dreistündige „Einführung ins Altbulgarische (Altkirchenslavische)“ im Sommer 1909 und dasselbe als offenbar zweiteiligen Kurs auch im Sommer 1911 und dem anschließenden Wintersemester. Walde hat auch Litauisch unterrichtet (Winter 1909/1910), also einen Vertreter der baltischen Sprachfamilie und zu seiner Zeit ein brisantes Thema, denn die von dem deutschen Indogermanisten Karl Brugmann 1886 behauptete „baltoslavische Sprachgemeinschaft“ war gerade (also 1908) von dem französischen Indogermanisten André Meillet direkt bezweifelt worden.⁶ Vielleicht hat sich Walde in seinem Litauischkurs zu dem Streit geäußert, schnell jedenfalls kehrte er nach Innsbruck zurück und arbeitete dort an seinem bis heute nachgedruckten „Vergleichenden Wörterbuch der indogermanischen Sprachen“. In Waldes Gießener Zeit erschien sein „Lateinisches Etymologisches Wörterbuch“ in bearbeiteter zweiter Auflage. Im Vorlesungsverzeichnis des Winters 1912/1913 ist schon wieder von einem „Nachfolger des Dr. Walde“, der zum 1. Oktober ausschied, die Rede.

Alois Walde also verdankt die Universität Gießen die erste intensive Beschäftigung mit einer slavischen Sprache und sein Nachfolger ist ein noch dezidierter slavistisch ausgewiesener Indogermanist. Ab dem Sommersemester 1913 nennen die Vorlesungsverzeichnisse Hermann Hirt (19. 12. 1865 Magdeburg – 12. 9. 1936 Gießen) unter den Professoren der Philosophischen Fakultät. Hirt hatte u.a. bei August Leskien studiert und auf Veranlassung der Wiener Balkankommission (Hafner 1985: 64) Serbien bereist (Ergebnis ist die Arbeit über das Ika-vische, s. Anm. 6). Für die Slavistik waren besonders Hirts Studien „über die slawischen Auslautgesetze, über die Indogermanen, über den Gesamtaufbau des Indogermanischen und über die Urheimat und Ausgliederung der indogermanischen Einzelsprachen“ (Zeil 1994: 256) von Interesse. Anderen galten seine „Rekonstruktionen der indogermanischen Grund-

sprache und seine Erklärungen ihrer Flexionsformen aus angetretenen Partikeln, ihrer Verbalformen aus Nominalformen“ als „vielfach sehr kühn“ (Brockhaus, 8. Bd. [1931]: 532). In Hermann Hirts Schriftenverzeichnis (Arntz 1936, 2: 591–602) finden sich unter 162 aufgelisteten Positionen 7 Aufsätze⁷ und 16 Rezensionen⁸ mit speziell balto-slavischer oder slavisch-volkskundlicher Thematik. Neben serbokroatischer (Schriftenverzeichnis Nr. 111) liest Hirt auch tschechische (Nr. 143) Literatur, die Hauptbeschäftigung mit Slavica fällt allerdings noch in seine Leipziger Zeit. In der Löberstraße 23 hat Hirt nur noch 6 seiner insgesamt 88 Rezensionen verfasst, da er wohl schon auf sein Hauptwerk hinarbeitete, die „Indogermanische Grammatik“, welche schließlich ab 1927 zu erscheinen begann, der sechste Band datiert aus dem Todesjahr ihres Autors. Die Güte dieses Werkes belegt ein Nachdruck 2009 in Oxford; die in Gießen als Professorin für vergleichende Sprachwissenschaft von 1990–1994 tätige Rosemarie Lühr verwies ausdrücklich auf Hirt in einem Artikel (1992: 87), in welchem sie sich – zu Recht – um die Entwicklung ihres Faches in Gießen Sorgen macht. Hirt fungierte als Direktor des Seminars für „Vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft“ und war sich dessen Tradition bewusst, wie der Nachruf auf Peter von Bradke (1897, Nr. 27) und ein Lexikonartikel (Hirt 1903, nicht bei Arntz 1936) zeigen. Hirt unterrichtete in Gießen neben dem Litauischen regelmäßig „Altbulgarische (altkirchenslawische) Grammatik mit Uebungen“ (Sommer 1914, 1916, Winter 1916/1917) und „Altbulgarische oder Litauische Uebungen“ (Winter 1914/1915), mit der aparten Alternative „Interpretation altbulgarischer oder russischer Texte“ (Winter 1917/1918). Die Wahl zwischen Altbulgarisch und Russisch klingt etwa so, als ob ein Romanist fragen würde: „Lernen wir Latein oder lieber gleich Französisch?“ Und so war es wohl gemeint: Man befand sich im Krieg und die Sprache des Feindes (Russisch) oder auch des Verbündeten (Bulgarisch, siehe gleich) war, wenn sich dafür Hörer fänden, der Beschäftigung mit der Sprachgeschichte vorzuziehen.

Zusammen mit Hirt begann ab dem Sommer 1913 Heinrich Franz Josef Junker (26. 3. 1890 Offenbach – 3. 4. 1970 Berlin) an der Großherzoglich Hessischen Ludwigs-Universität zu lehren. Junker hatte sich 1912 in Gießen habilitiert und war bis 1919 Privatdozent (ab Wintersemester 1918/1919 allerdings in Militärverwendung), wechselte 1919 als Professor nach Hamburg und bekleidete von 1926–1945 die Professur für Vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität Leipzig. 1951 wurde Junker Direktor des Vorderasiatischen Institutes der Humboldt-Universität und 1962 als hervorragender Wissenschaftler des Volkes ausgezeichnet. Junkers Karriere erlitt nach 1945 einen Knick wegen seiner Mitgliedschaft in der NSDAP ab 1933, die 1939 aufgrund von Junkers Zugehörigkeit zu einer Loge entweder von ihm selbst oder von Seiten der Partei beendet wurde. Inwiefern Junker überzeugter Nationalsozialist war, der nach der Wandlung zum Kommunisten im DDR-Wissenschaftssystem aufstieg, ist im Rahmen dieses Beitrages nicht zu behandeln und bleibt ein Thema für Historiker.⁹ Die DDR-Zeit Junkers ist nur insofern anzusprechen, als Junker in der Zeit zwischen Kriegsende und erneutem Eintritt in die Universität u.a. „Russische Lehrbriefe“ (1952) verfasste, die, wenn ich recht sehe, zum Selbststudium der Werk tätigen gedacht waren. Eben diesen einführenden Russischunterricht gab Junker auch in Gießen (regelmäßig im Winter ab 1915 und zusätzlich im Sommer 1917), auch unterrichtete er Neubulgarisch (ab Winter 1916 und zusätzlich Sommer 1917) und Polnisch (Sommer 1917). Auch Hirt bot im Sommer 1917 eine „Einführung in das Russische“ an, im Sommer 1918 lehrten Hirt und Junker zusammen Russisch und Neubulgarisch. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob Hirts und Junkers Unterricht in den modernen slavischen Sprachen Russisch, Polnisch und Bulgarisch mit den Bedürfnissen der deutschen Heeresleitung nach Dolmetschern zu verbinden ist, wie denn auch Junker im Militärdienst als Übersetzer in Kriegsgefangenenlagern eingesetzt war. Insofern ist die Ausweitung von dem indogermanistisch und slavistisch-philologisch erforderten Altkirchensla-

vischen hin zu modernen slavischen Sprachen kriegsbedingt. Natürlich kann nur eine Quellenstudie zeigen, ob und welche Anweisungen übergeordneter Stellen die Beschäftigung mit modernen slavischen Sprachen in Gießen letztlich bestimmten. Ab dem Wintersemester 1916/1917 erscheint aber auch in den Vorlesungsverzeichnissen eine neue Struktur der Philologien. Es besteht nun ein Institut für „Vergleichende Sprachwissenschaft“ mit den Abteilungen „Orientalische Philologie und Kultur des islamischen Orients“,¹⁰ „Klassische Philologie“, „Neuere Philologie“ mit dem untergeordneten „Praktischen Seminar für Neuere Sprachen“ (Englisch und Französisch) und eben: „Slavische Philologie“. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Hirt selbst, dessen Arbeiten über slavische Sprachen schon hinter ihm lagen, diese Institutionalisierung einer Slavistik in Gießen vorangetrieben hat. Auch bedarf, was ebenfalls außerhalb vorliegenden Beitrages liegt, die weitere Geschichte des slavistischen Fremdsprachenunterrichtes in Gießen nach 1918 noch der Aufarbeitung. Jedenfalls aber kann, wie schon eingangs gesagt, behauptet werden, dass die „Slavische Philologie“ in Gießen nicht erst seit 1961/1962, sondern ein Seminar dieses Namens seit 1916 besteht.

Die vorgehende cursorische Übersicht über die Slavistik als Auslandsphilologie (was sie im Übrigen auch in den slavischen Ländern ist, wo sie neben den Nationalphilologien Russistik, Bohemistik, Polonistik usw. besteht) zeigt, dass der Aufstieg und das Verschwinden sprachbasierter Disziplinen in der philosophischen Fakultät eng mit öffentlicher Nachfrage nach praktischer Ausbildung (Sprachunterricht und Lehrerausbildung), aber auch mit politischen Entscheidungen zu tun hat, die im günstigeren Falle, wie es der oben zitierte Münchner Dekan sagte, dem Ziele folgen, dass „die wissenschaftlichen Anstalten nicht hinter dem Leben zurückbleiben möchten“. Wenn der Anschein nicht trügt, ist die Errichtung eines Seminars für „Slavische Philologie“ 1916 in Gießen dem Tod auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges gefolgt,¹¹ so dass ich glauben möchte, die beste universitäre Institutionalisierung bestünde darin, die wissenschaftlichen Anstalten so ein-

zurichten, dass sie der Bildung dienen, das heißt den Echoraum begrenzter Interessen zu überschreiten in der Lage sind

Literatur:

- Additamenta (1862): Additamenta ad Catalogum Codicum Manuscriptorum Bibliothecae Academicae Gissensis, Gießen: Georg Daniel Brühl.
- Adrian, J. Valentin (ed.) (1840): Catalogus Codicum Manuscriptorum Bibliothecae Academicae Gissensis, Frankfurt a. M.: Johann David Sauerländer.
- Arntz, Helmut (ed.) (1936): Germanen und Indogermanen. Volkstum, Sprache, Heimat, Kultur. FS Hermann Hirt. Erster Band: Ergebnisse der Kulturhistorie und Anthropologie, Zweiter Band: Ergebnisse der Sprachwissenschaft. Heidelberg: Winter. (= Indogermanische Bibliothek 15.1 und 15.2)
- Behaghel, Otto (ed.) (1907): Zur Erinnerung an die dritte Jahrhundertfeier der Grossherzoglichen Hessischen Ludwigsuniversität in den Tagen vom 31. Juli bis zum 3. August 1907, Gießen: Kind.
- Behrens, Dietrich (1907): Zur Geschichte des neusprachlichen Unterrichts an der Universität Gießen. // *JLU 300*, 2, 329–356.
- Biedermann, Johann (1982): Entstehung und Entwicklung des slavistischen Seminars und der Slavistik an der Justus-Liebig-Universität Gießen. // *Harder, Hans-Bernd/Lauer, Reinhard/Rösel, Hubert/Schaller, Helmut/Seemann, Klaus-Dieter* (ed.): *Materialien zur Geschichte der Slavistik in Deutschland*. 2 Teile. Wiesbaden: Harrassowitz, Teil 2, 23–36. (= Veröffentlichungen der Abteilung für Slavische Sprachen und Literaturen des Osteuropa-Instituts an der FU Berlin 50.1 und 50.2)
- Biedermann, Johann (1982b): Slavistik. [Als Teilbeitrag von:] Zur Geschichte der Fächer und zentralen Einrichtungen der Justus-Liebig-Universität nach 1957 (I). // *Gießener Universitätsblätter* 15/1, 99–100.
- Brockhaus (1928–1935): *Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden*. 15. Aufl., Leipzig: Brockhaus. [Achter Band (1931): H–Hz]
- Daiber, Thomas (2014): Slavische Grammatikbeschreibung. // *Gutschmidt, Karl/Kemppen, Sebastian/Berger, Tilman/Kosta, Peter* (ed.): *Die slavischen Sprachen. Ein internationales Handbuch zu ihrer Struktur, ihrer Geschichte und ihrer Erforschung*. Band 2. Berlin: de Gruyter, 1793–1811. (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 32/2)
- Gundel, Hans Georg (1957): Die Geschichtswissenschaft an der Universität Gießen im 20. Jahrhundert. // *Ludwigs-Universität, Justus-Liebig-Hochschule*. 1607–1957. *Festschrift zur 350-Jahrfeier*. Gießen: Schmitz, 222–252.
- Hafner, Stanislaus (1985): *Geschichte der österreichischen Slavistik*. // *Hamm, Josef/Wytrzens, Günther* (1985): *Beiträge zur Geschichte der Slavistik in nichtslawischen Ländern*. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften: 11–88. (= *Schriften der Balkankommission* 30)
- Haupt, Herman/Lehnert, Georg (1907): *Chronik der Universität Gießen von 1607 bis 1907*. In: *JLU 300*, 1, 365–409.
- Hirt, Hermann (1903): *Bradke, Peter von*. // *Allgemeine Deutsche Biographie*. Berlin: Duncker & Humblot, 171–172.
- Jelitte, Herbert/Biedermann, Johann (1987): *Zur Geschichte des Instituts für Slavistik an der Universität Gießen* (mit Anhang [Publikationen, Mitarbeiter]). // *Giesemann, Gerhard/Jelitte, Herbert* (ed.): *Jubiläumsschrift zum 25-jährigen Bestehen des Instituts für Slavistik der Universität Gießen*. Frankfurt a. M., Bern, New York: Lang, 9–15 und 17–37. (= *Beiträge zur Slavistik* 7)
- JLU 300* = *Die Universität Gießen von 1607 bis 1907*. Beiträge zu ihrer Geschichte. *Festschrift zur dritten Jahrhundertfeier*. 2 Bände, Gießen 1907: Töpelmann.
- Köhler, Walther (1907): *Die Anfänge des Pietismus in Gießen 1689 bis 1695*. In: *JLU 300*, 2, 133–241.
- König, Friedrich (1953): *Zum Gedächtnis an Professor Dr. Gustav Roloff*. // *Nachrichten der Gießener Hochschulgeseellschaft* 22, 132–140.
- Krahe, Hans (1933): *Gesamtregister zu den Bänden 1–50 der Indogermanischen Forschungen*, Berlin: de Gruyter.
- Lühr, Rosemarie (1992): *Indogermanistik am Wendepunkt? Thesen zur zukunftsorientierten Ausrichtung einer Disziplin*. // *Gießener Universitätsblätter* 25, 77–90.
- Mengel, Svetlana (1998): *Das Fenster nach Rußland – 300 Jahre Russischunterricht in Deutschland*. // *Scientia halensis. Wissenschaftsjournal der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg*, Heft 1, 30–31.
- Neutatz, Dietmar (1996): *Zwischen Spracherhalt und Assimilierung. Russlanddeutsche und Donauschwaben vor 1914 im Vergleich*. // *Rothe, Hans* (ed.): *Deutsche in Russland*. Köln: Böhlau, 61–85.
- Pohrt, H. (1973): *Die Bewegung der nationalen Wiedergeburt bei den Slawen in ihrer Bedeutung für die Entfaltung der Slavistik in Deutschland 1800–1850*. Dargestellt an ausgewählten Beispielen. // *Zeitschrift für Slavistik* 18/3, 387–410.
- Rösel, Hubert (1964): *Beiträge zur Geschichte der Slavistik an den Universitäten Halle und Leipzig im 18. und 19. Jahrhundert*, Heidelberg: Winter. (= *Annales Universitatis Saraviensis, Reihe: Philosophische Fakultät* 3)
- Rösel, Hubert (1980): *Das Slavisch-Baltische Seminar in Vergangenheit und Gegenwart*. // *Ressel, Gerhard/Rösel, Hubert/Scholz, Friedrich* (ed.): *Jubiläumsschrift zum fünfzigjährigen Bestehen des Slavisch-Baltischen Seminars der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster*. Münster: Aschendorff, 97–138.
- Schaeken, Jos (2004): *In Defence of August Leskien*. // *Russian Linguistics* 28, 417–423.
- Schaller, Helmut Wilhelm (1981): *Die Geschichte der Slavistik in Bayern, Neuried: Hieronymus*. (= *Selecta Slavica* 5)
- Schaller, Helmut Wilhelm (1985): *Geschichte der Slavistik in Deutschland und in der Bundesrepublik einschließlich Berlin (West)*. // *Hamm, Josef/Wytrzens, Günther* (ed.): *Beiträge zur Geschichte der Slavistik in nichtslawischen Ländern*. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften, 89–170. (= *Schriften der Balkankommission* 30)
- Schaller, Helmut Wilhelm (1995): *Die Geschichte der slawischen Philologie an der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Breslau*. // *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 44, 56–91.

Schiller, Annette (2015): „... höher als die Liebe zur Wissenschaft steht die Treue zum eigenen Vaterland ...“: Hallenser Romanisten im Ersten Weltkrieg. // *Romanische Studien* 1/1, 153–170.

Simon, Cristian (1991): Kaiser Wilhelm II. und die deutsche Wissenschaft. // Röhl, John C. G. (ed.): *Der Ort Kaiser Wilhelms II. in der deutschen Geschichte*. München: Oldenbourg, 91–110. (= *Schriften des Historischen Kolloquiums* 17)

Thiele, Jan (2005): *Der Beitrag der Fabeln des Dritten Reiches zur Vermittlung der nationalsozialistischen Ideologie – eine kritische Analyse ihrer Inhalte*. Diss. phil. Univ. Oldenburg.

Univ.-Bibl. Verz. = Großherzogliche Universitäts-Bibliothek Gießen (1909): *Verzeichnis der laufenden Zeitschriften*. Stand vom April 1909, Gießen: Selbstverlag.

Weingart, Miloš (1929): *Joseph Dobrovský, The Patriarch of Slavonic Studies*. // *The Slavonic and East European Review* 7/21, 663–675.

Wytrzens, Günther (1968): *Krek, Gregor*. // *Österreichisches Biographisches Lexikon [ÖBL]*. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften, 4, Lf. 18, 249; zitiert nach <<http://www.biographien.ac.at>>.

Zeil, Wilhelm (1994): *Slawistik in Deutschland*. Forschungen und Informationen über die Sprachen, Literaturen und Volkskulturen slawischer Völker bis 1945, Köln, Weimar, Wien: Böhlau. (= *Bausteine zur slavischen Philologie und Kulturgeschichte Reihe A: Slavistische Forschungen* 9)

Anmerkungen:

¹ Ich danke Herrn Kollegen Joachim Jacob für den Hinweis auf das Gießener Vorlesungsverzeichnis von 1918; ich wäre von selbst nicht auf die Idee gekommen, an den bisherigen Angaben zur Entstehung der Gießener Slavistik (Jelitte/Biedermann 1987, Schaller 1985: 155 [„1962“], Biedermann 1982ab) zu zweifeln.

² So bekleidete etwa Johann Ludwig Alefeld von 1729–1736 in Gießen eine Professur für Dichtkunst, auf welcher er lateinische philosophische Schriften produzierte, ehe er anschließend von 1736–1760 als Professor der Physik auftrat. Eine Professur für Eloquenz, wie sie etwa Heinrich Christoph Nebel von 1745–1752 innehatte, betrieb in der Regel gräzistische Stilübungen.

³ Sein Nachfolger Adalbert Wojciech Cybulski (1810–1867) lehrte bereits ab 1841 an der Berliner Humboldt-Universität als Privatdozent.

⁴ Aber nicht in der 11. Auflage lesen, die der Verlag inkompetenten Redakteuren auslieferte (vgl. Schaeken 2004).

⁵ Dieterich lieferte als Mitherausgeber 1907 noch einen Band zum Gießener Jubiläum ein („Beiträge zur Geschichte der Universitäten Mainz und Gießen“). – Aus-

drücklich sei vor der Verwechslung mit Jakob Dieterich gewarnt, dem Verfasser einer in Gießen 1934 erschienenen Jugendfibel, welche im Nationalsozialismus ideologischen Absichten diene (Thiele 2005).

⁶ Daher der Name einiger Institute wie des „Slavisch-baltischen Seminars“ an der Universität Münster (Rösel 1980).

⁷ Zitiert mit Titel, Ordnungszahl des Schriftenverzeichnisses und Erscheinungsjahr: Zu den slavischen Auslautgesetzen (Nr. 8, 1893); Gottesurteile und Volksglauben in der Herzegowina (Nr. 19, 1896?); Der epische Volksgesang in Bosnien (Nr. 20, 1896); Die Betonung des Polabischen (Nr. 21, 1896); Zu den germanischen Lehnwörtern im Slavischen und Keltischen (Nr. 31, 1898); Bemerkungen zur litauischen Betonung (Nr. 36, 1898); Der ikavische Dialekt im Königreich Serbien (Nr. 47, 1903).

⁸ Rezensionen: A. Leskien, *Untersuchungen über Quantität und Betonung in den slavischen Sprachen* (Nr. 80, 1894); F. N. Finck: *Über das Verhältnis des baltisch-slavischen Nominalakzents zum Urindogermanischen* (Nr. 81, 1896); A. Meillet, *Recherches sur l'emploi du génitif-accusatif en vieux-slave* (Nr. 96, 1897); M. Völkel, *Litauischem Elementarbuch* (Nr. 104, 1898); C. Jurkschat: *Litauische Märchen und Erzählungen* (Nr. 107, 1899); T. Maretić, *Gramatika i stilistika Hrvatskoga ili srpskoga književnog jezika* (Nrn. 111=113, 1900); E. Berneker, *Die Wortfolge in den slavischen Sprachen* (Nr. 115, 1901); V. Karadžić: *Lexicon Serbico-germanico-latinum* (Nr. 118, 1901); G. Bronisch, *Kaschubische Dialektstudien* (Nr. 120, 1901); W. Vondrák, *Altkirchenslavische Grammatik* (Nr. 122, 1901); W. M. Glikin, *Neue russische Grammatik für Kaufleute* (Nr. 124, 1902); T. Torbjörnsson, *Die gemeinslavische Liquidmetathese* (Nr. 127, 1902); E. Berneker, *Slavische Chrestomatie* (Nr. 136, 1903); Fr. Lorentz, *Slovinzische Grammatik* (Nr. 140, 1904); J. Janko, *Soustava dlouhých slabik koncových v staré germánštin* (Nr. 143, 1904); W. Vondrák, *Vergleichende slavische Grammatik I* (Nr. 155, 1908).

⁹ Verwiesen sei auf die Literatur, die der Artikel zum Leipziger Professorenkatalog <https://research.uni-leipzig.de/catalogus-professorum-lipsensium/leipzig/Junker_72/> anführt.

¹⁰ Bezüglich des Interesses am islamischen Orient kann man schwer nicht an das 1914 geschlossene Verteidigungsbündnis des Deutschen mit dem Osmanischen Reich denken.

¹¹ Und nach dem Krieg bestanden natürlich auch Ressentiments gegenüber Universitätsphilologien, die wieder Sprachlehrer aus den Ländern der ehemaligen Kriegsgegner anstellen wollten (Schiller 2015, bes. 167).

Kontakt:

thomas.daiber@slavistik.uni-giessen.de

Ivo Meinhold-Heerlein*

„Unter Schmerzen sollst Du Dein Kind gebären“

Frauenheilkunde und Geburtshilfe in der Bibel

Spektabilität,
sehr geehrte Professorinnen und Professoren der Hohen Medizinischen Fakultät,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
Hebammen, Schwestern, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Frauenklinik,
liebe Freunde, liebe Familie.

„Ich will Dir viel Mühe machen in Deiner Schwangerschaft. Unter Schmerzen sollst Du Dein Kind gebären.“ (1. Mose 3, 16)

So spricht Gott zu Eva. Diese erste Erwähnung von Schwangerschaft und Geburt findet sich im 1. Buch Mose 3, 16. Es ist eine Strafe für den Sündenfall, dem verbotenen Essen vom Baum der Erkenntnis, hier durch Michelangelo kunstvoll dargestellt.

Im Alten und auch im Neuen Testament finden sich zahlreiche Szenen, die Schwangerschaft, Geburt und Frauenkrankheiten detailliert beschreiben oder sich metaphorisch der medizinischen Terminologie bedienen, um bestimmte Gegebenheiten besonders plastisch darzustellen. Beispielsweise schreibt der Prophet Jesaja bezüglich Gottes Gericht über die Stadt Babel: *„Da werden alle vor Angst wie gelähmt sein, jeden wird der Mut verlassen. Von Furcht und Schrecken sind sie geplagt, sie winden sich vor Schmerzen wie eine Frau in den Wehen.“*

(Jesaja 13, 7–8)

Etlche Szenen werden in der Bibel konkret am Schicksal einzelner Frauen geschildert. Ich möchte mit Ihnen deshalb heute einen Streifzug durch die Bibel unternehmen und verschiedene Frauenpersönlichkeiten unter dem Aspekt der Frauenheilkunde näher betrachten. Als Wegweiser für diesen Streifzug soll uns der Stammbaum des Erzvaters Abraham dienen.



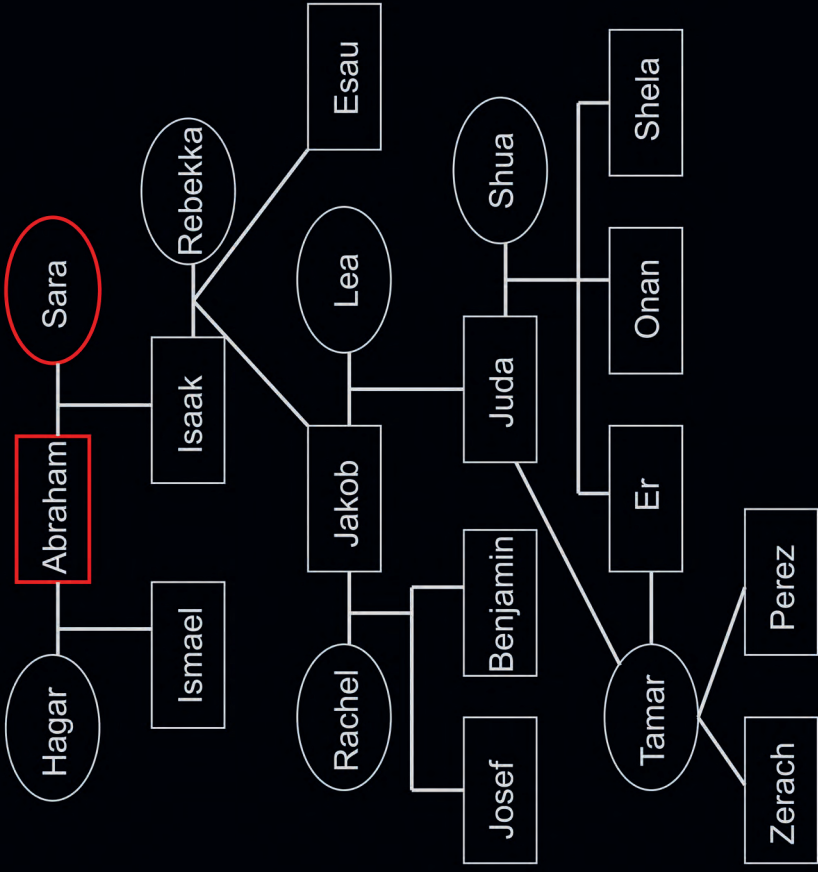
Michelangelo: Der Sündenfall, Rom, Sixtinische Kapelle.
(Quelle: <http://bit.ly/2IXoZkl>)

Ihm werden von Gott zahlreiche Nachkommen versprochen:

„Der von Deinem Leibe kommen wird, der soll Dein Erbe sein. Sieh' gen Himmel und zähle die Sterne; kannst Du sie zählen? So zahlreich sollen Deine Nachkommen sein.“ (1. Mose 15, 4–5)

Trotz dieser Weissagung blieb die Ehe zwischen Abraham und seiner Frau Sara jedoch lange kinderlos. Reproduktionsmedizinische Maßnahmen im heutigen Sinne gab es nicht. Kinderlosigkeit wurde einzig als Problem der Frau angesehen, die für die Nachkommenschaft zu sorgen hatte. Schließlich – nach Jahren der Gebete und Geduld – war Sara über-

*Antrittsvorlesung, gehalten am 18. Januar 2019.



Der Stammbaum Abraham – Sara

(Quelle: Autor)

zeugt, dass sie Abraham kein Kind schenken würde und schlug ihm Folgendes vor:

„Siehe, der Herr hat mich verschlossen, dass ich nicht gebären kann. Lege Du Dich zu meiner Magd, ob ich doch vielleicht durch sie zu einem Sohn komme. Und Abraham gehorchte der Stimme Saras.“ (1. Mose 16, 1–2)

Die ägyptische Magd Hagar wurde sofort schwanger und brachte Abraham einen Sohn – Ismael – zur Welt.

Diese frühe Form der „Leihmutterchaft“ war gesetzlich verankert, durchaus üblich und wurde in Eheverträgen geregelt. Im rechtlichen Sinne hatte nun auch die Ehefrau Sara ihre Pflicht zur Geburt eines Sohnes erfüllt.

Dreizehn Jahre später aber wendet sich die Geschichte in unerwarteter Weise:

„Als Abraham 99 Jahre alt war, erschien ihm der Herr und sprach zu ihm: Ich will einen Bund stiften zwischen mir und dir und ich will dich über alle Maßen mehren.“

(1. Mose 17, 1–2, 16–17)

„Ich will Dein Weib Sara segnen und auch von ihr gebe ich dir einen Sohn. Da warf sich Abraham auf sein Angesicht und lachte und sprach bei sich selbst: Einem Hundertjährigen sollte noch ein Sohn geboren werden? Und Sara sollte mit 90 Jahren noch gebären?“

Etwas später heißt es dann:

„Ich werde wieder kommen zu dir übers Jahr um diese Zeit; dann hat dein Weib Sara einen Sohn. Nun waren Abraham und Sara alt und hochbetagt, so dass es Sara nicht mehr nach der Frauen Weise ging [wie die Menstruation in der Bibel umschrieben wird]. Darum lachte Sara bei sich selbst und dachte: Nun ich welk bin, soll ich noch der Liebe pflegen? Und auch mein Herr ist alt.“ (1. Mose 18, 10–12)

„Der Herr aber nahm sich Saras an, wie er verheißten hatte, und tat an ihr nach seinem Worte: Sara ward schwanger und gebar dem Abraham in seinem Alter einen Sohn, um die Zeit, die Gott angekündigt hatte. Und Abraham nannte den Sohn, der ihm von Sara geboren worden war, Isaak.“ (1. Mose 21, 1–3)

Leider gab es zwischen den beiden Müttern von Abrahams Söhnen eine Rivalität, die sich auf die Söhne übertrug und die bis heute – 4.000 Jahre später – spürbar geblieben ist: Isaak gilt als Stammvater der Juden und auch Christen, Ismael als Stammvater des palästinensischen Volkes.

Weitere biblische Frauen, bei denen der Kinderwunsch erst spät in Erfüllung ging, sind im Alten Testament Hanna, die Mutter des Propheten Samuel, und im Neuen Testament Elisabeth, die Mutter von Johannes dem Täufer (1. Samuel 1, 1–2; Lukas 1, 5–7, 36–45, 57–61).

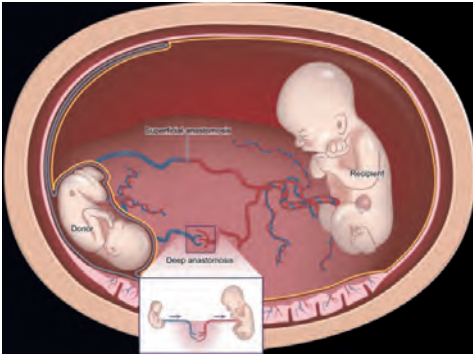
Gemäß dem 1. Buch Mose *„Seid fruchtbar und mehret Euch.“* (1. Mose 1, 28) war in allen alten Kulturen Kinderlosigkeit mit einem Makel behaftet, lastete ein Stigma auf der unfruchtbaren Frau. Männliche Infertilität wurde nicht erkannt oder verdrängt. Dieses Stigma mag eine der archaischen Wurzeln der Vehemenz des Kinderwunsches sein.

Trotz aller reproduktionsmedizinischen Fortschritte ist Kinderlosigkeit auch heute oft unerklärlich und auch heute treten Schwangerschaften ein, die medizinisch kaum erklärbar sind. Sind Kinder letztlich nicht eben doch Geschenke?

Isaak heiratet seine Großnichte Rebekka. Auch bei diesem Paar besteht zunächst primäre Sterilität.

„Und Isaak war vierzig Jahre alt, als er sich die Tochter des Syrsers Behtuel aus Mesopotamien, die Schwester des Syrsers Laban, zum Weibe nahm. Isaak aber bat den Herrn für sein Weib, denn sie war unfruchtbar; und der Herr ließ sich von ihm erbitten, und sein Weib Rebekka wurde schwanger. Da sich aber die Kinder in ihrem Leibe stießen, sprach sie: Wenn es so ist, warum bin ich schwanger geworden? Und sie ging hin, den Herrn zu befragen. Und der Herr sprach zu ihr: Zwei Völker sind in deinem Leibe und zwei Stämme werden sich aus deinem Schoße scheiden; ein Stamm wird dem anderen überlegen sein, und der ältere wird dem jüngeren dienen.

Als nun die Zeit kam, da sie gebären sollte, siehe, da waren Zwillinge in ihrem Leibe. Der erste, der herauskam, war rötlich, ganz und gar



Zwillingstransfusionssyndrom

(Quelle: <http://bit.ly/2IXt8EM>)

wie ein beharter Mantel, und man nannte ihn Esau. Darnach kam sein Bruder heraus, der hielt mit seiner Hand die Ferse Esaus, und man nannte ihn Jakob [d. i. Fersenhalter]. Isaak aber war sechzig Jahre alt, da sie geboren wurden.“
(1. Mose 25, 21–26)

Es hatte also auch hier über lange Zeit unerfüllter Kinderwunsch bestanden. Verschiedene Autoren vermuten, dass mit dem „unruhigen Bauch“ der schwangeren Rebekka auch vorzeitige Kontraktionen beschrieben sein könnten – für eine Zwillingsschwangerschaft durchaus realistisch (Blickstein and Gurewitsch, 1998).

Die Schwangerschaft muss ausgetragen gewesen sein, denn die in der Bibel verwendete Formulierung „es kam die Zeit, da sie gebären sollte“ deutet auf eine Geburt reifer Kinder hin. Der erste Zwilling wurde aus Schädellage geboren, sonst hätte der zweite dessen Ferse nicht greifen können. Die Geburt des zweiten wurde aber kompliziert durch dessen Armvorfall.

Ein Armvorfall wäre heute als geburtshilflicher Notfall die Indikation zum sofortigen Notfall-Kaiserschnitt. Trotz dieser Komplikation kam auch Jakob offensichtlich rasch gesund zur Welt. Dennoch ergeben sich folgende medizinische Fragen:

Wie konnte Jakob Esaus Ferse greifen? Gab es nur eine Fruchtblase? Konnten die Kinder deshalb im Mutterleib miteinander balgen? Oder war die trennende Membran der Zwillinge un-

ter der Geburt gerissen? Warum sahen die Kinder so unterschiedlich aus?

Erlauben Sie mir vor der Erörterung dieser Fragen einen Ausflug, wie Zwillinge entstehen und welche Erklärungen sich für die in der Bibel beschriebenen Bilder daraus ergeben.

Zweieiige oder dizygote Zwillinge entstehen durch die Befruchtung von zwei separaten Eizellen. Es entwickeln sich separate Plazenten und Fruchthöhlen, auch Amnionhöhlen genannt. Zweieiige Zwillinge können demnach männlich oder weiblich sein und sind demnach immer durch die sogenannte Amnionmembran voneinander getrennt.

Eineiige oder monozygote Zwillinge entstehen, indem sich eine einzelne befruchtete Eizelle teilt. Je nach dem Zeitpunkt der Teilung können gemeinsame oder separate Plazenten und auch gemeinsame oder separate Amnionhöhlen entstehen. Eine Amnionmembran kann demnach vorhanden sein oder fehlen. Monozygote Zwillinge sind immer gleichgeschlechtlich.

Insbesondere bei Zwillingen mit gemeinsamer Fruchthöhle, den monoamniotischen Zwillingen, besteht die Gefahr, dass sich Gefäßkurzschlüsse – Anastomosen – bilden, über die die Blutkreisläufe der beiden Kinder miteinander kommunizieren. Dies kann dazu führen, dass ein Zwilling, der Akzeptor, ein ungleich hohes Blutvolumen aufweist. Der zweite, der Donator, ist entsprechend anämisch. Das sogenannte fetofetale Transfusionssyndrom ist mit einer hohen Morbidität und Mortalität für beide Kinder behaftet. Klinisch imponiert der Akzeptor kräftig mit dunkelroter Hautfarbe und der Donator zierlich mit blasser Hautkolorit – wie hier dargestellt durch einen unbekanntem Künstler.

Es könnte sich bei Jakob und Esau also entweder um eine dizygote Schwangerschaft mit zwei unterschiedlichen Phänotypen gehandelt haben. Dann muss die trennende Amnionmembran bei der Geburt rupturiert sein. Oder es lag eine monozygote und zugleich monoamniotische Schwangerschaft mit fetofetalem Transfusionssyndrom vor, bei welchem Esau der Blut-Akzeptor und Jakob der Blut-Donator gewesen ist.

Schließlich scheint Esau aber auch an einer übermäßigen Behaarung, einer „Hypertrichosis“ gelitten zu haben.

Jakob heiratet seine beiden Cousinen Rachel und Lea – Rachel, weil er sie liebt und Lea, weil er sie als die ältere der beiden Schwestern zuerst heiraten muss. Doch während Lea 5 Söhne und eine Tochter zur Welt bringt, bleibt Rachel zunächst kinderlos:

„Als Rachel sah, daß sie dem Jakob keine Kinder gebar, da ward sie eifersüchtig auf ihre Schwester und sprach zu Jakob: Schaffe mir Kinder; wo nicht, so sterbe ich. Jakob aber wurde zornig über Rachel und sprach: Bin ich denn an Gottes Statt, der dir Leibesfrucht versagt? Darauf sprach sie: Da hast du meine Magd Bilha; wohne ihr bei; damit sie auf meinem Schoß gebäre und durch sie auch ich zu Kindern komme. Also gab sie ihm die Magd Bilha zum Weibe, und Jakob wohnte ihr bei. Und Bilha wurde schwanger und gebar dem Jakob einen Sohn. Da sprach Rachel: Gott hat mir Recht geschafft, er hat mich auch erhört und mir einen Sohn gegeben. Als nun Lea sah, daß sie aufgehört hatte, zu gebären, nahm sie ihre Magd Silpa und gab sie Jakob zum Weibe.“

„Gott aber gedachte der Rachel: er erhörte ihr Gebet und machte sie fruchtbar. Da ward sie schwanger und gebar einen Sohn; und sie sprach: Gott hat meine Schmach von mir genommen. Und sie nannte ihn Joseph und sprach: Der Herr wolle mir noch einen Sohn dazu geben!“ (1. Mose 30, 1–3, 22–24)

Thomas Mann beschreibt in „Joseph und seine Brüder“ eine 36 Stunden währende Geburt, welche Rachel, die einen großen Damm- und Vaginalriss davonträgt („zerfleischt war die Pforte ihres Leibes“), nur mit Mühe übersteht. (Thomas Mann: „Joseph und seine Brüder“ I, 344–347)

9 Jahre später ist es wieder soweit.

„Darnach brachen sie von Bethel auf, und als sie nur noch ein Stück Weges bis Ephrath hatten, gebar Rachel, und die Geburt kam sie schwer an. Und da sie eine so schwere Geburt hatte, sprach die Hebamme zu ihr: Sei getrost, du hast wieder einen Sohn. Als aber ihre Seele entfloh – denn sie mußte sterben – da nannte sie ihn Ben-

Oni [d. i. Sohn meines Schmerzes]; sein Vater aber nannte ihn Ben-Jamin [d. i. Sohn des Glücks]. So starb Rachel und ward begraben am Wege nach Ephrath, das ist Bethlehem. Und Jakob errichtete auf ihrem Grabe einen Malstein. Das ist der Malstein des Rachelgrabes bis auf den heutigen Tag.“ (1. Mose 35, 16–20)

Noch heute ist das Grab der Rachel Pilgerstätte für Paare, die um Kindersegen bitten. Bei Thomas Mann wird das so geschildert:

„Seit Stunden schon hatten die Wehen begonnen, aber um Jakob nicht zu beunruhigen, die Reise nicht aufzuhalten, hatte sie es verschwiegen. Jetzt unvermittelt kam die Not mit einem Stoß und Schlag so wild und reißen über sie, daß der Schwachen, von ihrer kräftigen Frucht Ausgehöhlten sogleich die Sinne vergingen. Jakobs hoch und prächtig gesatteltes Dromedar ging ungeheiß in die Knie, um seinen Reiter absitzen zu lassen. Er rief nach einem alten Sklavenweib, einer Gutäerin von jenseits des Tigris, die, gelehrt in Weiberangelegenheiten, schon im Labanshause manche Niederkunft als Wehmutter geleitet hatte. (...)

Es gebar sich gleichsam selbst, ungeduldig den schmalen Schoß bestürmend, [kaum unterstützt trotz herzlicher Willensbereitschaft, von der, die es selig empfangen und mit ihrem Leben herangenährt hatte, aber es nicht hervorzubringen wußte.] Es half wenig, daß die Alte ihr summend und ratend die Glieder ordnete zu nützlichem Tun, sie anwies, wie sie zu atmen, wie Kinn und Knie zu halten habe. Die Stürme der Qual rissen alle Arbeitsordnung dahin, daß sich die Gepeinigte regellos krampfhaft wand und warf, in kaltem Schweiß und mit bläulichen Lippen, in sich selber verbissen (...) mit schon herzschwach gedunsenen und schwer beweglichen Lippen.

Das Kind kam zur Welt gegen Ende der letzten Nachtwache. Gewaltsam mußte die Alte es aus dem armen Schoße reißen, denn es erstickte. Rachel, die nicht mehr schreien konnte, verging in Ohnmacht. Viel Blut stürzte nach, so daß der Puls an ihrer Hand nicht mehr schlug, sondern nur wie ein dünnes Rinnsal dahinfließ, das sich verlor. Sie lebte noch eine Stunde.“

(„Joseph und seine Brüder“ I, 384–389)

Aus gynäkologischer Sicht sind bei Rachel mehrere Punkte bemerkenswert. Im Gegensatz zu ihrer Schwester besteht bei ihr ein mehrere Jahre währender Kinderwunsch. Dabei leidet sie unter Menstruationsstörungen, die am ehesten einer verstärkten und verlängerten Blutung, der Hypermenorrhoe und der Menorrhagie, entsprechen (1. Mose 31, 35). Außer durch Gebete versucht sie durch die Einnahme der Alraunfrucht, der aphrodisierende und fruchtbar machende Wirkung zugeschrieben wurde, ihre Unfruchtbarkeit zu überwinden (1. Mose 30, 14).

Schließlich folgt die realistische Schilderung einer trotz heftiger Wehentätigkeit protrahierten Geburt, die wahrscheinlich auf das relative Missverhältnis eines großen kindlichen Kopfes und engen mütterlichen Beckens zurückzuführen ist. Es kommt zur Atonie des erschöpften und nicht mehr kontraktionsbereiten Uterus mit hohem Blutverlust und schließlich Rachels Tod. Eine Erklärung für diese unterschiedlichen gynäkologischen Probleme Rachels könnte das Vorliegen eines Uterus myomatosus gewesen sein.

Myome sind gutartige Tumore des Myometriums. Sie tragen Östrogenrezeptoren und können daher während der Phase der Geschlechtsreife und insbesondere während der Schwangerschaft wachsen. Je nach Lokalisation können sie außer zu Schmerzen auch zu Blutungsstörungen, Infertilität, Abortneigung, mechanischer Geburtsbehinderung oder aber zur mangelnden Kontraktion des Uterus postpartal führen. Symptomatische Myome lassen sich in der Regel operativ entfernen.

Rachel verstirbt unter der Geburt. Noch bevor das Kind vollständig entwickelt ist, ruft ihr die Hebamme zu, dass es ein Knabe sei. Damit muss es sich um eine Beckenendlage gehandelt haben.

Diese Passage lenkt uns zur Geburtshilfe in der Bibel als solches und den daran beteiligten Personen. Kinder wurden zuhause oder – im Falle von Nomadenschaft – im Zelt geboren. Bis auf wenige beschriebene Ausnahmen waren Männer in der Regel nicht mit Geburtshilfe betraut, dies war allein Frauensache. Mindestens zwei Frauen waren mit der kreißenden Frau. Die Ge-

burt fand in Hockstellung statt, oft unter Zuhilfenahme eines Geburtshockers.

Wie heute kamen die Kinder normalerweise aus Schädellage zur Welt. Bei der Geburt stützte die eine Helferin den Rücken der Gebärenden, die andere kniete zur Entwicklung des Kindes.

Dem Berufsstand der Hebammen kommt daher in der Bibel eine wichtige Bedeutung zu. Wie beim Propheten Hesekiel geschildert, umfassten ihre Aufgaben das Durchtrennen der Nabelschnur, das Baden und anschließende Abreiben des Neugeborenen mit Salz sowie das Wickeln des Kindes (Hesekiel 16, 4). Es ist davon auszugehen, dass die Abnabelung erst nach Geburt der Plazenta erfolgte, die als „äußere Seele“ betrachtet wurde. Die Kanaaniten hängten die frisch geborenen Plazenten in die Bäume, um böse Geister zu vertreiben (Reisenberger, 1987). Postpartal blieben die Hebammen zunächst bei der Familie, um den Stillprozess und das Wochenbett zu überwachen – wie heute. Die Stillperiode dauerte etwa drei Jahre (Bash, 1993).

Zwei Hebammen sind im Alten Testament explizit erwähnt, da sie sich mutig dem Befehl des ägyptischen Pharaos widersetzen, alle hebräischen männlichen Neugeborenen zu töten. Im 2. Mose steht:

„Und der Pharao von Ägypten sprach zu den hebräischen Hebammen, von denen die eine Shifra hieß und die andere Puah: Wenn ihr den hebräischen Frauen helft und bei der Geburt seht, dass es ein Sohn ist, so tötet ihn; ist's aber eine Tochter, so lasst sie leben. Aber die Hebammen fürchteten Gott und taten nicht, wie der Pharao ihnen gesagt hatte, sondern ließen die Kinder leben. Da rief der Pharao die Hebammen und sprach zu ihnen: Warum tut ihr das, dass ihr die Kinder leben lasst? Die Hebammen antworteten dem Pharao: Die hebräischen Frauen sind nicht wie die ägyptischen, denn sie sind kräftige Frauen. Ehe die Hebamme zu ihnen kommt, haben sie geboren. Darum tat Gott den Hebammen Gutes. Und das Volk mehrte sich und wurde sehr stark. Und weil die Hebammen Gott fürchteten, segnete er ihre Häuser.“

(2. Mose 1, 15–21)

Wissenschaftler haben gemutmaßt, dass es sich bei den beiden Frauen um Yocheved und Miriam – die Mutter und die Schwester Moses – gehandelt hat (Bash, 1993).

Nun zurück zum Stammbaum. Die Bibel erzählt uns eine zweite Zwillinggeburt in Abrahams Familie: Von Rachels Schwester Lea bekommt Jakob den Sohn Juda. Aus dessen Ehe mit Shua gehen drei Söhne hervor. Der Älteste, Er, heiratet Tamar, verstirbt aber kinderlos. Daraufhin spricht Juda zu seinem zweiten Sohn Onan:

„Geh zu deines Bruders Frau und nimm sie zur Schwagerehe, auf dass Du Deinem Bruder Nachkommen schaffest. Aber da Onan wusste, dass die Kinder nicht sein eigen sein sollten, ließ er's auf die Erde fallen und verderben, wenn er einging zu seines Bruders Frau, auf dass er seinem Bruder nicht Nachkommen schaffe. Dem Herrn missfiel aber, was er tat, und er ließ auch ihn sterben.“

(1. Mose 38, 8–10)

Onan praktiziert offensichtlich den „Coitus interruptus“, sein Name findet sich – nicht ganz korrekt – bis heute im Begriff „Onanieren“.

Schließlich verweigert Juda aber Tamar, den dritten Sohn, Shela, zum Ehemann zu geben. Um ihren Kinderwunsch zu realisieren, verkleidet sie sich als Hure und verführt ihren eigenen Schwiegervater Juda. Es kommt zur Zwillingsschwangerschaft, deren Geburt folgendermaßen beschrieben wird:

„Und als sie gebären sollte, wurden Zwillinge in ihrem Leibe gefunden. Und als sie gebar, streckte einer die Hand vor; da nahm die Wehenmutter einen roten Faden und band ihn darum und sprach: Der ist zuerst herausgekommen. Als der aber seine Hand zurückzog, da kam sein Bruder heraus. Und sie sprach: Warum hast du um deinetwillen solchen Riss gerissen! Und man nannte ihn Perez [d. i. Riss]. Darnach kam sein Bruder heraus, der den roten Faden um die Hand hatte. Und man nannte ihn Serach.“

(1. Mose 38, 27–31)

Es ist dies die zweite in der Bibel beschriebene Zwillinggeburt, die aber wesentliche Unterschiede zur Geschichte von Jakob und Esau

aufweist. Da der Satz „es kam die Zeit, da sie gebären sollte“ fehlt, scheint es sich um eine Frühgeburt zu handeln. Dies erklärt auch, warum sich der vorangehende Kindsteil des ersten Zwilling nicht fest im Becken einstellt, sondern zunächst der zweite seine Hand hervorstrecken kann. Die Geburtslagen der Zwillinge lassen sich nur vermuten: (a) eine Schädellage beider Kinder, (b) Schädellage des ersten und Querlage des zweiten Zwilling mit Schulterpräsentation und intermittierendem Armvorfall oder (c) eine Querlage des ersten und Schädellage des zweiten, wobei die Geburt des ersten in zusammengekauert Haltung als „Conductio corpore“ erfolgte. Diese letzte Variante würde auch die für eine Frühgeburt ungewöhnlich heftige Rissverletzung durch den ersten Zwilling erklären.

Die offensichtlich erfahrene Hebamme bemerkt unter der Geburt, dass es sich um Zwillinge handelt und kennzeichnet die Hand des eigentlich zweiten Zwilling Serach mit einem roten Bändchen – eine wichtige Maßnahme, da es für das Erbe entscheidend ist, wer der Erstgeborene ist.

Interessant ist aber, dass Serach in der weiteren Erbfolge nicht mehr genannt wird. Es könnte daher sein, dass dieser aufgrund eines Geburtstraumas – bei zweiten Zwillingen auch heute noch gefürchtet – früh starb (Blickstein and Gurewitsch, 1998).

Soweit zur Erbfolge Abrahams. Von den vier im Alten Testament im Detail geschilderten Geburten ist die vierte beim Propheten Samuel zu finden. Die Schwiegertochter des hohen Richters Eli erfährt gleichzeitig vom Tode ihres Mannes Pinhas als auch ihres Schwagers und ihres Schwiegervaters.

„Seine Schwiegertochter aber, des Pinhas Frau, war schwanger und sollte bald gebären. Als sie davon hörte, dass die Lade Gottes weggenommen und ihr Schwiegervater und ihr Mann tot waren, kauerte sie sich nieder und gebar; denn ihre Wehen überfielen sie. Und als sie im Sterben lag, sprachen die Frauen, die um sie standen: Fürchte dich nicht, du hast einen Sohn geboren! Aber sie antwortete nicht und nahm's auch nicht mehr zu Herzen.“

(1. Samuel 4, 19–20)

Vorzeitige, zervixwirksame und zur Geburt führende Wehentätigkeit stellt bis heute eine entscheidende Ursache für Frühgeburtlichkeit dar. Wenn Wehentätigkeit auch heute medikamentös gehemmt werden kann, so gilt neben aufsteigenden Infektionen Stress als Auslöser vorzeitiger Wehen. Dies hat sich bis heute nicht geändert. Über die Todesursache von Pinhas' Frau können wir nur spekulieren: Alle nur denkbaren Ursachen mütterlicher Sterblichkeit kommen in Frage: Blutverlust durch Atonie, vorzeitige Plazentalösung oder Uterusruptur, Thromboembolie, Fruchtwasserembolie, hypertone Krise bei Schwangerschaftsinduzierter Hypertonie, um nur einige zu nennen.

Die geburtshilflichen Bilder in der Bibel sind vielfältig und spiegeln die Umstände wider, unter denen vor 4.000 Jahren Frauen zum Kinde kamen. Sie zeigen, wie das Fehlen rechtzeitiger medizinischer Intervention bei Komplikationen unter der Geburt zum Schicksal mit etwaiger Todesfolge für Mutter und Kind werden konnte. Sie zeigen aber auch bemerkenswerte Parallelen zu heute, indem sie das Geburtserlebnis als Erfüllung der Mutterrolle beschreiben, deren Glück nicht übertroffen werden kann. Beim Evangelisten Johannes dient das Endorphin-geschwängerte Glücksgefühl einer soeben gewordenen Mutter als Metapher für die Freude über DAS zentrale Ereignis des Christentums, das Osterfest:

„Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Ihr werdet weinen und klagen, aber die Welt wird sich freuen; ihr werdet leiden, doch euer Leid soll in Freude verwandelt werden. Wenn eine Frau ein Kind zur Welt bringt, muß sie leiden, denn ihre Stunde ist gekommen. Wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst aus Freude darüber, dass ein Mensch zur Welt gekommen ist.“ (Johannes 16, 20–21)

Dank moderner Medizin ist Geburtshilfe sicherer für Mutter und Kind geworden, doch hat die Geburt *per se* nichts von ihrer Ursprünglichkeit und Faszination eingebüßt. Auch heute stehen wir staunend, häufig auch gerührt vor dem „Wunder der Geburt“ und sind dankbar, daran teilhaben zu dürfen.

Mit dem Evangelisten Johannes sind wir beim Neuen Testament angelangt. Außer bei ihm findet sich in allen Evangelien die Geschichte der „blutflüssigen Frau“, die über geraume Zeit an den Folgen ihrer Menstruationsstörung leidet:

„Und es war eine Frau, die litt zwölf Jahre am Blutfluss, und sie hatte von vielen Ärzten viel erlitten und all ihr Hab und Gut dafür aufgewandt; doch es hatte ihr nichts geholfen, vielmehr war es noch schlimmer mit ihr geworden. Als sie von Jesus gehört hatte, kam sie in der Menge von hinten heran und berührte sein Gewand. Denn sie sagte sich: wenn ich auch nur seine Kleider anrühre, werde ich gesund werden. Und sogleich versiegte der Quell ihres Blutes, und sie spürte es am Leibe, dass sie von ihrer Qual geheilt war. Und Jesus spürte sogleich an sich selbst, dass eine Kraft von ihm ausgegangen war, und wandte sich in der Menge um und fragte: Wer hat meine Kleider berührt? Und seine Jünger sagten zu ihm: Du siehst, dass Dich das Volk umdrängt, und fragst: Wer hat mich berührt? Und er sah sich nach der um, die das getan hatte. Die Frau aber fürchtete sich und zitterte, denn sie wusste, was an ihr geschehen war, kam und fiel vor ihm nieder und sagte ihm die ganze Wahrheit. Er aber sagte zu ihr: Meine Tochter, dein Glaube hat dich geheilt; gehe hin mit Frieden und sei gesund von Deiner Plage!“ (Markus 5, 25–34)

Dieses Wunder wird in ähnlicher Weise auch in Lukas 8, 43–48, und Matthäus 8, 20–22, erwähnt.

Mögen es auch nicht genau zwölf Jahre gewesen sein – die Zahl zwölf steht in der Bibel als Synonym für „sehr lang“ – so muss diese Frau über lange Zeit unter Blutungsstörungen im Sinne einer verlängerten Blutung, einer Menorrhagie, gelitten haben. Die gynäkologischen Ursachen sind vielfältig: Hormonelle Störungen, Zystenbildung in den Ovarien, gut- oder bösartige Tumoren der Gebärmutter, Schleimhautpolypen, Myome, Karzinome ... Heute ließen sich die Differentialdiagnosen durch Laboranalysen, Ultraschall, eine endoskopische Untersuchung von Gebärmutter- und Bauchhöhle – Hysteroskopie und Pelvisko-

pie – abklären und medikamentös oder im Rahmen der diagnostischen Operationen bereits therapieren. Gott sei Dank muss bei uns heute keine Frau mit Menorrhagien mehr ihr ganzes Hab und Gut für frustrane Arztbesuche aufwenden!

Was aber bedeutete es für diese Frau, dauerhaft zu bluten? Zunächst einmal galt eine Frau für die Dauer der Regelblutung bis sieben Tage danach als unrein. In den „Levitik“ lässt sich weiterhin lesen:

„Hat eine Frau mehrere Tage außerhalb der Zeit ihrer Regel einen Blutfluss oder hält ihre Regel länger an, ist sie für die ganze Dauer dieses Ausflusses im gleichen Zustand der Unreinheit wie während der Zeit ihrer Regel. Jedes Lager, auf das sie sich während der ganzen Dauer ihres Ausflusses legt, ist so wie ihr Lager, auf dem sie während ihrer Regel liegt. Jeder Gegenstand, auf den sie sich setzt, wird unrein wie bei der Unreinheit ihrer Regel. Jeder, der diese Gegenstände berührt, wird unrein; er muss seine Kleider waschen, sich in Wasser baden und ist unrein bis zum Abend.“

(Levitikus 15, 25–27)

Nach der Geburt eines Knaben dauerte die Phase der Unreinheit 33 Tage, nach der Geburt eines Mädchens sogar 66 Tage. In dieser Zeit durfte die Frau weder von ihrem Mann angeführt werden noch an den alljährlichen Glaubensfesttagen teilnehmen, die im traditionellen Judentum dieser Zeit so wichtig waren. Sie durfte weder den Vorhof des Tempels betreten, noch zu Hause die Sabbatkerzen anzünden, noch am Passahmahl teilnehmen (Richards, 2007).

Die Frau ist demnach sozial vollkommen isoliert und hat alle Ersparnisse aufgebraucht. Hoffnungslosigkeit, aber auch tiefer Glaube lässt sie alle Hemmungen überwinden und sie nähert sich Jesus, einem fremden und inzwischen berühmten Mann. Sie tut dies von hinten, da sie sich schämt. Sie weiß, dass sie gegen die Gesetze handelt. Jesus spürt die Berührung durch die „unreine“ Frau, aber er verstößt sie nicht. Im Gegenteil, er wendet sich ihr zu und nimmt sich ihrer als Frau und als Hilfsbedürftige an.

Mit der Akzeptanz der Berührung verweist Jesus auf einen Gott, der keinerlei Ausgrenzung und Abwertung des Weiblichen will. So schreibt der Theologe Peter Trummer in seinem Buch „Die blutende Frau“:

„Und deswegen heilt Jesus in unserer Geschichte nicht nur die individuelle Not einer ganz bestimmten, aber unbekanntem Zeitgenossin, sondern er proklamiert mit dieser Tat einen Gott, der nichts zu tun hat mit einer religiös ideologisierten Diskriminierung der Frau.“

Der Theologe Wolfgang Feneberg diagnostiziert das daraus abgeleitete christliche Frauenbild für die heutige Zeit folgendermaßen:

„Heute hat das Christentum im Umgang mit der Frau eine große Chance. Zwar ist das Abendland bedroht von Sexismus und Dekadenz, ein Drittel der Ehen in Europa sind geschieden. Weltweit wird das als Gericht Gottes über das Abendland gesehen. Gleichzeitig aber gibt es im Christentum die befreite und selbständige Rolle der Frau. Mädchen und Frauen im Orient, im Islam und im Judentum setzen darauf große Hoffnungen. Sie wollen nicht aus ihrer Religion oder Kultur ausbrechen, aber sie erwarten sich Rechte und Gleichstellung mit dem Mann nach dem Vorbild des Christentums.“

Jesus wendet sich dieser Frau aber nicht nur als Mann und Teil der jüdischen Gesellschaft zu, sondern auch als Heilender und erfüllt dabei auch ohne medizinisch-fachliche Kompetenz eine ureigene ärztliche Aufgabe. Man mag die Geschichte als „Wunderheilung“ bezeichnen. Wie häufig aber sagt uns eine Patientin: „Es geht mir jetzt schon viel besser“, wenn man ihr nur zuhört? Trotz medizinischem Wissen und fachgerechter Behandlung ist eine Linderung oder Heilung von Beschwerden häufig nur dann erreichbar, wenn eine Patientin ganzheitliche Aufmerksamkeit erfährt und sich angenommen fühlt. Wir dürfen dies insbesondere in Zeiten knapper zeitlicher und materieller Ressourcen nicht vergessen. Die Hinwendung zu den uns anvertrauten Patientinnen muss immer Bestandteil des ärztlichen Selbstverständnisses bleiben.

Damit, sehr geehrte Damen und Herren, bin ich am Ende meiner Antrittsvorlesung angelangt, deren Thema ich zu Ehren meines Urgroßvaters gewählt habe: Prof. Johannes Meinhold. Er war Alttestamentler und Ordinarius für Evangelische Theologie und Rektor der Universität Bonn. In der Festschrift „Berühmte Professoren der Bonner Universität“ von 1943 heißt es: „In seinen Büchern und Vorträgen ist Meinhold immer als aufrechter, gerader Mann auch dann für seine wissenschaftliche Überzeugung eingetreten, wenn er persönliche Schädigungen erfuhr.“ Diese Geradlinigkeit und Aufrichtigkeit möchte ich mir bei der Ausübung der Rechte und Pflichten als Hochschullehrer zum Vorbild nehmen.

Literatur:

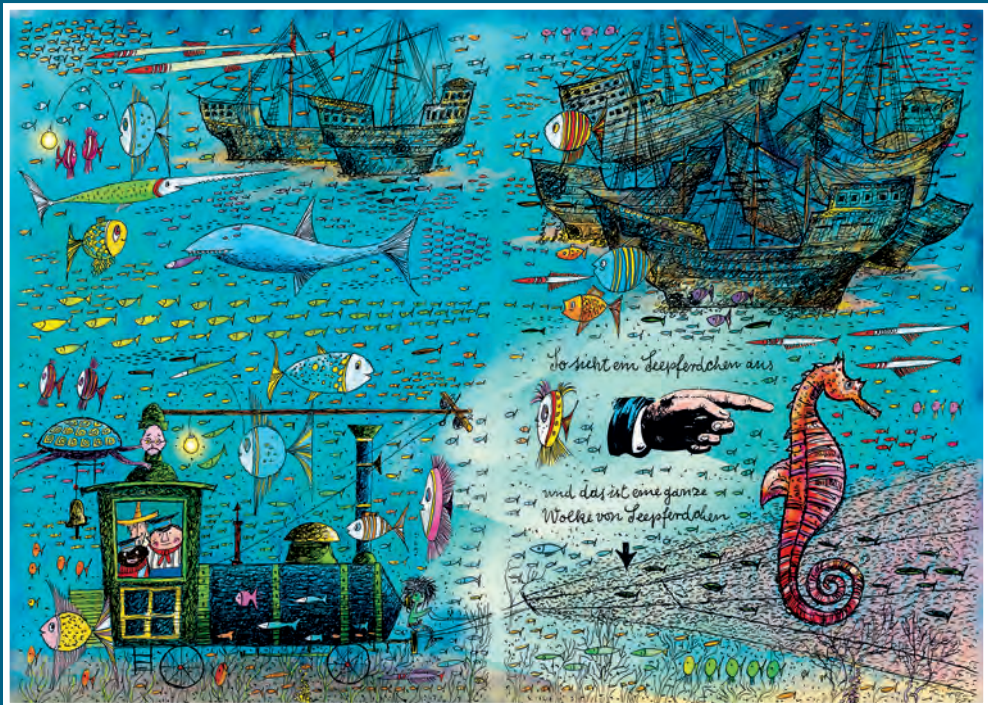
Bash, DM: The midwives Shifra and Puah: biblical heroines. *Bull Am Assoc Hist Nurs* 1993, 37: 7.
Ben-Noun, L: What is the biblical attitude towards personal hygiene during vaginal bleeding? *Eur J Obstet Gynaecol Reprod Biol* 2003, 106: 99–101.
Ben-Noun, L: Authors reply on response to: What is the biblical attitude towards personal hygiene during vaginal bleeding? *Eur J Obstet Gynaecol Reprod Biol* 2003, 106: 108.

Blickstein I and Gurewitsch ED: Biblical Twins. *Obstet Gynecol* 1998, 91 (4): 632–35.
Bramwell, R: A response to Ben-Noun: What is the biblical attitude towards personal hygiene during vaginal bleeding? *Eur J Obstet Gynaecol Reprod Biol* 2003, 107 (1): 107.
Feneberg, Wolfgang: Jesus – der nahe Unbekannte. München, 1990.
Ikenberg, H: Und es geschah nach der Frauen Weise – Schwangerschaft und Frauenkrankheiten in der Literatur. Antrittsvorlesung. Freiburg, 1997.
Levin, S: Obstetrics in the Bible. *J Obstet Gynaecol Br Emp* 1960, 67: 490–8.
Mann, Th: Joseph und seine Brüder.
Miller, D: Res obstetrica in the Bible. *J Obstet Gynaecol Br Emp* 1953, 60 (1): 7–16.
Reisenberger, AT: Birth in the Bible. *Nurs RSA* 1987, 2 (11–12): 26–9.
Richards, Sue und Larry: Alle Frauen der Bibel. Ihre Geschichte, Ihre Fragen. Ihre Nöte. Ihre Stärke. Brunnen-Verlag Gießen, 5. Auflage, 2007.
Rosenthal, Jos: Die Jüngerinnen. Frauen im Neuen Testament. Lahn-Verlag, Limburg, 2004.
Stärke. Brunnen-Verlag Gießen, 5. Auflage, 2007.
Trummer, Peter: Die blutende Frau. Wunderheilung im Neuen Testament. Freiburg 1991.

Kontakt:

ivo.meinhold-heerlein@gyn.med.uni-giessen.de

V. Aktuelle Forschungsprojekte





Norman Ächtler

Schulprogramme Höherer Lehranstalten

Ein besonderer Bestand der Universitätsbibliothek Gießen und Forschungsgegenstand der Germanistik an der JLU

1. „Kleine Akademien“.

Die Höheren Lehranstalten und ihre Kollegen im 19. Jahrhundert

Der einflussreiche Begründer der Bildungsforschung Friedrich Paulsen befasste sich immer wieder mit der gesellschaftlichen Stellung der Gymnasiallehrer im Kaiserreich. Dabei war es Paulsen ein erklärtes Anliegen, das Berufsprofil in enger Nachbarschaft zu den Universitätsprofessoren zu halten. Wie Paulsen u.a. in einem Vortrag auf dem ersten deutschen Oberlehrertag in Darmstadt am 9. April 1904 betonte, repräsentierten beide Gruppen die Würde des Gelehrtenstands und stünden „als ihr[e] Träger und Verbreiter im Dienst der wissenschaftlichen Kultur“. Bezeichnend ist, dass hier der Aufgabenbereich eines Pädagogen dem Engagement für die Wissenschaft klar nachgeordnet wird.¹

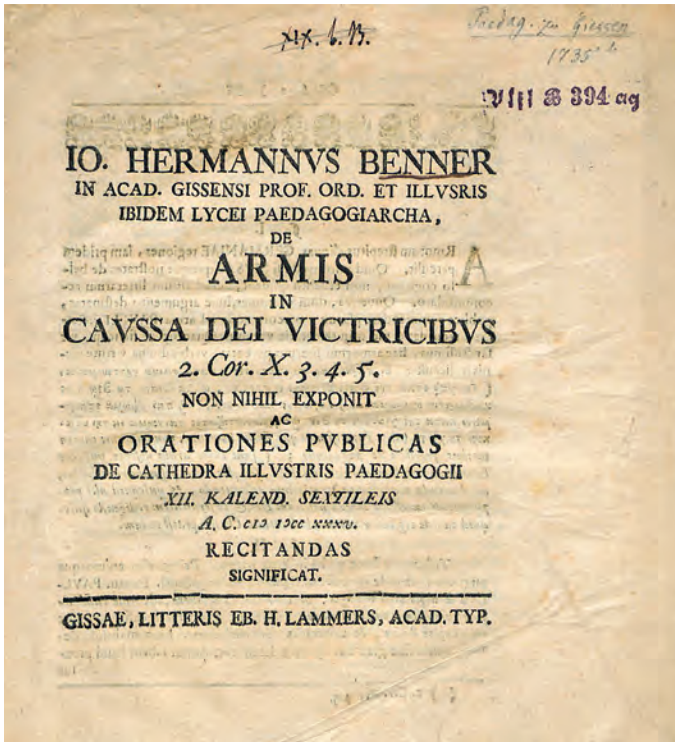
Aus heutiger Perspektive liest sich Paulsens Beschreibung als eine eher steile Behauptung. Die Rolle der Lehrkräfte an den Gymnasien hat sich seit den Bildungsreformen der 1970er Jahre rundum gewandelt. Pädagogisch-didaktische Anliegen stehen längst im Zentrum des Aufgabenbereichs, ganz zu schweigen von den in den letzten Jahrzehnten verstärkt hinzukommenden sozialpädagogisch-psychologischen Anforderungen. Angesichts dessen bedeutet der Übertritt vom Studium in den Schuldienst für die überwiegende Mehrheit der Absolventinnen und Absolventen das Ende der Beschäftigung mit fachwissenschaftlichen Fragestellungen.

Ganz anders im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Deutschlehrer etwa waren von ihrer Universitätslaufbahn her zumeist fachlich hochqualifizierte klassische Philologen, die für sich das Leitbild des Gelehrten mit Selbstverständlichkeit in Anspruch nahmen. Die „Schulmän-

ner“ trugen nicht nur akademische Titel; vielmehr verliefen die beruflichen Karrieren zwischen Höheren und Hochschulen bis Ende des 19. Jahrhunderts fließend. Viele Gymnasiallehrer waren als außerplanmäßige Professoren auch an Universitäten tätig und/oder wurden irgendwann auf das Ordinariat berufen. Prominente Vertreter ihrer Disziplinen wie Wilhelm Dilthey, Friedrich Nietzsche oder Karl Weierstraß begannen die institutionelle Karriere als Gymnasialprofessoren. Unter den Beiträgen zeitgenössischer wissenschaftlicher Fachorgane der meisten Disziplinen finden sich in der Regel ebenso viele Fachlehrer wie Kollegen aus den Universitäten. Die Forschungsfreiheit, auf die Friedrich Paulsen in seinem Darmstädter Vortrag als Grundvoraussetzung adäquater Amtsausübung insistierte, förderte den Pioniergeist der Schulgelehrten, so dass viele „sich in neue, noch kaum erforschte Gebiete vorwagten“, wie Hermann Korte nachgewiesen hat.² In seiner erstmals 1885 veröffentlichten grundlegenden *Geschichte des gelehrten Unterrichts* konstatiert Paulsen entsprechend:

„[D]as Lehrerkollegium eines heutigen großen Gymnasiums stellt eine kleine Akademie dar; es hat Philologen, klassische und moderne, Historiker, Mathematiker, Naturforscher und Theologen in seiner Mitte. [...] Man wird sagen dürfen: das Lehrerkollegium eines größeren Gymnasiums könnte jeden Augenblick die Arbeit einer philosophischen Fakultät in einigem Umfang übernehmen. [...] Hierauf vor allem beruht das Ansehen des deutschen Lehrerstandes; die Schätzung gilt mehr dem Gelehrten als dem Lehrer.“³

Wenn Paulsen ferner darauf verweist, dass die Institution Gymnasium ihr Lehrpersonal sogar auf die wissenschaftliche Tätigkeit verpflichtete und regelmäßige *specimina eruditionis*, also Probestücke der Gelehrsamkeit aus den Kol-



Hermannus Benner: De Armis in Caussa Dei Victricibus, 2. Cor. X.3.4.5, Beilage zum frühesten in der Gießener Sammlung erhaltenen Programm des Pädagogiums zu Gießen von 1735. (Quelle: Universitätsbibliothek Gießen)

tung von griechisch *prōgrámmā* (= Ausschreiben) aufgehoben.⁴ So wurden ursprünglich die seit dem 16. Jahrhundert nachgewiesenen Bekanntmachungen von offiziellen Veranstaltungen an humanistischen Lateinschulen Mittel- und Mitteleuropas betitelt.⁵ In der Folge bezeichnete „Programm“ allgemein die „feierliche Einladung zur Jahresfeier [...], mit welcher nach altem Brauche eine wissenschaftliche Abhandlung und Nachrichten über die Anstalt verbunden werden“, so die Begriffsbestimmung aus Sanders *Lexikon der Pädagogik* (1889).⁶ Zu einem bemerkenswerten Trend wuchs sich das Programmwesen allerdings erst im 18. Jahrhundert aus.⁷ Es gehörte nun zur guten Praxis Höherer Lehranstalten, ver-

mittels gedruckter, um aktuelle Informationen rund um die betreffende Schule ergänzter *programmata* zu den öffentlichen Jahres- und Abschlussprüfungen einzuladen. Im Zeichen der Aufklärung setzte sich außerdem die Ergänzung der Schulprogramme um einen gelehrten Aufsatz durch. Von den preußischen Bildungsreformen im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts ausgehend, wurde das Programmwesen als Instrument der ministeriellen Fachaufsicht sukzessive in allen deutschen Staaten flächendeckend institutionalisiert und durch ein Zirkulationssystem planmäßig zu einer historisch einmaligen kommunikativen Infrastruktur ausgebaut. Der Programmaustausch diente nicht nur der Verständigung zwischen höheren Lehranstalten über die Grenzen unterschiedlicher staatlicher Schulsysteme hinweg, sondern ermöglichte auch die Kommunikation mit Wissenschaft, Gesellschaft

legien einfordere, bezieht er sich auf ein institutionelles Spezifikum seiner Zeit: die Jahresberichte bzw. Schulprogramme Höherer Lehranstalten. Hier veröffentlichten die gelehrten Schulmänner in wissenschaftlichen Beilagen Abhandlungen aus dem gesamten Spektrum an Unterrichtsfächern, von der Altphilologie über Germanistik und die modernen Fremdsprachen, Geschichte und Geografie, Philosophie und Theologie bis hin zu Mathematik und den Naturwissenschaften sowie zur Pädagogik. Was aber ist ein „Schulprogramm“?

2. Das Schulprogramm als schulspezifische Textsorte

Mit den Schulprogrammen verbindet sich eine lange Tradition schulischer Öffentlichkeitsarbeit. Etymologisch ist in dem Begriff die Bedeu-

und Politik. „Auf diese Weise entstand eine Art wissenschaftliche Gemeinschaft mit regelmäßigen Publikationen innerhalb der gelehrten Welt im gesamten deutschsprachigen Raum“, wie der Bochumer Altphilologe Manuel Baumbach resümiert, der sich 2005 in Gießen habilitierte.⁸

Als Amtsdruckschriften erhielten die Jahresberichte eine verbindliche Grundstruktur bestehend aus den „Schulnachrichten“ und einer wissenschaftlichen Abhandlung. Die Schulnachrichten hatten in standardisierter Form zunächst über die personelle Zusammensetzung des Lehrkörpers wie der Klassenverbände und Abiturienten bis hin zur Sozialstruktur der Schülerschaft Mitteilung zu geben. Daneben war für jede Klassenstufe Rechenschaft zu geben u.a. über die

Stundenverteilung auf die jeweiligen Fächer, die jeweiligen Lehrinhalte, absolvierte Unterrichts- und Lektürepensen, Aufsatz- und Prüfungsthemen, eingesetzte Fachliteratur und Lehrmittel sowie außerunterrichtliche Schülerleistungen. Eine detaillierte Jahreschronik mit weiteren Angaben zu Stiftungen, Schenkungen, Festakten usw. beschloss die Schulnachrichten.

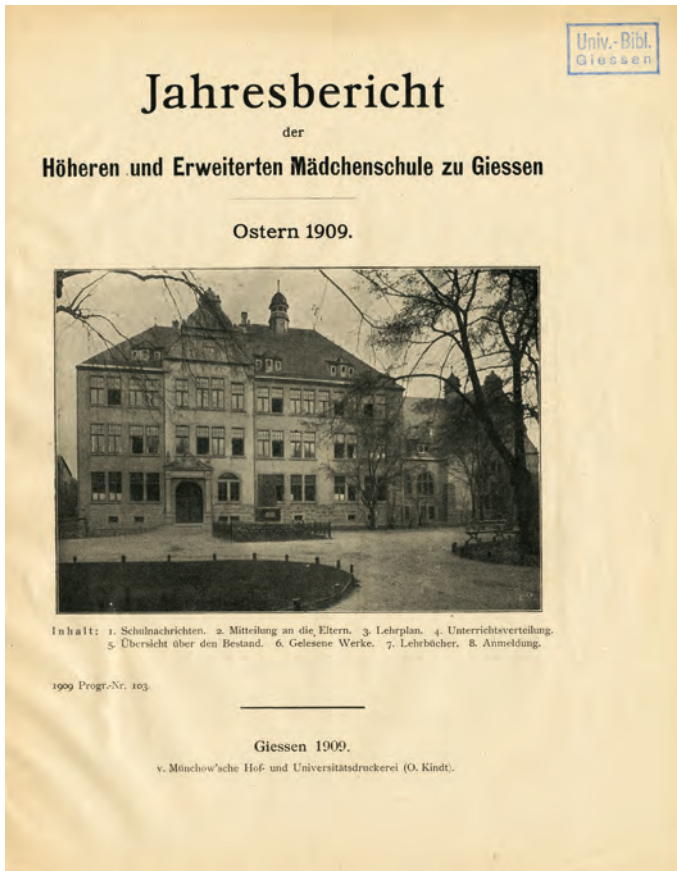
Mehrere Adressatengruppen der Schulprogramme werden in den zeitgenössischen Quellen berücksichtigt: die Eltern sowie das interessierte Umfeld der Schulen; die Schüler; die Kollegien anderer Lehranstalten; die übergeordneten Kultusbehörden; schließlich die Universitäten. In Bezug auf die Eltern und Trägergruppen der Anstalten setzte das Erziehungssystem mit den Schulprogrammen explizit auf Transpa-

renz. Da das „allgemeine Geistesleben eines Volks“ von der „Wirksamkeit der höheren Schulen wesentlich abhängig“ sei, so der Bromberger Direktor Johann Deinhardt, bestehe eine besondere Verpflichtung, über die konkrete Ausführung des erzieherischen Auftrags „öffentlich Zeugnis ab[zu]legen und sich der öffentlichen Controle namentlich auch derjenigen Kreise [zu] unterwerfen, aus denen ihnen die Kinder zur Bildung übergeben werden.“ Die Struktur der Schulprogramme spiegelt demnach die beiden Ebenen, auf denen sich die „Wirksamkeit“ der Höheren Lehranstalten entfaltet:

„Die Gymnasien [...] haben den Zweck: in der Jugend wissenschaftliche Bildung hervorzu- bringen, und haben demnach zwei Factoren in sich, nämlich den Geist der Wissenschaft und



Titelblatt Jahresbericht der Oberrealschule zu Marburg a. d. L. über das Schuljahr 1909/10 (Quelle: Universitätsbibliothek Gießen)



Titelblatt Jahresbericht der Höheren und Erweiterten Mädchenschule zu Giessen, Ostern 1909. (Quelle: Universitätsbibliothek Gießen)

die praktische Methode und Wirksamkeit, wodurch dieser Geist in den Schülern entwickelt wird. [...] Die Programme nun sollen von den beiden Faktoren der Wirksamkeit der Schulen: von ihrem wissenschaftlichen Geist und von ihrer praktischen Tätigkeit Zeugnis ablegen; das Erstere geschieht in den wissenschaftlichen Abhandlungen der Programme, das Letztere in den sogenannten Schulnachrichten."⁹

Die *Programmabhandlung*, der „akademische Teil“ der Jahresberichte, sollte laut Verfügung „einen wissenschaftlichen, dem Berufe des Schulmannes nicht fremden, ein allgemeines Interesse, mindestens der gebildeten Stände am öffentlichen Unterricht im Allgemeinen

oder an dem Gymnasium insonderheit erweckenden Gegenstand“ diskutieren.¹⁰ Die Programmabhandlungen erfüllten drei Funktionen:

In Bezug auf den größeren Adressatenkreis der Schulprogramme sollten sie der „Popularisierung von Wissenschaft“¹¹ dienen. Damit wurden zwei Ziele verfolgt: In aufklärerischer Motivation ging es um Vermittlung von Allgemeinbildung auf der Grundlage des schulischen Fächerspektrums. Dieser Zweckbestimmung lag zugleich die Intention zugrunde, bei Eltern, Stiftern und weiteren regionalen Interessengruppen für die Lehranstalt zu werben und eine engere Bindung zu erreichen, denn die Programmabhandlung gab „Auskunft über den wissenschaftlichen Standard eines Gymnasiums“ im Ganzen, so der Gießener Germanist Carsten Gansel.¹²

Schülern der Oberstufe wurden Abhandlungen an die Hand gegeben zur Vertiefung und Ergänzung von Unterrichtsstoff sowie zur selbständigen Weiterbildung. So gesehen, hat die Abhandlung nach Deinhart ihren propädeutischen Zweck dann erfüllt, „wenn sie von einem tüchtigen Primaner mit Nutzen für seine wissenschaftliche Bildung studirt [sic] werden kann.“¹³ Darüber hinaus wurde den Schülern ein schichtspezifisches Identifikationsangebot unterbreitet. Mit der Lektüre partizipierten sie bereits am wissenschaftlichen Diskurs, was einen unerlässlichen Schritt im Sozialisationsprozess des Bildungsbürgertums darstellte.¹⁴ In diesem Sinne konstatierte der Direktor des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums in Berlin, Bernhard Schwalbe,

1881, dass jede Programmabhandlung dazu beitrage, „unsere Schulen zu dem Ziele zu führen, die Jugend zu tüchtigen denkenden Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft heranzubilden.“¹⁵

Schließlich dienten die Abhandlungen der internen Qualitätssicherung sowie dem wissenschaftlichen Austausch zwischen den Gymnasialkollegien und den Universitäten. Die fachwissenschaftliche Gewichtung bezog sich zunächst auf die Weiterqualifikation der Verfasser. So insistiert Schwalbe auf angewandtes gelehrtes Wissen auf aktuellem Stand der Forschung als Voraussetzung für guten Unterricht: „Der Lehrer [...] ist berufen, die Wissenschaft in ihren Resultaten nach den besten Methoden dem jugendlichen Geiste in frischer, lebendiger Darstellung zu übermitteln. Dazu ist ein stetes Fortschreiten in der Wissenschaft notwendig.“ Die Programmabhandlungen leisten demnach „für Schule und Schüler das Ihrige dadurch, daß sie für den Lehrer eine Anregung zur *Bethätigung des wissenschaftlichen Sinnes*, der alle Lehrenden beseelen soll, herbeiführen.“¹⁶

Das aktive wissenschaftliche Engagement des Lehrers wird als unabdingbar für qualitätvolle gymnasiale Lehre erachtet.

An der bis zum Ende des 19. Jahrhunderts insgesamt stark wissenschaftlichen Ausrichtung der Texte, die zu den beiden anderen Zwecksetzungen im Kontrast stand, schieden sich allerdings die Geister. Konrad Duden etwa erklärte die Abhandlungen zur „Makulatur“, da sie mit Eltern und Schülern „solchen Personen in die Hände gegeben werden, die sie notorisch nicht lesen wollen, noch lesen können“, und wollte das Forum des Schulprogramms der Adressierung von Laien vorbehalten sehen: „Es ist zu wünschen, daß die Abhandlungen im besten Sinne populär wissenschaftlich und so abgefaßt seien, daß sie von einem guten Primaner mit Nutzen gelesen werden können.“¹⁷ Er plädierte dafür, dass Gymnasialgelehrte ihre Spezialuntersuchungen ausschließlich in Fachzeitschriften publizieren sollten. Folge der Debatte um Sinn und Zweck der Programmabhandlungen war, dass die Abhandlungen im Deutschen Reich ab 1875 als Separatdruck in einer frühen Form der *Print-on-Demand*-Distribution

angeboten wurden. Schul- und Universitätsbibliotheken sowie private Interessenten konnten nun aus einem Jahreskatalog gezielt bestellen.

Programmabhandlungen bildeten im 19. Jahrhundert einen integralen Bestandteil der fachwissenschaftlichen Diskurse und wurden in den Philologien als selbstverständliches sekundärliterarisches Textkorpus gehandelt. Dies zeigt sich allein schon dadurch, dass Fachzeitschriften in der Regel neben Zeitschriften- und Bücherschauen auch eine „Programmschau“ als eigenständige Rubrik führten. Für die Fachgeschichte der Germanistik haben Forschungen der letzten Jahre gezeigt, dass die Qualität eines großen Teils von Programmabhandlungen aus den Gebieten der deutschen Philologie universitären Publikationen nicht nachstand.¹⁸

3. Die Gießener Schulprogramm- sammlung und eine Gießener Forschungsinitiative

Warum ist diese Textsorte dennoch derart in Vergessenheit geraten? Dies hat insbesondere drei Ursachen: Zum einen führte der fortschreitende Prozess der Ausdifferenzierung von Wissenschafts- und Bildungssystem zu einer immer schwerer zu überbrückenden Kluft zwischen einer zunehmend spezialistischen Forschung und den Anforderungen an die Fachdidaktik. Dieser Ausdifferenzierungsprozess war mit dem Ende des Kaiserreichs weitgehend abgeschlossen. Sodann fand das Programmwesen der Höheren Lehranstalten aufgrund des Papiermangels im Ersten Weltkrieg 1915 ein jähes Ende. Initiativen zur Wiederbelebung des Systems in der Weimarer Republik verliefen im Sand.¹⁹ Hinzu kommt schließlich der beklagenswerte Stand der Archivierung. Bereits zur Zeit des Programmaustauschs konnten sich die Länder nicht auf einheitliche bibliografische Standards einigen. Deshalb wurden die Schulprogramme kaum systematisch archiviert und katalogisiert.²⁰

Vor diesem Hintergrund stellte die Schulprogramm-sammlung der Universitätsbibliothek Gießen lange Zeit einen exzeptionellen Einzel-



Titelblatt zur Abhandlung von Prof. Dr. Paul Primer: Schillers Verhältnis zum klassischen Altertum. Ein Gedenkblatt zu Schillers hundertstem Todestage. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Königlichen Kaiser-Friedrich-Gymnasiums zu Frankfurt a.M., Ostern 1905. (Quelle: Universitätsbibliothek Gießen)

fall dar. Der Gießener Bestand gehört mit ca. 50.000 Exemplaren nicht nur zu den größten Sammlungen in Deutschland. Mit dem von Franz Kössler besorgten mehrbändigen *Verzeichnis von Programm-Abhandlungen deutscher, österreichischer und schweizerischer Schulen der Jahre 1825–1918* lag bereits seit den 1980er Jahren das Ergebnis einer einmaligen Leistung zur vollständigen Katalogisierung eines Gesamtbestands vor.²¹ Der Katalog bildete dann den Kern der in den 1990er Jahren aufgesetzten *Datenbank der Schulprogramme* des Hessischen Bibliotheks-Informati-

onssystems (HeBIS).²² Eine systematisch aufgebaute, vollständig erschlossene und im Prozess der Digitalisierung befindliche Sammlung wie die der Universitätsbibliothek Gießen ist nach wie vor eine Ausnahme.²³ Zwischenzeitlich hat die ULB Düsseldorf ihren Bestand von ca. 40.000 Schulprogrammen vollständig digitalisiert und online zugänglich gemacht; weitere Bibliotheken haben solche Projekte ebenfalls begonnen.

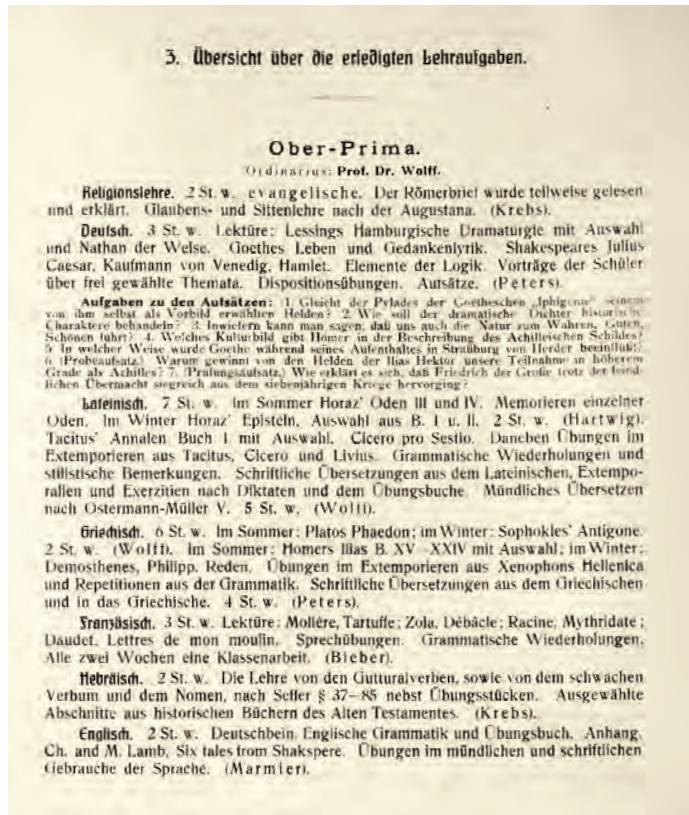
Zwar werden die Schulprogrammschriften bereits seit einiger Zeit wiederentdeckt als eine einzigartige historische Quellengattung und „Spezifikum einer ganzen Epoche“.²⁴ Auch herrscht über den immensen bildungs-, fach- und kulturgeschichtlichen Informationswert der Schulprogramme inzwischen allgemeiner Konsens. Die Auseinandersetzung beschränkt sich bislang allerdings weitgehend auf ver-

streute Einzeluntersuchungen aus unterschiedlichen Disziplinen.²⁵ Ihre Wiederentdeckung hat sich bislang nur in zwei Forschungsinitiativen niedergeschlagen, die Schulprogramme in größerem Umfang auswerten: Ein inzwischen abgeschlossenes, eher quantitativ ausgerichtetes DFG-Projekt zur empirischen Kanonforschung an der Universität Siegen nutzte die Textsorte, um auf breiter Datenbasis die Etablierung des Gymnasiums als „Kanoninstanz“ aus der philologisch-pädagogischen Praxeologie heraus nachzuzeichnen und dabei das systemspezifische „Kanonhandeln“ genauer zu beschreiben.²⁶

In Gießen hat Carsten Gansel bereits seit Anfang der 2000er Jahre – als erster Germanist überhaupt – auf Grundlage der exzeptionell günstigen Bedingungen an der UB Gießen systematisch Schulprogramme ausgewertet. Verschiedene Vorarbeiten²⁷ führten zur Konzeption des Editionsprojekts *Gottfried Ephraim Lessing im kulturellen Gedächtnis* in Zusammenarbeit mit der Arbeitsstelle für Lessing-Rezeption in Kamenz unter der Leitung von Carsten Gansel und Birka Siwczyk. Das Editionsprojekt arbeitet die Wirkungsgeschichte Lessings im „Kulturraum Schule“ unter Prämissen und Fragestellungen der kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung auf. Aus dem nach wie vor laufenden Projekt, an dem auch der Verfasser dieses Beitrags beteiligt ist, sind inzwischen mehrere Bände hervorgegangen, die Programmabhandlungen zu einzelnen Werken Lessings editorisch aufarbeiten und kommentieren: zu *Nathan der Weise* (2008), *Minna von Barnhelm* (2011), *Emilia Galotti* (2015).²⁸

4. Ein erstes internationales und interdisziplinäres Symposium zu Schulprogrammen an der JLU vom 1. bis 3. Februar 2018 auf Schloss Rauischholzhausen

Als jüngste Initiative zur Erforschung der historischen Textsorte Schulprogramm fand unter der Leitung des Verfassers vom 1. bis 3. Februar 2018 auf Schloss Rauischholzhausen, dem Tagungshotel der JLU, ein internationales



Übersicht über die im Schuljahr 1904/05 erledigten Lehraufgaben aus dem Jahresbericht des Königlichen Kaiser-Friedrich-Gymnasiums.

(Quelle: Universitätsbibliothek Gießen)

DFG-Symposion statt unter dem Titel *Schulprogramme Höherer Lehranstalten – Interdisziplinäre Perspektiven auf eine wiederentdeckte bildungs- und kulturwissenschaftliche Quellengattung*, das auch von der Gießener Hochschulgemeinschaft großzügig unterstützt wurde. Die Konzeption des Symposions folgte dem Ziel, erstmalig ein Forum zu bieten, auf dem Kolleginnen und Kollegen aus unterschiedlichen Disziplinen und verschiedenen Ländern in einen vergleichenden Austausch treten konnten über den Informationsgehalt und Quellenwert der historischen Schulprogramme und über Aspekte der transnationalen Vernetzung der europäischen Bildungslandschaft des 19. Jh. durch das Programmwesen. Und so konnte eine ganze Reihe ausge-



Editionsprojekt „Gotthold Ephraim Lessing im Kulturraum Schule“.

wiesener Expertinnen und Experten aus einem großen Fachspektrum für eine Teilnahme gewonnen werden. Vertreten waren die Fachgeschichten des Deutsch-, Englisch-, Geschichts- und Mathematikunterrichts; der Mediävistik; Theologie; Textlinguistik; Archiv- und Bibliothekswissenschaft sowie empirische Kanon- und Gedächtnisforschung. Dazu kamen Beiträge zur Bildungsgeschichte des Baltikums, Dänisch-Schleswigs, des Deutschen Reichs, Österreich-Ungarns und der Schweiz.

Für das Tagungsprogramm ergaben sich vier Schwerpunkte:

1) *Entwicklungsgeschichte und textsortenspezifische Eigenschaften historischer Schulprogramme*: Prof. Dr. Thomas Gloning (Gießen), Prof. Dr. Christina Gansel (Greifswald) und Dr. Friedrich Markewitz (Paderborn) beschrieben Schulprogramme aus textlinguistischer Perspektive. Thomas Gloning analysierte deren konstitutive Strukturmerkmale mit einem be-

sonderen Schwerpunkt auf multimodale Darstellungsformen. Am Beispiel religionsbezogener Programmabhandlungen diskutierte Christina Gansel das Schulprogramm als Textsorte des sich ab dem 18. Jh. modernisierenden Erziehungssystems mit den kommunikativen Funktionen der Grenzziehung, Selbstbeschreibung und Selbstreflexivität. Friedrich Markewitz rekonstruierte die Etymologie des Begriffs „(Schul-)Programm“ und seiner historischen Varianten sowie damit verbundene Funktionszuschreibungen. Dr. Katre Kaju (Tallinn) beschloss den textsortengeschichtlichen Schwerpunkt unter archiwissenschaftlichen Gesichtspunkten mit einer Übersicht über die Frühgeschichte der Textsorte am Beispiel des Bestands zu den deutschen Gymnasien in Tallinn aus dem Estnischen Staatsarchiv.

2) *Schulprogramme als Quellen für die Fachgeschichte sämtlicher schulrelevanter Disziplinen*: Gleich mehrere Beiträge widmeten sich der deutschen Philologie und dem Deutschunterricht. In seiner Keynote Lecture wies Carsten Gansel auf den Ertrag von Schulprogrammen für eine empirisch ausgerichtete, gedächtnistheoretisch argumentierende Kulturwissenschaft hin und verdeutlichte die Relevanz einer empirischen Fundierung kulturwissenschaftlicher Theoriekomplexe für die Fachgeschichte. Diese Befunde wurden von Prof. Dr. Thomas Möbius, der als Dekan des Fachbereichs 05 der JLU die Tagung mit einem Grußwort eröffnet hatte, bestätigt. Auf Grundlage der Auswertung des Bestands an hessischen Schulprogrammsschriften zeichnete Dekan Möbius die Versuche nach, mittelalterliche Literatur nachhaltig im Schulkanon zu verankern. Der Beitrag des Verfassers zur Schiller-Rezeption der Schulphilologie verband einen diskurstheoretischen Ansatz mit Analyseverfahren der Digital Humanities. Auf statistischer Basis zeigte er u.a. thematische Konjunkturen und Netzwerkstrukturen des Schiller-Diskurses im 19. Jh. auf. Ebenfalls auf Ergebnisse quantitativer wie qualitativer Auswertungen stützte sich PD Dr. Hans-Joachim Jakob (Siegen) für seine Untersuchung zur Deklamation als wichtige Texterschließungsmethode im Deutschunterricht und

zur damit verbundenen didaktisch-methodischen Debatte.

Dr. Josiane Weber (Mersch) und Dr. Blaise Extermann (Genf) ergänzten diesen inhaltlichen Block um Aspekte zum Deutschunterricht in Luxemburg bzw. in der Westschweiz. In Luxemburg war der Deutschunterricht geprägt von dem Spannungsverhältnis zwischen den Amtssprachen Französisch und Deutsch und den damit zusammenhängenden kulturellen Kanones. In der französischsprachigen Westschweiz hätte Deutsch zwar als Zweitsprache unterrichtet werden müssen; die von Blaise Extermann recherchierten Lehrpläne und Lektürepensen machen allerdings die enge Orientierung am Fachunterricht der deutschsprachigen Kantone deutlich. Als Anglistin brachte Prof. Dr. Sabine Doff (Bremen) eine doppelte Perspektive ein: Sie rekonstruierte wichtige Entwicklungen in der Fachgeschichte der Fremdsprachendidaktik Englisch und dies mit Blick auf Spezifika des höheren Mädchenschulwesens.

Die sogenannten „Realienfächer“ waren Gegenstand der Vorträge von Dr. Barbara Hanke (Freiburg) und Prof. Dr. Gert Schubring (Rio de Janeiro). Barbara Hanke wies an den Bestandsverzeichnissen von Schulbibliotheken in Schulprogrammen um 1900 nach, dass das den Geschichtsunterricht flankierende Lektüreangebot eindeutig den politisch-ideologischen Leitlinien des Wilhelminismus entsprach und damit einen Parallelkanon zur klassischen Unterrichtslektüre ausbildete. Gert Schubring stellte den Mathematikunterricht an Gymnasien und Realschulen dar und rekonstruierte die Debatte um den Status der Mathematik im neuhumanistisch ausgerichteten höheren Schulwesen.

3) *Schulprogramme als Quelle für die Bildungsgeschichte Mitteleuropas*: Prof. Dr. Gerd Eversberg (Göttingen) rekonstruierte die literarische Sozialisation des Autors Theodor Storm und die enge Verwurzelung des Frühwerks im Schulkanon der deutschen Schulen im dänischen Nordschleswig. Einen Überblick über die Forschung zur jüdischen Schulgeschichte bot Prof. Dr. Michael Wermke (Jena) am Beispiel der jüdischen Höheren Schulen in Frankfurt/M.

Gleich mehrere Beiträge widmeten sich der k.u.k.-Monarchie Österreich-Ungarn bzw. ihren Nachfolgestaaten: Prof. Dr. András Balogh (Klausenburg) diskutierte wichtige Stationen in der Entwicklung des höheren Schulwesens in Siebenbürgen vom 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert; Prof. Dr. Walter Kissling (Wien) widmete sich den Bemühungen Wiener Gymnasien um pädagogische Einflussnahme auf Familien in Kaiserreich, erster Republik und Nationalsozialismus; Dr. Mirek Němec (Aussig) schilderte die Schulpolitik in böhmischen Städten mit deutschsprachigem Bevölkerungsanteil in den Jahren vor und nach der Gründung der Tschechoslowakei als Kampf um Sprache und Identität.

4) *Bibliothekarische Erschließung und Digitalisierung von Schulprogrammen*: Hierzu und zum damit verbundenen Potential für die Forschung äußerten sich Dr. Peter Reuter als leitender Direktor der UB Gießen sowie Prof. Dr. Sabine Reh und Dr. Stefan Cramme für die Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung Berlin. Sie präsentierten auf Digital-Humanities-Anwendungen basierende Zwischenergebnisse aus laufenden Projekten zu hessischen bzw. preußischen Schulprogrammen aus der Zeit vor bzw. nach 1918 und diskutierten Möglichkeiten einer institutionenübergreifenden Digitalisierungsinitiative.

Ausweislich der einhelligen Meinung aller Beteiligten ist mit dem Gießener Symposium als der ersten Veranstaltung dieser Art ein Meilenstein für die Forschung an und mit historischen Schulprogrammen gesetzt worden. Profunde, innovative Beiträge und ausgesprochen anregende Diskussionen stellten den Mehrwert des interdisziplinären Austauschs über den Gegenstand klar heraus. Auf diese Weise konnten u.a. bislang kaum beachtete funktionale Kopplungen zwischen dem formalen Aufbau und den Inhalten von Schulprogrammen erörtert werden. Wenig bekannte Zusammenhänge, Gemeinsamkeiten aber auch deutliche Unterschiede zwischen Schulsystemen, Schulformen und Fachkulturen wurden zur Debatte gestellt. Insofern konnten wichtige Impulse für die weitere

Forschung zur Textsorte Schulprogramm und zum Programmwesen gesetzt werden. Ein wissenschaftlicher Sammelband mit den Beiträgen zur Tagung wird Anfang nächsten Jahres erscheinen. Als ein erstes öffentlichkeitswirksames Tagungsergebnis formulierten die beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler eine „Gießener Erklärung“ zur Verbesserung der Forschungsinfrastruktur für Schulprogramme, die die Gießener Universitätsblätter freundlicherweise im Anschluss abdrucken.

Anmerkungen:

¹ Friedrich Paulsen: Die höheren Schulen Deutschlands und ihr Lehrerstand in ihrem Verhältnis zum Staat und zur geistigen Kultur (1904), in: Ders.: *Gesammelte pädagogische Abhandlungen*, Stuttgart/Berlin 1912, S. 373–405, hier: S. 390.

² Hermann Korte: Innenansichten der Kanoninstanz Schule. Die Konstruktion des deutschen Lektürekansons in Programmschriften des 19. Jahrhunderts, in: *„Die Wahl der Schriftsteller ist richtig zu leiten“ – Kanoninstanz Schule. Eine Quellenauswahl zum deutschen Lektürekanon in Schulprogrammen des 19. Jahrhunderts*, hrsg. von Ders. u.a., Frankfurt a.M. 2005 (= *Siegener Schriften zur Kanonforschung* 1), S. 19–111, hier: S. 25.

³ Friedrich Paulsen: *Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht Bd. 2, 3.*, erw. Aufl., Berlin/Leipzig 1921, S. 392.

⁴ Vgl. Ferdinand Sander: *Lexikon der Pädagogik. Handbuch für Lehrer und Erzieher, enthaltend das Ganze des Unterrichts- und Erziehungswesens in kurzer, alphabetisch geordneter Übersicht, 2.*, durchges. u. verm. Auflage, Breslau 1889, S. 491.

⁵ Vgl. Konrad Gajek: *Das Breslauer Schultheater im 17. und 18. Jahrhundert. Einladungsschriften zu den Scholactus und Szenare zu den Aufführungen förmlicher Comödien an den protestantischen Gymnasien*, Tübingen 1994, S. 3.

⁶ Sander (1889), S. 491.

⁷ Vgl. zum folgenden Hans-Joachim Koppitz: Zur Bedeutung der Schulprogramme heute, in: *Gutenberg-Jahrbuch* 63 (1988), S. 340–358; Lothar Kalok: Schulprogramme. Eine fast vergessene Literaturgattung, in: *Berichte und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek und dem Universitätsarchiv Gießen* 58 (2007), S. 174–199; Markus Kirschbaum: *Litteratura Gymnasii – Schulprogramme deutscher höherer Lehranstalten des 19. Jahrhunderts als Ausweis von Wissenschaftsstandort, Berufsstatus und gesellschaftspolitischer Prävention*, Koblenz 2007; Carsten Gansel: Gotthold Ephraim Lessing und das kulturelle Gedächtnis zwischen 1800 und 1914 – Plädoyer für eine Neusichtung der Quellen, in: *Gotthold Ephraim Lessings „Nathan der Weise“ im Kulturraum Schule (1830–1914)*, hg. von Ders./Birka Siwczyk, Göttingen 2009 (= *Gotthold Ephraim Lessing im kulturellen*

Gedächtnis 1), S. 11–34; Dietmar Haubfleisch/Christian Ritz: Schulprogramme – zu ihrer Geschichte und Bedeutung für die Historiographie des Erziehungs- und Bildungswesens, in: *Bibliothek und Forschung – Die Bedeutung von Sammlungen für die Wissenschaft*, hg. von Irmgard Siebert, Frankfurt a.M. 2011, S. 165–205; Norman Ächtler: Schulprogramme Höherer Lehranstalten – Ein bislang unbeachtetes Quellenkorpus zur Schiller-Rezeption im 19. Jahrhundert, in: *JBFDH* 2016, S. 298–346.

⁸ Manuel Baumbach: Lehrer oder Gelehrte? Der Schulmann in der deutschen Altertumswissenschaft des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, in: *Disciplining Classics – Altertumswissenschaft als Beruf*, hg. von Glenn W. Most, Göttingen 2002, S. 115–141, hier: S. 123.

⁹ Johann H. Deinhardt: Über die zweckmäßige Einrichtung der Schulprogramme, in: *Zeitschrift für das Gymnasialwesen* 20 (1866), S. 641–652, hier: S. 642f.

¹⁰ Circular-Rescript des Königl. Ministeriums der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten an sämtliche Königl. Consistorien, die Gymnasial-Prüfungs-Programme betreffend, abgedruckt in: Johann Ferdinand Neigebaur: *Die preußischen Gymnasien und höheren Bürgerschulen. Eine Zusammenstellung der Verordnungen, welche den höheren Unterricht in diesen Anstalten umfassen*, Berlin u.a. 1835, S. 314–316, hier: S. 314.

¹¹ Korte (2005), S. 31.

¹² Gansel (2009), S. 22.

¹³ Deinhardt (1866), S. 643f.

¹⁴ Vgl. Manfred Fuhrmann: *Latein und Europa. Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland von Karl dem Großen bis Wilhelm II.*, Köln 2001, S. 204; Stefan Kipf: Der Schulmann als vir doctissimus. Preußische Schulprogramme im Spannungsfeld von Wissenschaft und Öffentlichkeit, in: *Zeitschrift für Germanistik* 23 (2013), S. 259–275, hier: S. 263.

¹⁵ [Bernhard] Schwalbe: Die Programmfrage, in: *Central-Organ für die Interessen des Realschulwesens* 9 (1881), S. 117–144, hier: S. 144.

¹⁶ Ebd., S. 137.

¹⁷ Konrad A.F. Duden: Zur Programmen-Frage, in: *Zeitschrift für das Gymnasialwesen* 21 (1867), S. 497–505, hier: S. 498f., 504.

¹⁸ Vgl. Korte (2005); Gansel (2009); bereits Ders.: „Lebensideal der tätigen Energie“ – Gotthold Ephraim Lessing als Kanonautor im „Kulturraum Schule“ zwischen 1800 und 1900, in: *Literaturvermittlung im 19. und 20. Jahrhundert. Vorträge des 1. Siegener Symposions zur literaturdidaktischen Forschung*, hg. von Hermann Korte/Marja Rauch, Frankfurt a.M. 2005, S. 81–95; Ächtler (2017); bereits Ders.: Zwischen Ressentiment und Toleranz – Zur Rezeption von Lessings *Nathan der Weise* im pädagogischen Diskurs um 1900, in: *Bildung durch Dichtung – Literarische Bildung: Bildungsdiskurse literaturvermittelnder Institutionen um 1900 und um 2000*, hg. von Christian Dawidowski, Frankfurt a.M. 2013, S. 143–165; Ders.: Ästhetische Prämissen, methodische Ansätze und weltanschauliche Rahmungen der Dramendidaktik im Deutschen Kaiserreich – dargestellt am Beispiel der „Braut von Messina“ von Friedrich Schiller, in: *Fachgeschichte in der Literaturdidaktik. Historiographische Reflexionen für Theorie und Praxis*, hg. von Christian Dawidowski

dowski/Nadine J. Schmidt, Frankfurt a.M. 2017, S. 209–238.

¹⁹ Vgl. Haubfleisch/Ritzi (2011).

²⁰ Zu den bibliothekarischen Problemen mit Programmbeständen vgl. Katrin Wieckhorst: *Schulschriften und ihre Erschließung in Bibliotheken*, Halle (Saale) 2013, S. 13–16.

²¹ Vgl. Franz Kössler: *Verzeichnis von Programm-Abhandlungen deutscher, österreichischer und schweizerischer Schulen der Jahre 1825–1918*, München u.a. 1987.

²² Online abrufbar unter: <cbsopac.rz.uni-frankfurt.de/LNG=DU&CHARSET=UTF-8/DB=3.9/>.

²³ Vgl. zur Gießener Sammlung ausführlich Kalok (2007).

²⁴ Fuhrmann (2001), S. 201.

²⁵ Vgl. die Forschungsübersicht in Ächtler (2016).

²⁶ Vgl. Korte/Rauch (2005), Korte u.a. (2005).

²⁷ Vgl. u.a. bereits Carsten Gansel: „Das Herz geht uns auf, wenn wir von Lessing hören oder ihn lesen“ – G. E. Lessing im Kulturraum Schule um 1900, in: *Mit Lessing zur Moderne. Soziokulturelle Wirkungen des Aufklärers*

um 1900, hg. von Wolfgang Albrecht/Richard E. Schade, Kamenz 2004, S. 205–222.

²⁸ Die Reihe *Gotthold Ephraim Lessing im kulturellen Gedächtnis* erscheint unter der Herausgabe von Carsten Gansel und Birka Siwczyk bei v+r unipress Göttingen; vgl. dazu auch den Forschungsband *Gotthold Ephraim Lessing im Kulturraum Schule – Aspekte der Wirkungsgeschichte im 19. Jahrhundert*, hg. von Carsten Gansel/Norman Ächtler/Birka Siwczyk, Göttingen 2017 (= *Gotthold Ephraim Lessing im kulturellen Gedächtnis – Materialien zur Rezeptionsgeschichte 4*).

Kontakt:

AR Dr. Norman Ächtler
FB 05 – Institut für Germanistik
Otto-Behaghel-Straße 10B
35394 Gießen
norman.aechtler@germ.jlug.de

Für die Erschließung und Digitalisierung von Schulprogrammschriften

GIESSENER ERKLÄRUNG

1. Schulprogrammschriften und breite Forschungsperspektiven

Die Schulprogramme der Höheren Lehranstalten des 18., 19. und frühen 20. Jahrhunderts werden seit einiger Zeit wiederentdeckt als eine äußerst wertvolle und aufschlussreiche historische Quellengattung. Als Periodika enthalten Schulprogramme einerseits Jahrzehnte abdeckende Datenreihen zum Lehrplan der Schulen und zur Sozialgeschichte von Schüler- und Lehrerschaft. Die ihnen beigegebenen Abhandlungen stehen meist auf hohem wissenschaftlichem Niveau oder haben programmatischen Charakter. Über den daraus resultierenden immensen bildungs- und fachgeschichtlichen Informationswert und die kulturwissenschaftliche Relevanz der Textsorte herrscht inzwischen allgemeiner Konsens. Vom 1. bis 3. Februar 2018 fand im Tagungszentrum Schloss Rauischholzhausen der Justus-Liebig-Universität Gießen unter dem Titel „Schulprogramme Höherer Lehranstalten – Interdisziplinäre Perspektiven auf eine wiederentdeckte bildungs- und kulturwissenschaftliche Quellengattung“ erstmals ein internationales, interdisziplinäres DFG-Symposium zum Thema statt. Die Tagung hat bestätigt, dass Schulprogramme eine ungemein wertvolle Quellengrundlage für ganz unterschiedliche Forschungsperspektiven und methodische Zugriffe aus einer Vielzahl von Disziplinen bilden. Zu nennen sind bspw. die Fachgeschichten der Germanistik und des Deutschunterrichts, der klassischen wie modernen Philologien und des Fremdsprachenunterrichts, der Theologie und Religionslehre, des Geschichtsunterrichts, sowie der Naturwissenschaften und ihrer Didaktik; Bibliotheks- und Bildungswissenschaft; Textlinguistik und Kommunikationswissenschaft; empirische Kanon- und Gedächtnisforschung; darüber hinaus die Bildungsgeschichte und Landeskunde der historischen Staaten und Regionen des deutschsprachigen Raums, Ostmitteleuropas bis auf den Balkan, ins Baltikum und nach Skandinavien. Deutlich wurde ferner die Bedeutung des Programmwesens für die transnationale Vernetzung der europäischen Bildungslandschaft insbesondere des 19. Jahrhunderts.

2. Defizitärer Zugang trotz bestehender digitaler Angebote

Dass Schulprogramme über Jahrzehnte aus dem Blick der Forschung geraten sind, hat seine Ursache im Wesentlichen in der lange Zeit vernachlässigten adäquaten Archivierung, Erfassung und Verfügbarmachung der Bestände. Inzwischen hat sich die Situation deutlich verbessert. Mit der „Datenbank der Schulprogramme“ des Hessischen Bibliotheks-Informationssystems (HeBIS) wurde ein zentrales bibliografisches Rechercheinstrument für Schulprogramme mit Abhandlungen online geschaltet. Außerdem haben eine Reihe von Bibliotheken digitale Sammlungen angelegt, die Schulprogramme verfügbar machen, formal erschließen (in der Regel auch in der nationalen Zeitschriftendatenbank [ZDB]) und einfache Information-Retrieval-Funktionen anbieten (systematisch: BBF Berlin, ULB Düsseldorf, UB Gießen). Diese digitalen Angebote erleichtern und fördern die Forschungsarbeit bereits jetzt erheblich. Von diesen Ausnahmen abgesehen ist aber nach wie vor von defizitären Zugriffsmöglichkeiten auf Schulprogramme zu sprechen. Es liegt dies vor allem daran, dass diese in den digitalen Sammlungen der meisten Bibliotheken, wenn überhaupt, dann keine systematische Aufnahme finden (z.B. BSB München, SLUB Dresden u.a.). Andere Bibliotheken haben nur spezifische Teilbestände digitalisiert (z.B. UB Gießen, UB Frankfurt). Die mit ca. 200.000 bzw. 71.000 Exemplaren größten nationalen Sammlungen an den Universitätsbibliotheken Leipzig und Wien sind noch gar nicht genauer bibliographisch erschlossen. Der Mangel an einem zentralen, Institutionen übergreifenden und forschungsorientierten Informations- und Quellenversorgungssystem stellt die größte Hürde für umfangreichere Forschungen mit und an Schulprogrammen dar.

3. Vordringliche Aufgaben für Archive und Bibliotheken

Aus Sicht der Wissenschaft ergeben sich aus diesem Befund mindestens drei Aufgaben für Archive und Bibliotheken:

- 1. Auf- bzw. Ausbau einer zentralen Datenbank:* Eine vordringliche Aufgabe für deutsche und europäische Bibliotheken mit bedeutenden Schulprogramm-Sammlungen besteht in der systematischen bibliografischen Erfassung ihrer Bestände und der Zusammenführung der Datensätze in einer gemeinsamen Datenbank. Mit der HeBIS-Datenbank existiert bereits ein umfangreiches bibliografisches Hilfsmittel. Die Datenbank sollte jedoch dringend zu einem umfassenden Nachweis- und Recherche-Portal für Schulprogrammschriften aus- bzw. umgebaut werden, das auch Schulprogramme ohne Abhandlung erfasst und Recherchen bzw. Browsing nach Schulorten, Schultypen und einzelnen Schulen unterstützt. Eine solche kooperativ ausgebaute, institutionen- und länderübergreifende Datenbank sollte auch die Verzeichnung quellenbezogener Forschungsliteratur und die Verlinkung verfügbarer Digitalisate enthalten. Eine Initiative zum Aufbau eines solchen Nachweis- und Recherche-Portals wird von den Unterzeichnern nachdrücklich unterstützt.
- 2. Intensivierte und koordinierte Digitalisierung:* Hinzu treten muss eine deutliche Verbesserung der Verfügbarkeit der Schulprogramme durch gezielte Anstrengungen zum Ausbau bestehender bzw. Aufbau neuer digitaler Sammlungen. Um Ressourcen zu bündeln und Synergiepotential zu nutzen, wäre eine koordinierte Vorgehensweise der Bibliotheken wünschenswert, z.B. durch den Aufbau weiterer länder- bzw. regionenspezifischer Sammlungen (wie z.B. BBF Berlin, StB Lübeck, UB Gießen). Der möglichst vollständige Nachweis durch das in Punkt 1 beschriebene Portal (und die ZDB) hilft dabei, Doppeldigitalisierungen möglichst zu vermeiden.
- 3. Aufbau eines zentralen Forschungsportals:* Perspektivisch sollte auf Basis der zentralen Datenbank und der kontinuierlich digitalisierten Bestände ein Forschungsportal für Schulprogrammschriften aufgesetzt werden, das die OCR-Volltexte über interoperable Schnittstellen in eine virtuelle Forschungsumgebung einbindet und damit zugänglich macht für innovative Annotations- und Analyseverfahren und -anwendungen der *Digital Humanities* (z.B. Georeferenzierung, Information Retrieval, Statistik, Text Mining, Visualisierung usw.).

Zur Förderung weiterer und vertiefter Forschungen an bzw. mit Schulprogrammen verweisen die am Gießener DFG-Symposium beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nachdrücklich auf die Notwendigkeit einer leistungsfähigen, am Bedarf der Forschung orientierten und den aktuellen technischen Standards entsprechenden Informations- und Versorgungsstruktur.

Die Beteiligten:

Prof. Dr. András F. Balogh (Klausenburg)

Prof. Dr. Anne Bohnenkamp (Frankfurt/M.)

Prof. Dr. Sabine Doff (Bremen)

Prof. Dr. Carsten Gansel (Gießen)

Prof. Dr. Thomas Gloning (Gießen)

Prof. Dr. Walter Kissling (Wien)

Prof. Dr. Sabine Reh (Berlin)

Prof. Dr. Michael Wermke (Jena)

Dr. Norman Ächtler (Gießen)

Dr. Blaise Extermann (Genf)

Dr. Katre Kaju (Tallinn)

Dr. Mirek Němec (Aussig)

Dr. Peter Reuter (Gießen)

Dr. Josiane Weber (Mersch)

Prof. Dr. Manuel Baumbach (Bochum)

Prof. Dr. Lucien Criblez (Zürich)

Prof. Dr. Gerd Eversberg (Göttingen)

Prof. Dr. Christina Gansel (Greifswald)

Prof. Dr. Stefan Kipf (Berlin)

Prof. Dr. Thomas Möbius (Gießen)

Prof. Dr. Gert Schubring (Rio de Janeiro)

PD Dr. Hans-Joachim Jakob (Siegen)

Dr. Stefan Cramme (Berlin)

Dr. Barbara Hanke (Freiburg)

Dr. Friedrich Markewitz (Paderborn)

Dr. Svyatoslav Pacholkiv (Lemberg)

Dr. Robert Schweitzer (Lübeck/Helsinki)

Gießen/Rauschholzhausen, den 3. Februar 2018



Verzaubernd. Romantisch. Mittelhessen.

Weil Schönheit in unserer Natur liegt:
Für die Menschen in Mittelhessen.

Entdecken Sie uns: vrm.de

VRM
Wir bewegen.

Hermann A. Wegner

Energiespeicherung von Sonnenlicht – molekulare Solarthermiespeicher

Die effiziente Speicherung von Energie ist eine der wichtigsten Herausforderungen der heutigen Gesellschaft. Bei Speicherung von Energie denken wir meistens an elektrische Energie und damit an Batterien. Neben mobilen Anwendungen, wie in Handys oder auch für Elektroautos, ist die Entwicklung von stationären Energiespeichern von großen Energiemengen jedoch ebenfalls wichtig, wie z.B. aus erneuerbaren Energiequellen wie Windkraft oder Photovoltaik. Nicht bei jeder Energiegewinnung wird jedoch elektrische Energie erzeugt. Oft wird auch direkt Wärme produziert, die ebenfalls eine Speicherung benötigt. Hierzu zählen z.B. Geothermie oder auch die weit verbreiteten thermischen Solaranlagen, die auf vielen Dächern von privaten Haushalten zu finden sind. Letzteres funktioniert, indem Sonnenlicht genutzt wird, um einen Wärmeträger zu erwärmen, der dann in Speichertanks aufbewahrt wird, um über einen Wärmetauscher die Energie z.B. zum Heizen oder zum Erwärmen von Wasser zu verwenden. Das Speichern erfolgt nach dem physikalischen Prinzip, analog einer Thermoskanne: Der Wärmeträger wird in einem Speicher mit möglichst guter Isolierung aufbewahrt, sodass der Wärmeverlust über die Zeit zwar nicht verhindert, aber möglichst stark verlang-

samt werden kann. Idealerweise könnte die Energie jedoch so gespeichert werden, dass der Wärmeträger die Sonnenenergie so aufnimmt, dass sie nicht als reine Wärme, sondern in chemischer Energie gespeichert wird, sodass keine physische Erwärmung erfolgt. Damit wäre keine Isolierung mehr nötig und der Energieverlust könnte stark minimiert werden.

Dafür eignen sich chemische Speichersysteme.^{1,2} Diese funktionieren nach dem Prinzip, dass ein Stoff unter Energiezufuhr in einen anderen Stoff überführt wird, der einen höheren Energiegehalt hat. Dieser Speichersstoff kann dann durch einen externen Trigger wieder in den Grundzustand überführt werden unter Freisetzung der gespeicherten Wärmemenge. Prinzipiell lassen sich dabei verschiedene Ansätze unterscheiden. Eine Möglichkeit ist, dass eine chemische Verbindung unter Zuführung von Energie, in dem hier beschriebenen Fall von Licht, in zwei Verbindungen gespalten wird. Werden diese beiden Stoffe wieder zur Reaktion gebracht, kann die Bildungsenergie des Ausgangsstoffes wieder freigesetzt werden. Wichtig ist, dass für diese Rückreaktion eine Energiebarriere vorhanden ist, die eine spontane Rückreaktion verhindert.

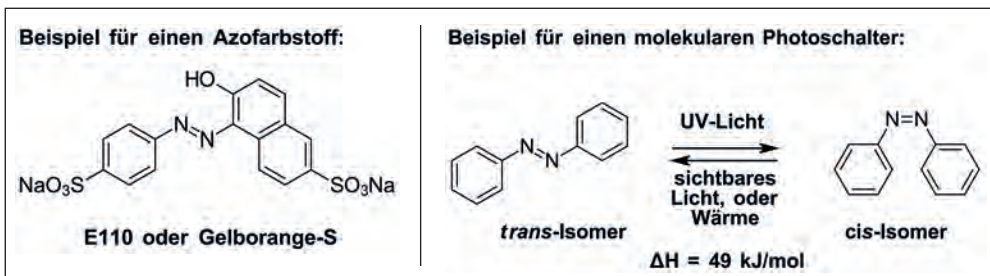


Abb. 1: Azobenzolfarbstoff E110 (links). Azobenzol als molekularer Photoschalter (rechts).

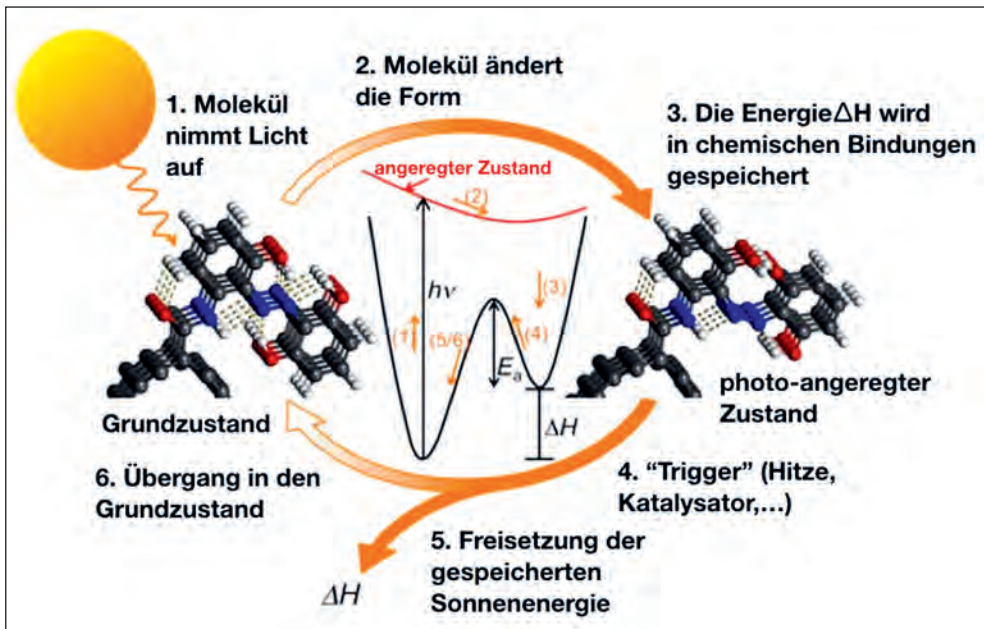


Abb. 2: Prinzip der Speicherung von Licht in Molekülen (adaptiert von⁴).

Eine weitere Möglichkeit ist, ein und dieselbe Verbindung von einem Zustand niedriger Energie in einen Zustand höherer Energie zu überführen. Hier ist es ebenfalls essentiell, dass eine gewisse Energiebarriere zwischen den beiden Zuständen vorhanden ist, sodass die spontane Rückreaktion im Idealfall nicht auftritt. Das Prinzip soll am Beispiel des Azobenzols verdeutlicht werden. Azobenzole sind seit Jahrzehnten bekannt als Farbstoffe (Abb. 1, links). Erst kürzlich wurden die letzten Azofarbstoffe in der EU verboten. Unlösliche Varianten werden jedoch immer noch als Pigmente in Druckfarben, Kunststoffen, Lacken, Toner und Lebensmittelverpackungen eingesetzt. Schon in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts wurde gefunden, dass Azobenzol unter Einwirkung von Licht von dem stabileren *trans*-Isomer in das weniger stabile *cis*-Isomer überführt werden kann (Abb. 1, rechts). Diese Eigenschaft eines Moleküls zwischen zwei Zuständen hin und her zuschalten wird auch als molekularer Schalter bezeichnet, die auch als Grundlage für molekulare Maschinen dient. Die Bedeutung von moleku-

laren Maschinen ist auch darin ersichtlich, dass im Jahr 2016 Ben Feringa, Jean-Pierre Sauvage und Fraser Stoddart mit dem Nobelpreis für Chemie für „das Design und die Synthese von molekularen Maschinen“ ausgezeichnet wurden.

Diese Fähigkeit einer chemischen Verbindung, durch Licht von einem Zustand geringerer Energie in einen Zustand höherer Energie überführt zu werden, kann nun ausgenutzt werden, um die eingestrahlte Lichtenergie zu speichern und dann zu einem späteren Zeitpunkt in Form von Wärme wieder freizusetzen. Solche Systeme werden als molekulare Solarthermiespeicher (englisch: Molecular Solar Thermal Storage – MOST) bezeichnet.³ Das Grundprinzip ist illustriert in Abbildung 2: Das Molekül nimmt zuerst Sonnenlicht auf (Schritt 1). Durch die Energiezufuhr wird das Molekül in einen angeregten Zustand überführt und ändert seine Geometrie (Schritt 2). Die Energie wird nun in den chemischen Bindungen gespeichert ohne dass das Molekül warm wird (Schritt 3). Die gespeicherte Energie kann dann durch einen „Trigger“, wie z.B. Hitze

oder einen Katalysator wieder freigesetzt werden, indem es wieder die Grundzustandsgeometrie annimmt (Schritt 4 + 5). Danach liegt das Molekül wieder im ursprünglichen Ausgangszustand vor und kann wieder in den Speicherzyklus eintreten (Schritt 6). Für das Azobenzol funktioniert das so, dass das *trans*-Azobenzol durch Lichteinstrahlung in das energiereichere *cis*-Azobenzol überführt wird. Eine genügend hohe Energiebarriere verhindert die spontane thermische Rückreaktion.

Was macht nun ein gutes MOST-System aus? Idealerweise ist der Energieunterschied ΔH zwischen den beiden Zuständen möglichst groß, da dies der gespeicherten Energie entspricht. Ebenfalls sollte die Barriere für eine thermische Rückreaktion E_a möglichst hoch sein, um eine spontane Rückreaktion und damit einen Energieverlust über die Speicherzeit zu verhindern. Des Weiteren sollte das Speichermolekül im Grundzustand einen möglichst großen Spektralbereich des Sonnenlichts für die Zustandsänderung absorbieren. Gleichzeitig soll das Molekül im Speicherzustand möglichst transparent für Sonnenlicht sein, um eine photochemische Rückreaktion zu verhindern. Um die Speicher möglichst klein und kompakt zu halten (am Ende ist die Speicherenergie/Masse oder Volumen ausschlaggebend), sollte das Molekül möglichst klein sein. Diese Faktoren zu optimieren, ist die Aufgabe, um ein effizientes und gegenüber anderen Speichermethoden konkurrenzfähiges System zu erhalten.

Die Möglichkeit, Energie in dieser Art zu speichern, geht zurück auf Weigert, der schon im Jahr 1909 das Potential erkannt hat, Lichtenergie in chemische Bindungsenergie umzuwandeln.⁵ Er hat damals die photochemische Dimerisierung von Anthracen untersucht (Abb. 3). Die Effizienz dieses Systems war jedoch noch optimierungsbedürftig. Die Quantenausbeute für das Grundsystem liegt bei nur 0.3 in hoch konzentrierten Lösungen und die Speicherenergie beträgt ebenfalls nur $\Delta H = 65 \text{ kJ/mol}$.

Seitdem wurden mehrere molekulare Systeme vorgestellt, die Potential als MOST-System ha-

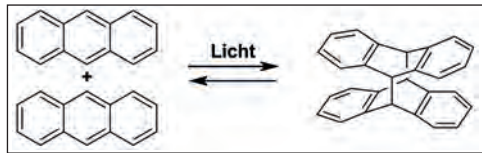


Abb. 3: Erstes MOST-System, publiziert von Weigert im Jahr 1909.

ben.³ Das Norbornadien-Quadricyclan ist sicher eins der vielversprechendsten. Daneben werden Azobenzole als Grundstruktur erforscht. Andere molekulare Strukturen, die auf einer *trans-cis*-Isomerisierung sind Stilbene oder auch Indigoderivate (Abb. 4). Es wurden auch intramolekulare Umlagerungen von organometallischen Verbindungen für MOST-Anwendungen untersucht, wie die Fulvalenedirutheniumverbindung.

Das momentan beste System für eine MOST-Anwendung kommt aus der Arbeitsgruppe um Kaspar Moth-Poulsen von der Chalmers Universität aus Göteborg, Schweden. Die Gruppe hat, basierend auf dem Norbornadien-Quadricyclan-System durch das Einfügen verschiedener Substituenten erreicht, dass das Absorptionsspektrum des Norbornadiens weit in den sicht-

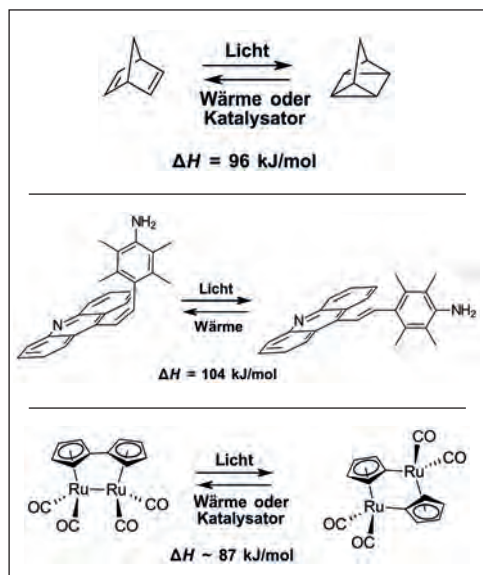


Abb. 4: Beispiele von Molekülen untersucht für MOST-Anwendungen. Das Norbornadien-Quadricyclan (oben); ein Stilben-basiertes System (Mitte) und Rutheniumfulvalen (unten).

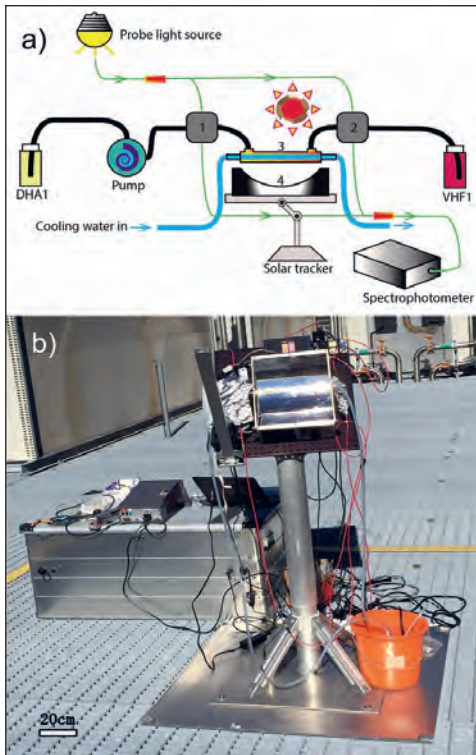


Abb. 5: MOST-Prototyp, entwickelt von Kaspar Moth-Poulsen (Copyright by Wiley⁹).

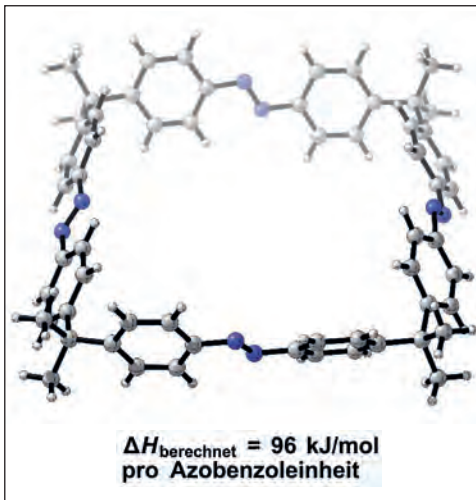


Abb. 6: Einbau von Azobenzolen in Macrocyclen, um die Energiedifferenz zwischen *trans*- und *cis*-Azobenzol zu erhöhen.

baren Bereich des Lichts verschoben werden konnte.⁶ Durch eine geeignete Konstruktion, die sie auf dem Dach ihres Labors installiert haben, konnte die Funktion der Verbindung schon in einem Prototyp getestet werden (Abb. 5). Der beste Versuchsaufbau konnte 1.1 % des einfallenden Sonnenlichts speichern und 79 % dieser gespeicherten Energie konnten für das Erwärmen von Wasser genutzt werden.⁷ Damit konnte ein Temperaturgradient von 63 °C erreicht werden.⁸

In unserem Labor untersuchen wir Azobenzole als Grundstruktur für MOST-Anwendungen. Ziel der Forschung ist es zunächst einmal, die Energiedifferenz zwischen der *trans*- und der *cis*-Form zu maximieren. Dies kann dadurch erreicht werden, dass z.B. die Energie des *cis*-Isomers erhöht wird. Ein Konzept, um dies zu erreichen, ist, Azobenzole in cyclische Moleküle einzubauen,¹⁰ was durch Computerrechnungen unterstützt wird (Abb. 6).¹¹ Wenn nun das Azobenzol von der *trans*-Form durch Licht in die *cis*-Form überführt wird, entsteht, dadurch dass die Azobenzole im Ring fixiert werden, Spannung, die zu einer Erhöhung der Energie des *cis*-Isomers führt. Ein weiterer Aspekt ist, die Absorption des *trans*-Isomers weiter in den langwelligeren Bereich des Lichts zu verschieben, um eine größere Überlappung mit dem Spektrum des Sonnenlichts zu erreichen. Dies kann durch Modifikation des Azobenzols durch Substituenten erreicht werden.

Auch wenn es noch ein weiter Weg ist, zeigen die Entwicklungen in den letzten Jahren, dass große Effizienzsteigerungen der Moleküle für MOST-Anwendungen möglich sind und auch schon erreicht wurden. MOST-Systeme sind sicher keine Wunderwaffe für die Energiespeicherung, aber können eine effiziente Alternative sein.

Literatur:

¹ Ding, Y. & Riffat, S. B. Thermochemical energy storage technologies for building applications: a state-of-the-art review. *Int. J. Low-Carbon Tech.* **8**, 106–116 (2015).

² Sarbu, I. & Sebarchievici, C. A Comprehensive Review of Thermal Energy Storage. *Sustainability* **10**, 191 (2018).

³ Moth-Poulsen, K. et al. Molecular solar thermal (MOST) energy storage and release system. *Energy Environ. Sci.* **5**, 8534 (2012).

⁴ Kolpak, A. M. & Grossman, J. C. Azobenzene-Functionalized Carbon Nanotubes As High-Energy Density Solar Thermal Fuels. *Nano Lett* **11**, 3156–3162 (2011).

⁵ (a) Weigert, R., Eder's Jahrb., 111 (1909); (b) Jones, G., Chiang, S. H. & Xuan, P. T. Energy-Storage in Organic Photoisomers. *Journal of Photochemistry* **10**, 1–18 (1979).

⁶ Jevric, M. *et al.* Norbornadiene-Based Photoswitches with Exceptional Combination of Solar Spectrum Match and Long-Term Energy Storage. *Chem. Eur. J.* **24**, 12767–12772 (2018).

⁷ Dreos, A. *et al.* Exploring the potential of a hybrid device combining solar water heating and molecular solar thermal energy storage. *Energy Environ. Sci.* **10**, 728–734 (2017).

⁸ Wang, Z. *et al.* Macroscopic heat release in a molecular solar thermal energy storage system. *Energy Environ. Sci.* **12**, 187–193 (2019).

⁹ Wang, Z. *et al.* Evaluating Dihydroazulene/Vinylheptafulvene Photoswitches for Solar Energy Storage Applications. *ChemSusChem* **10**, 3049–3055 (2017).

¹⁰ Reuter, R. & Wegner, H. A. Oligoazobenzophanes – synthesis, photochemistry and properties. *Chem. Commun.* **47**, 12267–12276 (2011).

¹¹ Durgun, E. & Grossman, J. C. Photoswitchable Molecular Rings for Solar-Thermal Energy Storage. *J. Phys. Chem. Lett.* **4**, 854–860 (2013).

Kontakt:

Hermann A. Wegner

Institut für Organische Chemie

Justus-Liebig-Universität

Heinrich-Buff-Ring 17

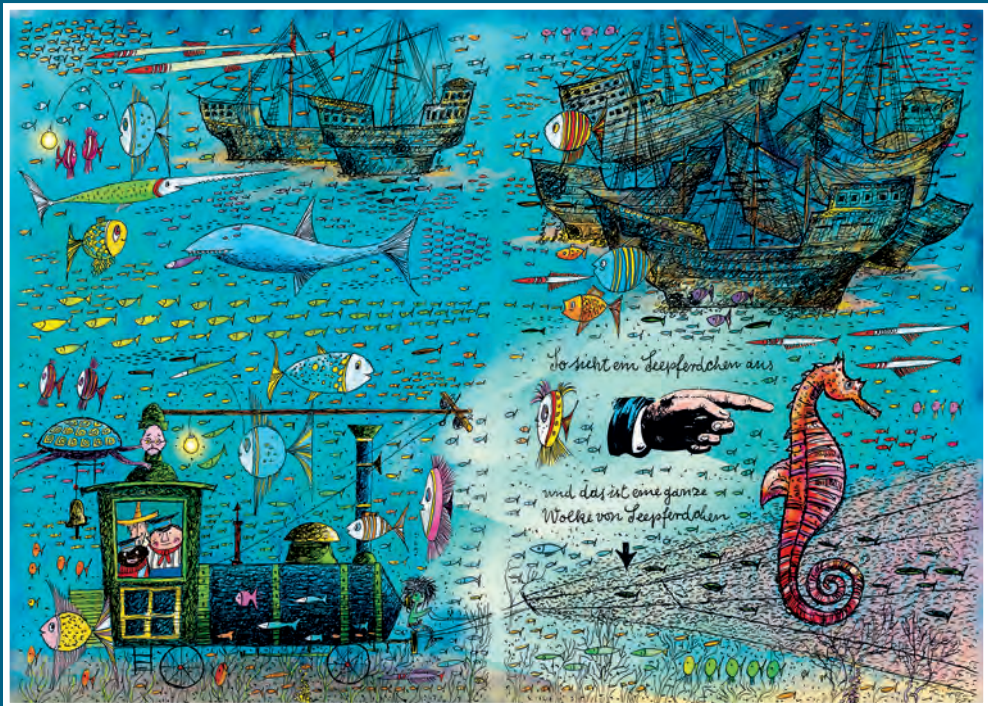
D-35392 Gießen

Telefon: +49 641 99-3433

Telefax: +49 641 99-34349

Hermann.a.wegner@org.chemie.uni-giessen.de

VI. Berichte aus geförderten Projekten



Marko Karo

Willkommensveranstaltung für Neuberufene an der Justus-Liebig-Universität am 8. Februar 2018

Seit dem Jahr 2012 lädt das Präsidium jährlich zur Willkommensveranstaltung für neuberufene Professorinnen und Professoren ein. Im Mittelpunkt des Veranstaltungsabends stehen, neben dem Austausch der Neuberufenen untereinander sowie mit dem Präsidium und den Dekaninnen und Dekanen, Informationen zu den verschiedenen universitätseigenen Einrichtungen und Unterstützungsmöglichkeiten seitens der JLU-Servicestellen. Seit 2015 wird die Veranstaltung von der Gießener Hochschulgesellschaft unterstützt.

An der Willkommensveranstaltung am 8. Februar 2018 nahmen 9 Neuberufene teil. Sie wurden zunächst vom Präsidenten der JLU empfangen. Im Anschluss erhielten die Professorinnen und Professoren von den Präsidiumsmitgliedern

zahlreiche Informationen zur JLU, beispielsweise zur Forschungsförderung, zur wissenschaftlichen Infrastruktur, zur baulichen Entwicklung, zum Wissens- und Technologietransfer, zur Qualitätsverbesserung in der Lehre und zur Personalentwicklungs- und Internationalisierungsstrategie, wobei zu den einzelnen Themenfeldern die jeweiligen Angebote und Ansprechpartner vorgestellt wurden. Anschließend stand ein gemeinsames Abendessen, an dem auch die Dekaninnen und Dekane teilnahmen, auf dem Programm. Dies eröffnete die Möglichkeit für informelle Gespräche und das Knüpfen von Kontakten. Das gemeinsame Abendessen konnte unter anderem dank der Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft angeboten werden. Das Präsidium bedankt sich hierfür herzlich.



Die Neuberufenen, das JLU-Präsidium und der GHG-Vorstand am Tag der Willkommensveranstaltung.

(Foto: JLU-Pressestelle/Katrina Friese)

Rechtsanwalt
Sven Köppe



- Arbeitsrecht
- Verkehrsrecht
- Mietrecht

Greizer Straße 1 • D-35396 Gießen • Tel 06 41-95 26 00 • Fax 06 41-95 26 020
E-Mail ra@svenkoeppe.de • www.kanzlei-mohr.de

Gerson Reuter

Frankfurt-Gießener Philosophisches Buchsymposium am 19. und 20. April 2018

Vom 19. bis zum 20. April 2018 fand an der Justus-Liebig-Universität zum ersten Mal das *Frankfurt-Gießener Philosophische Buchsymposium* statt, das als Kooperation des Gießener Instituts für Philosophie und des Philosophischen Instituts der Goethe-Universität an die langjährige Tradition des *Frankfurter Philosophischen Buchsymposiums* anschließt. In diesem Jahr widmete sich die Veranstaltung dem 2016 erschienenen Buch *Identität von Personen. Eine Strukturanalyse des biographischen Selbstverständnisses* der Dortmunder Philosophin Katja Crone. Den Auftakt der Veranstaltung bildete ein öffentlicher Abendvortrag, in dem Frau Crone im

voll besetzten Senatsaal der Universität einige Grundthesen ihres Buches vorstellte und diese im Anschluss mit dem Publikum diskutierte. Im Zentrum stand dabei die Frage, inwiefern das biographische Selbstverständnis von Personen neben bestimmten Narrativen über die eigene Person und deren Entwicklung auch eine basale Form transtemporalen Selbstgewahrseins voraussetzt.

Der darauffolgende Tag stand dann ganz im Zeichen der kritisch-konstruktiven Auseinandersetzung mit den reichhaltigen und ein breites Spektrum an philosophischen Fragen eröffnenden Überlegungen, die Frau Crone in



Die Autorin Prof. Dr. Katja Crone (Dritte von links) in der Diskussion mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Buchsymposiums. (Foto: Anna Mense)

ihrem Buch vorgelegt hat. In zwei intensiven Sitzungen am Vor- und Nachmittag des Tages kommentierten dabei jeweils drei Angehörige der philosophischen Institute in Gießen und Frankfurt sowie zwei eigens zum Symposium eingeladene Philosophen, Tim Henning (Stuttgart) und Christian Kietzmann (Erlangen), die aus ihrer Sicht diskussionswürdigsten Gedanken des Buches. Durch diese Kommentare gelang es, verschiedenste Aspekte detailliert herauszugreifen und in den sich jeweils anschließenden Diskussionen mit Frau Crone und den insgesamt etwa fünfundzwanzig TeilnehmerInnen des Workshops einen klaren Fokus zu setzen. Das Zusammentreffen von philosophi-

schen ForscherInnen mit unterschiedlichen fachlichen Ausrichtungen erwies sich zudem als fruchtbare Möglichkeit, Frau Crones Arbeit aus verschiedensten Perspektiven heraus zu beleuchten.

Abgerundet wurden die fachlichen Diskussionen durch gemeinsame Abend- und Mittagessen, die den TeilnehmerInnen die Möglichkeit boten, in entspannter Atmosphäre auch über Themen, die den Rahmen des Buchsymposiums überstiegen, ins Gespräch zu kommen.

Kontakt:

Gerson.Reuter@phil.uni-giessen.de

Li Lorian und Marc Villanueva Mir

Correspondence #1 on the importance of time and place, the territory

Eine Performance von und mit Li Lorian und Marc Villanueva Mir vom 3. bis zum 6. Mai 2018

Correspondence #1 on the importance of time and place, the territory ist eine Lecture-Performance, die aus der Zusammenarbeit von Li Lorian (Jerusalem) und Marc Villanueva Mir (Barcelona) entsteht. Beide KünstlerInnen haben sich erst im Oktober 2017 am Institut für Angewandte Theaterwissenschaft an der JLU kennengelernt und dazu entschlossen, zusammen zu arbeiten. *Correspondence #1* ist ein Projekt über die Nähe und Konflikte, die beide mit ihren Heimatstädten haben und darüber hinaus über die Distanz zwischen ihnen und die die Stadt Gießen als Treffpunkt der beiden in diesen Kontext einfügt. Dieses räumliche Dreieck wird durch eine Korrespondenz von Texten, Videobriefen und Nachrichten untersucht. Diese beschäftigt sich mit Einzelheiten der genannten Orte und ihren Verknüpfungspunkten. Die Performance sammelt Fragmente der von Li Lorian und Marc Villanueva Mir durchgeführten Korrespondenz und bringt einen Dialog zwischen zwei Beamern auf die Bühne, die den Inhalt ihrer Laptops wiedergeben. Durch die Beschäftigung mit digitalen Collagen, Youtube-Videos, Videobriefen, Bildern und Texten setzten sie sich mit „der bedeutendsten politischen Frage überhaupt, beziehungsweise wie wir zusammen wohnen werden“ (Doreen Massey) auseinander.

Dieses Projekt wurde für das 9. Festival der jungen Talente ausgewählt, eines der wichtigsten Festivals für junge TheatermacherInnen in Hessen. Es fand vom 3. bis zum 6. Mai 2018 im Frankfurter Kunstverein statt. Die Verwirklichung des Projekts wurde durch die wohlmeinende Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft und des Instituts für Angewandte Theaterwissenschaft an der JLU ermöglicht. Das Festival bildet eine Kooperation zwischen verschiedenen Universitäten und

„Die aus der persönlichen Nähe und zugleich geografischen Distanz geführte Korrespondenz öffnet Fenster auf reale wie imaginative Landschaften und Architekturen, auf die komplexen Verflechtungen zwischen Ländern und Kontinenten, ihren Selbstbildern und wechselseitigen Fremdeinschätzungen. Dabei zeigen sich deren politische und kulturelle Kontexte von Machtstrukturen ebenso geprägt wie von den Potenzialen einer Transformation, die durch die Menschen selbst, die in ihnen leben, angestoßen wird.“

Ellen Wagner

Kunsthochschulen wie HfG Offenbach, HfMDK Frankfurt, Hessische Theaterakademie, Institut für Angewandte Theaterwissenschaft an der JLU Gießen, Städelschule Frankfurt, Kunsthochschule Mainz und den Studiengängen Dramaturgie und Curatorial Studies an der Goethe-Universität Frankfurt. In diesem Rahmen hat die Performance eine ganz enge Verbindung mit anderen Studierenden und LehrerInnen aus den verschiedenen Institutionen geschaffen, insbesondere zur Goethe-Universität durch die Kollaboration mit der Dramaturgie-Studentin Ia Tanskanen, die als Dramaturgin des Projekts mitgewirkt hat. Innerhalb des Instituts für Angewandte Theaterwissenschaft wurden mehrere Arbeitsstände des Projekts vor anderen Studierenden durch offene Proben präsentiert, welche anschließend in Seminaren und Kritikgesprächen diskutiert wurden.

Als Teil eines großen Festivals in einem zentralen Ort wie Frankfurt weckte das Projekt eine große Aufmerksamkeit, auch von Kurato-



Durch Videoaufnahmen aus ihren Zufahrten collagieren Li Lorian und Marc Villanueva Mir vorübergehende Landschaften aus Jerusalem und Gießen.
(© Foto: Annika Weertz)

innen, die entweder zur Performance kamen oder um eine Videodokumentation davon. Unter den Interessierten waren der Mousonturm, Studio Naxos, das Jüdische Museum Frankfurt oder die Schaubude Berlin zu finden. Die Arbeit und die daraus geschaffene Öffentlichkeit rückten die JLU in unseren Heimatländern (Spanien und Israel) ins öffentliche Bewusstsein.

In all unseren veröffentlichten Medien inklusive Social Media und Mailing Lists sowie auf

„Zwischen Utopie und Dystopie schwankt die Lecture-Performance von Li Lorian und Marc Villanueva Mir vom Gießener Institut für Angewandte Theaterwissenschaft. Die aus Jerusalem und Barcelona stammenden Künstler werden vor allem über die politischen Verwicklungen ihrer Heimatstädte sprechen und nach möglichen Verbindungslinien suchen.“

Eugen El, „Zwischen Utopie und Dystopie“, Schirn Mag, 3. 5. 2018

unseren persönlichen Webseiten wurde auf die Unterstützung durch die Gießener Hochschulgesellschaft angemessen hingewiesen.

Die Vorstellungen von *Correspondence #1 on the importance of time and place, the territory* am Festival der jungen Talente waren ein erster Schritt eines Projekts, das wir gerne in neuen Zusammenhängen sowohl in Deutschland als auch im Ausland weiterentwickeln möchten. Das geschaffene Interesse von den ersten Aufführungen ist ein zentrales Element, um nach neuen Bündnissen, Unterstützungen und Ausstellungsräumen zu suchen.

Wir sind daran interessiert, mit unserer künstlerischen Zusammenarbeit weiterzumachen, sie zu erweitern und im weiteren Verlauf neue Projekte zu konzipieren. Derzeit haben wir vor, im nächsten Semester ein Projekt zu entwickeln, das sich mit Geschichte und Gedächtnis durch den Begriff des Archivs beschäftigt.

Kontakt:

www.lilorian.com

www.marcvillanuevamir.com



Annika Jakobs

Sachbericht Theatermaschine vom 30. Mai bis 3. Juni 2018

Die Theatermaschine 2018 fand vom 30. Mai bis zum 3. Juni statt. In diesem Jahr wurden bei der Werkschau der Angewandten Theaterwissenschaft über 30 verschiedene künstlerische Arbeiten von Studierenden des Instituts gezeigt. Das Programm zeichnete sich durch Projekte verschiedenster Formen aus. So wurden Bühnenperformances, Lesungen und Konzerte geboten; eine Ausstellung mit verschiedenen Installationen und Fotoarbeiten wurde realisiert; Interventionen fanden an verschiedenen Orten Gießens und in der Region statt.

Aufgrund der schwierigen räumlichen Situation, in der sich das Institut für Angewandte Theaterwissenschaft im Moment befindet, wurden gemäß dem Motto „Baustelle“ viele Orte der Stadt bespielt. So wurden neben den Probebühnen und Ateliers des Instituts auch die Alte Kupferschmiede, die Galerie 23, das KiZ und die TaT-Studiobühne in Spielstätten der Festivals verwandelt. Außerdem fanden mehrere Projekte statt, die sich durch den Stadtraum und teilweise durch Zugreisen über die Grenzen Gießens hinausbewegten. Nicht zuletzt fanden auch Veranstaltungen im diesjährigen Festivalzentrum in der Skate Lounge statt.

Das Festivalzentrum lud während der Veranstaltungsdauer zum entspannten Austausch über das Gesehene ein. Bei Kritikgesprächen und Diskussionsrunden wurde über die verschiedenen Arbeiten und das Festival an sich reflektiert, was zum spannenden Austausch zwischen den Besucher*innen der Theatermaschine führte.

Es kamen viele Gespräche zwischen Studierenden des Instituts und anderer Fachschaften zustande. Außerdem begrüßte das Festival zahlreiche Bewohner*innen Gießens und Gruppen von Kunsthochschulen aus Deutschland, Dänemark und den Niederlanden. Das Organisationsteam freute sich darüber, dass die Veranstaltungen mit teilweise bis zu 200 Personen pro Tag stets gut besucht waren. Auch insgesamt war das Team mit dem Ablauf der Theatermaschine sehr zufrieden.

Das bei der Theatermaschine 2017 begonnene Vorhaben, die Theatermaschine barriereärmer zu gestalten, konnte in diesem Jahr fortgesetzt werden.

Kontakt:

theatermaschine2018@gmail.com

UNSER STROM AUS UNSERER REGION. WIR HABEN GIESENER GRÜNSTROM.



Gießener Grünstrom – unsere Privatkunden müssen sich um nichts kümmern. Sie haben ihn schon.

Beim Einkaufen achten wir besonders auf regionale Produkte. Das Gleiche machen wir beim Strom. Unser Gießener Grünstrom kommt zu fast 40% aus unserer Region. Die SWG kümmern sich darum – wir müssen nichts dafür tun. Das finden wir richtig klasse! Danke, SWG – für ein Stück Heimat aus der Steckdose.

www.giessener-gruenstrom.de



MIT ENERGIE. FÜR DIE REGION.

Stadtwerke Gießen
SWG

Marko Karo

Öffentlicher Festakt zur Übergabe der Urkunde zur Aufnahme der „Constitutio Antoniniana“ in das UNESCO-Weltdokumentenerbe am 13. Juni 2018

Die Freude in der Universitätsstadt Gießen war groß, als die UNESCO Ende Oktober 2017 – auf Empfehlung eines internationalen Expertenkomitees – bekanntgab, dass der „Papyrus Gissensis 40“ in das Register des Weltdokumentenerbes aufgenommen wird. Der Papyrus enthält die sogenannte „Constitutio Antoniniana“, eine Verordnung des Kaisers Caracalla aus dem Jahr 212/213, mit der allen freien Einwohnern des Römischen Reiches das römische Bürgerrecht verliehen wurde. Mit der Aufnahme in das UNESCO-Weltdokumentenerbe wird hervorgehoben,

dass das Schriftstück zu einer Reihe von verfassungsgeschichtlichen Dokumenten von herausragendem kulturgeschichtlichen Rang gehört – so wie etwa die Magna Charta (1215), die Goldene Bulle Kaiser Karls IV. (1356) oder die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte durch die Französische Nationalversammlung (1789). Gemeinsam mit der Universitätsstadt Gießen hatte die Justus-Liebig-Universität Gießen (JLU) den Aufnahmeantrag im Jahr 2014 beim Nationalen Nominierungskomitee der Deutschen UNESCO-Kommission eingereicht.



Glückliche Gesichter (von links): Dr. Peter Reuter, Direktor der Universitätsbibliothek, Universitätspräsident Prof. Dr. Joybrato Mukherjee, Oberbürgermeisterin Dietlind Grabe-Bolz, Wissenschaftsminister Boris Rhein, VLR Bernhard Abels, Leiter der Arbeitseinheit UNESCO des Auswärtigen Amts, Staatssekretär a.D. Prof. Dr. Joachim-Felix Leonhard, Vorsitzender des Deutschen Nominierungskomitees, mit der Originalurkunde.
(Foto: JLU-Pressestelle/Rolf K. Wegst)

Am 13. Juni 2018 wurde mit einem öffentlichen Festakt in der Aula im Hauptgebäude der JLU die Aufnahme der „Constitutio Antoniniana“ feierlich besiegelt. Vor den Augen der Festgesellschaft, dem zahlreiche Ehrengäste angehörten, stellten Bernhard Abels, Leiter der Arbeitseinheit UNESCO des Auswärtigen Amts, und der hessische Minister für Wissenschaft und Kunst, Boris Rhein, in ihren Ansprachen die herausragende Bedeutung der Aufnahme in das UNESCO-Weltdokumentenerbe heraus. Zuvor hatten Oberbürgermeisterin Dietlind Grabe-Bolz und JLU-Präsident Prof. Dr. Joybrato Mukherjee den hohen Stellenwert der „Memory of the World“-Auszeichnung für die Universitätsstadt Gießen und die Gießener Universität deutlich gemacht. Staatssekretär a. D. Prof. Dr. Joach-

im-Felix Leonhard, Vorsitzender des Deutschen Nominierungskomitees „Memory of the World“, stellte in seinem Redebeitrag das Förderprogramm „Memory of the World“ vor, und Prof. Dr. Karen Piepenbrink vom Historischen Institut der JLU erinnerte aus fachlicher Perspektive an die Bedeutung des Papyrus als einem weltgeschichtlich bedeutsamen Referenzpunkt für die Entwicklung der Bürger- und Menschenrechte. Im Anschluss an das Festaktprogramm lud das Präsidium der JLU zu einem feierlichen Empfang im Hauptgebäude ein. Musikalisch umrahmt wurde der öffentliche Festakt von Mitgliedern des Universitätsorchesters. Dank der finanziellen Unterstützung durch die GHG konnte ein würdiger Rahmen für die feierliche Urkundenübergabe geschaffen werden.

Lisa Strobehn, Verena Dolle

Vom „Amerikanischen“ zum „Europäischen Traum“?

Bericht über die internationale Tagung in Gießen
vom 31. Oktober bis 2. November 2018

„El sueño europeo“, o: ¿del sueño americano al europeo? Europa como destino anhelado de migración en los productos culturales y mediales latinoamericanos (2001–2015)

Der *American Dream*, der Traum, es im Land der angeblich unbegrenzten Möglichkeiten „vom Tellerwäscher zum Millionär“ zu schaffen, ist weltweit in den Köpfen der Menschen verankert und zählt wahrscheinlich immer noch zu den wohl wirkmächtigsten, medial befeuerten kollektiven Bildern unserer Zeit. Migrationsbewegungen, v.a. aus Lateinamerika, sind von diesem Mythos inspiriert, wie sich gerade in der letzten Zeit täglich in den Medien beobachten ließ. Doch nicht nur die USA sind Ziel für Migration. Es ist die „Alte Welt“ Europa, genauer die Europäische Union, die in den letzten Jahren nicht nur Menschen aus Afrika und Asien, sondern auch aus Lateinamerika, v.a. aus Argentinien, Brasilien und dem Andenraum anzieht, letztere jedoch weitaus weniger im medialen europäischen Fokus stehen.

Gerade die Verschärfung der Einwanderungspolitik der USA seit dem 11. Sep-

tember 2001, wirtschaftliche Krisen in Lateinamerika und gleichzeitig ein starkes wirtschaftliches Wachstum in Europa in den 2000er Jah-

GIESSENER Hochschulgesellschaft
Gesellschaft von Freunden und Förderern der Justus-Liebig-Universität Gießen

JUSTUS-LIEBIG-UNIVERSITÄT GIESSEN
Institut für Romanistik - Hispanistik

¿Europa?!

Jornadas internacionales

“El sueño europeo”, o: ¿del sueño americano al europeo? Europa como destino anhelado de migración en los productos culturales y mediales latinoamericanos (2001–2015)

31. 10. – 02. 11. 2018
GCSC, MFR (Phil. I)
Alter Steinbacher
Weg 38, 35394
Gießen

Organizadora: Prof.
Dr. Verena Dolle

Plakat zur Veranstaltung.

© Lisa Strobehn

ren scheinen Gründe für die Änderung des Migrationszieles und eine im Vergleich zum Ende des 20. Jahrhunderts signifikant höhere Migra-

tion aus Lateinamerika zu sein. Diese wirft Fragen auf: Welche Bedeutung haben in diesem Kontext kollektive, massen-medial (re-)produzierte Bilder von und über Europa? Lässt sich von ihnen ableiten, dass der *American Dream*, der nicht erst mit Donald Trump in eine Krise geraten ist, gar durch einen „Europäischen Traum“ abgelöst wird, wie es bestimmte Publikationen, etwa Jeremy Rifkins *European Dream* von 2004, nahelegen?

Diesen Fragen widmete sich die von Frau Prof. Dr. Verena Dolle, Professorin für romanische Literatur- und Kulturwissenschaften, organisierte und der Gießener Hochschulgesellschaft unterstützte internationale Tagung **„Sueño europeo“, oder: Vom Amerikanischen zum Europäischen Traum? Die Modellierung Europas als Sehnsuchtsort von Migrationsbewegungen in lateinamerikanischen Medien (2001–2015)**.

An zwei Tagen wurde sondiert, wie sich Migration aus Lateinamerika nach Europa in den letzten Jahrzehnten gestaltet hat und inwieweit in lateinamerikanischen Medien Europa dabei auch Attribute eines Sehnsuchtsortes erhält. Auch wurde danach gefragt, inwieweit diese Idee Elemente eines durchaus vielschichtigen „Amerikanischen“, seit Jahrhunderten wirkmächtigen Traums aufgreift und adaptiert, damit also das Stereotyp der „Alten Welt“ als Auswanderungs- und der „Neuen Welt“ als Einwanderungsland auf den Kopf gestellt wird. Bei der Tagung ging es nicht um das Selbstverständnis oder Identitätsbestimmungen Europas bzw. der Europäischen Union als Sehnsuchtsort – hier ist deutlich, dass die Bundesrepublik Deutschland oder die EU sich immer noch schwer tun, anders als die USA, da sie z.B. eben kein Glücksversprechen in ihre Verfassung schreiben –, sondern um Zuschreibungen von außen. Doch gerade diese Fremdzuschreibungen sind in einer immer dichter und dominanter werdenden globalen Medienlandschaft (einer *mediascape* im Sinne des Kulturtheoretikers Arjun Appadurai) derart wirksam, so die Arbeitsthese, dass sie nicht nur als Reaktion auf tatsächliche Migration zu sehen sind, sondern diese mitgestalten und sehr wohl Migrationsziele und -entscheidungen beeinflussen.

Eine begriffliche Basis lieferte Cecilia Plested (Universidad de Antioquia, Medellín, Kolumbien) in ihrem Vortrag durch den Vergleich verschiedener Definitionen des „Amerikanischen Traums“ aus unterschiedlichen Regionen der Welt. Sie zeigte, dass dieser ein globales Phänomen ist, das weltweit für Migranten, aber auch für die US-Amerikaner selbst ähnliche Narrative der v.a. finanziellen Unabhängigkeit und Prosperität transportiert und sich zugleich aber nur für die wenigsten realisiert. Im Gegensatz dazu, so Plested, sei der Europäische Traum von kollektiven Bildern und Vorstellungen der Menschenrechte, Solidarität und Gleichheit geprägt. Europa figuriere damit als Vision einer Welt der Inklusion, Diversität und gleichwertiger Lebensumstände. Die im „Amerikanischen Traum“ fest verankerte Vorstellung des finanziellen Erfolgs sei zwar ebenfalls ein Bestandteil des Europäischen Traums, bilde aber zumindest in den Definitionen nur eine untergeordnete Ebene. Der brasilianische Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Luis Sergio Krausz (Universidade de São Paulo, Brasilien) befasste sich in seinem Vortrag mit der transgenerationalen Dimension von Europa als Sehnsuchtsort, begründet durch die Generation derjenigen, die in den 1930er und 1940er Jahren aus Europa und Nazideutschland nach Brasilien emigrierten bzw. flüchteten. Aufgrund der traumatischen Erfahrungen sei für die nach Brasilien geflohenen Juden eine Rückkehr nach Europa lange nicht vorstellbar gewesen. Erst mit dem Zusammenbruch des Ostblocks, wahrgenommen als eine im Zerfall befindliche Weltordnung, haben brasilianische Juden europäische Pässe beantragt, so Krausz. Das Europa der beginnenden 1990er Jahre, speziell jedoch die Europäische Union, wurde zum Symbol und Garanten von Sicherheit und Prosperität, was als eindeutige Veränderung der kollektiven Bilder von Europa zu bewerten sei. Galt bis dato unter brasilianischen Juden Israel als ideale alternative Gesellschaft, egalitär und gerecht organisiert, was sogar zur Gründung eines brasilianischen Kibbutz in Israel in den 1990er Jahren führte, so bewirkte die einsetzende Neoliberalisierung Israels eine Desillusionierung der brasilianischen Migranten und eine Hinwendung nach Europa. Europa wird zum



Gruppenbild der Tagungsteilnehmer.

(Foto: Herbert Fritz)

„Gelobten Land“, eine Rückkehr nach Europa zum Traum, aber konkretisiert in Form eines europäischen Passes, der eine Sicherheits- und Stabilitäts-Garantie gebe: kein realer Migrationsort der Gegenwart, sondern eine Option auf zukünftige Rückkehr.

Ilaria Magnani (Università degli Studi di Cassino, Italien) sprach über die argentinisch-spanische TV-Miniserie *Vientos de agua* (2006), die das Thema Migration und Re-Migration zwischen „Alter“ und „Neuer Welt“ aus generationenübergreifender Sicht einer Familie behandelt: von Spanien nach Argentinien, um der politischen und ökonomischen Krise der 1930er Jahre zu entgehen, und zurück im 21. Jahrhundert, als Reaktion auf eine ökonomische Krise. Die Parallelisierung der Handlungsstränge und historischen Zeiträume, so Magnani, werfe ein Schlaglicht auf die sozio-politischen Konstitutionen, die Migration motivieren und die Vorstellung von Argentinien respektive Europa als Ort von politischer Sicherheit und Prosperität manifestieren.

Maria Rocio Bedoya (Universidad de Antioquia, Medellín, Kolumbien) widmete sich aus soziologischer Perspektive struktureller Arbeitsmigration: also derjenigen Migration, die aktiv durch die Gesetzgebung der sogenannten Aufnahmeländer gesteuert und reguliert wird. Das Beispiel lateinamerikanischer Kontingent-Arbeiter, die in einer vom spanischen Staat festgelegten Anzahl zum Arbeiten nach Spanien migrieren dürfen, teils sogar gezielt „angefordert“ werden, zeige, dass sich in diesem Kontext in Lateinamerika ein Europäischer Traum ausbilde, der mit wirtschaftlicher Prosperität ebenso in Verbindung gebracht wird wie mit relativer Stabilität und Sicherheit. Durch die massenhafte, strukturierte und legalisierte Arbeitsmigration nach Spanien habe sich damit Europa als Alternative zu den USA als traditionellem Migrationsziel etabliert, was zu einer Veränderung kollektiver Bilder von Europa in Lateinamerika geführt habe.

Einer speziellen Form von Arbeitsmigration und ihrer literarischen Gestaltung ging Verena Dolle (Justus-Liebig-Universität Gießen) anhand von

Biographien argentinischer Fußballer (Messi, Verón) nach: In diesen findet sich ein durchaus facettenreiches Bild von Europa als Sehnsuchtsort: Für Messi wird Spanien bzw. Katalonien als der Ort modelliert, in dem sein Traum von Selbstverwirklichung (als Profifußballer) überhaupt realisiert werden kann und gerade nicht in seiner Heimat Argentinien; für Verón, dass Europa mit seinen Profiligen als Mekka für Profi-Sportler figuriert, das Selbstverwirklichung und finanziellen Aufstieg und Prosperität ermöglicht. Doch gerade in der Verón-Biographie wird auch deutlich, dass die Migration zeitlich begrenzt ist, denn hier wird ein Masternarrativ der Rückkehr in das Heimatland eröffnet, das die Rückkehr selbst positiv konnotiert und ihr den Charakter eines sonst häufig anhängenden Scheiterns nimmt.

Ineke Phaf-Rheinberger (Justus-Liebig-Universität Gießen) setzte sich in ihrem Vortrag mit der Existenz eines Europäischen Traums in Kuba auseinander und rückte hier die kubanischen sogenannten *jineteras* in den Fokus, also Frauen, die sich auf der Insel als (Gelegenheits-) Prostituierte verdingen, um sich und ihrer Familie das Überleben zu sichern. Insbesondere über die Verbindung mit ausländischen Touristen habe sich Prostitution angesichts der Wirtschaftskrise in Kuba Anfang der 1990er Jahre zu einem System entwickelt, das auf einen sozialen und ökonomischen Aufstieg abziele. An künstlerischen Zeugnissen der Lebensrealität der *jineteras* lassen sich Elemente ihres sehr spezifischen Europäischen Traums nachzeichnen, so Phaf-Rheinberger: Dieser basiere darauf, dass ein Ausländer die Ausreise aus Kuba ermögliche oder genügend Geld zur Verfügung stelle, um dies selbst zu tun.

Hanna Nohe (Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn) stellte in ihrem Vortrag über zwei Romane, *El síndrome de Ulises* (2005) von Santiago Gamboa und *Entre el cielo y el suelo* (2008) von Lorenzo Helguero, zunächst die enge Verknüpfung zwischen Migrationsbewegungen und der Proletarisierung großer Bevölkerungsschichten her. In Anlehnung an Isabella Loreys *Die Regierung der Prekären* (2012) arbeitete sie neben ökonomischen und sozialen Ungleichheiten insbesondere die Unsicherheit als

gesellschaftliche Grundstruktur und Lebensrealität zahlreicher Menschen heraus. Die damit verknüpfte Hoffnung auf ökonomische Sicherheiten bilde sich in der Literatur ab, die sich mit prekarierten Subjekten und Migration befasst. Die von Nohe analysierten Romane rücken Europa (Gamboa) bzw. die USA (Helguero) mit je unterschiedlichen Träumen, Hoffnungen und Lebenswirklichkeiten der MigrantInnen in den Blickpunkt. Zwar enden deren Träume oft in Prekarität, doch bilde dies zugleich die Grundlage für Solidarität, und eine hoffnungsvolle Perspektive für die Zukunft werde angedeutet, so Nohe.

Auch Fredrik Olsson (Göteborgs Universität, Schweden) widmete sich Romanen, die die prekäre Situation von MigrantInnen, die vor Gewalt und Konflikten aus ihren Heimatländern in den (globalen) Norden flüchten, in den Blick nehmen. Insbesondere der Mythos des „Gelobten Landes“ würde ihre Vorstellung von den Zielländern prägen. Die Realität, so Olsson, zeichne sich dann jedoch hauptsächlich durch drei anschließende Phasen aus: die tatsächliche Reise, die nach Ankunft im Zielland einsetzende Desillusion und die anschließende Aushandlung über eine Rückkehr in die Heimat oder den Verbleib in der neuen Umgebung. Mit diesem Modell werden die utopischen, oft realitätsfremden Vorstellungen und Masternarrative von Sehnsuchtsorten um die tatsächliche Auseinandersetzung im und mit dem Zielland ergänzt.

Ilan Stavans (Amherst College, Amherst, USA), US-amerikanischer Schriftsteller mexikanisch-jüdischer Abstammung, verwies ganz im Sinne Appadurais auf die gesellschaftsformende Macht der Medien, die Bilder entwerfen, prägen und instrumentalisieren: nicht nur in der Berichterstattung, in der z.B. die sogenannte „Migrantenkarawane“ aus Mittelamerika Richtung US-amerikanischer Grenze kurz vor den *Midterm Elections* in den USA einerseits als Protestmarsch und andererseits als Staatsbedrohung inszeniert würde, sondern auch im Unterhaltungsfernsehen. Die lateinamerikanischen *telenovelas* seien von nicht zu unterschätzender Wirkmacht: derart populär und massenwirksam, dass für sie sogar Parlamentssitzungen unterbrochen würden. Dass der „Amerikanische

Traum“ aus lateinamerikanischer Sicht in einer Krise sei, lasse sich, so Stavans, an einem prägnanten Beispiel aufzeigen: in den in den USA von Latinos für Latinos produzierten *telenovelas* komme die Freiheitsstatue nicht mehr vor. Denn angesichts einer gelebten Realität rassistischer Diskriminierung, Gewalt und Marginalisierung aus der Perspektive lateinamerikanischer MigrantInnen und deren Nachfahren seien die USA nicht mehr unreflektiert das Land der Freiheit und des Glücks, so Stavans' Deutung.

Guido Rings (Anglia-Ruskin-University, Cambridge, Großbritannien) behandelte mit dem mexikanisch-deutschen Spielfilm *Buen día, Ramon* (2013) dasjenige Werk, das am Deutlichsten einen Europäischen Traum mit positivem Ausgang formuliert. Dies als direkte und einzig realisierbare Alternative zum eigentlich „Amerikanischen

Traum“ des Protagonisten, der mehrfach an der US-amerikanischen Grenze scheitert und fast zu Tode kommt. Der Film wurde von der Kritik zwar aufgrund der Reproduktion von Klischees und der Inszenierung des Protagonisten Ramón als hilfloser Latino-Junge abgelehnt, war in Mexiko selbst aber ein großer Publikumserfolg. Dies verweist auf die Aktualität der Migrations-thematik und der damit verwobenen Träume. In seinem Vortrag zeigte Rings auf, dass *Buen día, Ramón* gezielt die transkulturelle Konstruktion des „Amerikanischen Traums“ als Masternarrative der materiellen Absicherung inszeniert, als „myth of hard work rewarded“, einlösbar in den USA. Erst die Unüberwindlichkeit der US-Grenze führt zu einer räumlichen Neuorien-



Cecilia Plested während ihres Vortrags.

(Foto: Lisa Strobehn)

tierung des Protagonisten, der nun in Deutschland, das diffus und „am anderen Ende der Welt“ erscheint, das Ziel seiner Hoffnungen sieht. Hier gelingt ihm ein geradezu märchenhaftes Happy End: Der Protagonist erfährt positive Aufnahme bei einer älteren Frau und findet sich in sein Umfeld ein. Und selbst als er nach Mexiko ausgewiesen wird, erhält er einen hohen Geldbetrag von ihr zur finanziellen Unterstützung.

Ergebnisse und Ausblick: Es gibt nicht den einen „Europäischen Traum“ – so wie es auch nicht DEN einen „Amerikanischen Traum“ gibt –, sondern viele, je nach Situation, Herkunft, familiärem Kontext. Diese Träume werden medial in-

tensiv geprägt und (re-)produziert und treten in Wechselwirkung mit erfahrungsbasierten Erzählungen von Arbeitsmigration und Rückkehr. Das wurde im Laufe der Tagung deutlich. Zugleich war festzustellen, dass der Zusammenhang mit der Krise des „Amerikanischen Traums“, gesellschaftlicher Ungleichheit und erschwertem Zugang dort, die Europa für Menschen aus Lateinamerika erst zu einer Alternative macht, sich in den behandelten Werken entsprechend niederschlägt. Des Weiteren hat sich gezeigt, dass das Bild von Europa als Sehnsuchtsort nicht erst in den letzten Jahrzehnten, sondern von der Auswanderungsgeschichte des 20. Jahrhunderts entscheidend geprägt wurde und somit in seinen transgenerationalen und ggf. auch multidirektionalen Dimensionen weiter untersucht werden muss. Außerdem hat der Vergleich mit dem eigentlich auf Bleiben angelegten „Amerikanischen Traum“ ergeben, dass der „Europäische Traum“ aus lateinamerikanischer Sicht nach den bisherigen Befunden wesentlich häufiger temporäre Aufenthalte in Europa sowie eine Rückkehr in die Heimat in Szene setzt. Dies lässt sich als Zeichen einer zunehmenden globalen Mobilität deuten, aber auch als Aufwertung der MigrantInnen, deren Weg-

gang in den heimischen Medien oft als Verrat tituliert wurde. Europa als Land von Inklusion und sozialer Gleichheit trat in den untersuchten Werken hingegen nicht in den Vordergrund. Die Tagung wurde durch eine Vielzahl von interessierten BesucherInnen und durch lebhaft Diskussionen bereichert sowie durch ein Jazzkonzert des Trios JHB im Ulenspiegel als kulturelles Rahmenprogramm abgerundet. Die Ergebnisse sollen zeitnah publiziert werden. Das Thema hat sich als derart fruchtbar erwiesen, dass in naher Zukunft eine weitere Tagung geplant ist, die zum einen die historische Dimension des Europäischen Traumes in den Blick nimmt, zum anderen aber auch stärker faktuale Textsorten und *social media* untersucht, die die lateinamerikanische Vorstellung von Europa als Sehnsuchtsort prägen.

Kontakt:

Prof. Dr. Verena Dolle
Justus-Liebig-Universität Gießen
Institut für Romanistik
Karl-Glöckner-Straße 21G
35394 Gießen
Verena.Dolle@romanistik.uni-giessen.de



Eva-Marie Felschow

Ankauf eines Briefs von Justus Liebig (1803–1873) vom 21. November 1840 mit Mitteln der Gießener Hochschulgesellschaft

Originalbriefe von Justus Liebig kommen im Antiquariat und in den großen Auktionshäusern nicht mehr allzu häufig zum Verkauf, aber hin und wieder werden sie aus privater Hand zum Kauf angeboten. So war es auch im Fall des jetzt erworbenen Liebig-Briefs vom 21. November 1840. Der Anbieter, Herr Constantin Graf von Plettenberg, hatte sich zunächst an die Pressestelle der Universität Gießen gewandt, die dann den Kontakt zum Universitätsarchiv vermittelte. Um mir einen Eindruck von dem angebotenen Dokument zu verschaffen, bat ich Herrn von Plettenberg um einen Scan des Briefes. Der Scan ließ erkennen, dass sich der Brief in einem guten Erhaltungszustand befindet, sogar die Außenadresse mit dem Gießener Poststempel ist erhalten, was den Wert des Dokuments noch erhöht. Der Brief stammt von Liebig's Hand und weist die typische Unterschrift Liebig's auf.

Der Inhalt ist – auch mit Blick auf die Geschichte der Universität Gießen – sehr interessant. Der Brief ist an einen Schüler Liebig's, Dr. Friedrich Schödler in Darmstadt, adressiert, der bei Liebig in Gießen studierte und promovierte. Friedrich Schödler (1813–1884), Sohn des Justizamtmanns Schödler in Darmstadt, immatrikulierte sich am 17. November 1834 für das Studium der Pharmazie an der Universität Gießen und erwarb in der Gießener Philosophischen Fakultät, zu deren Disziplinen damals auch die Naturwissenschaften gehörten, am 18. Juni 1838 den Doktorgrad. In späteren Jahren war Dr. Friedrich Schödler als Realschuldirektor in Mainz tätig. In dem jetzt erworbenen Brief vom 21. November 1840 bietet Liebig Schödler eine Beschäftigung für 1 bis 2 Jahre an. Schödler sollte das Abfassen einer Reihe von Artikeln für das „Handwörterbuch der Chemie“ übernehmen, das im Jahr 1840 beim Verlag Vieweg in Braunschweig im Ent-

stehen begriffen war (erschien ab 1842 unter dem Titel: „Handwörterbuch der reinen und angewandten Chemie“). Liebig war mit Arbeiten überhäuft und konnte daher die Artikel selbst nicht termingerecht liefern. Aufschlussreich für die Entstehungsgeschichte des „Handwörterbuchs der Chemie“ und für Liebig's Arbeitsweise als Wissenschaftler sind die weiteren Anweisungen im Brief, die Liebig Schödler für das Abfassen der Artikel gibt. Als Quellen sollten für die einzelnen Artikel neben den Forschungsergebnissen von Jöns Jacob Berzelius das Handbuch der anorganischen Chemie von Leopold Gmelin, das pharmazeutische Zentralblatt und die laufenden Journale herangezogen werden, denn – so führt Liebig in dem Brief aus – die Artikel sollten auf dem aktuellen Forschungsstand sein und die Redaktion der einzelnen Artikel sollte kurz gefasst und vor allem genau und umfassend sein. Auch das Honorar für einen druckfertigen Bogen wird erwähnt, es betrug 24 Gulden. Nach Ansicht Liebig's konnte Schödler pro Monat mindestens 4 Bogen liefern, was ihm ein gutes Einkommen sichern würde. Am Ende des Briefes führt Liebig die einzelnen Artikel auf, die zu bearbeiten waren, es waren sämtlich Artikel mit dem Anfangsbuchstaben „c“, darunter u.a. Cacao, Cacaobutter, Cautschuck und Carotin.

Mit Herrn von Plettenberg konnte ich einen Kaufpreis von 1.250,- Euro aushandeln, der im Vergleich mit den in Auktionskatalogen angebotenen Briefen von Wissenschaftlern des 19. Jahrhunderts angemessen ist. Durch eine großzügige Spende der Gießener Hochschulgesellschaft in Höhe von 1.000,- Euro konnte der Liebig-Brief erworben werden (die restlichen Mittel von 250,- Euro wurden vom Etat des Universitätsarchivs genommen). Der Brief Justus Liebig's, der eine wertvolle Ergänzung für

Gießen d 21. Nov
1840.

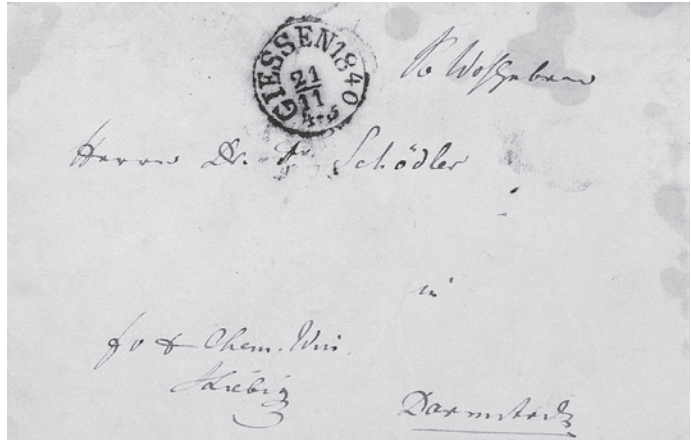
Lieber Freund,

die feindliche Arbeit bey Ihnen vollkommen fortzusetzen die Ihnen
gestatet mich Gelegenheit zu geben mit 1-2 Jahren befristet zu geben. Ich
bin natürlich bereit meine Arbeiten abzusetzen, das ich keine Zeit gewinnen
muss. Arbeit zu leisten, obgleich auch ich noch befristetes Material habe,
das Aufbruchzeit sehr beschleunigt ist. Einmalig zu versichern, und ich frage
Abfall bey Ihnen ob ob die meine Arbeit absetzen wollen. Ich möchte
die fortgesetzte Arbeit, wenn in der vollkommensten Ordnung und
sich zu zeigen erwarten, und abzuwenden und ein gutes Werk zu stellen
ist, sich zu verkaufen lassen, Kopenhagen, London, Frankfurt, Amsterdam,
hiesige Centralblatt sowie die Kaufleute London und die Staaten
betreffend werden. Die Arbeit wird hier gesamt, ferner wird vor
allem ganz ein solches Werk zu sein die Arbeit für jeden
began 1840. - und ich bin in jedem Monat ein gewisses Geld zu bringen
helfen können, so würde ich mich nicht zu gut machen können. Gelegenheit
zu einer feineren Abgrenzung. Ich würde mich gerne Arbeit an die
habe mich schon zu zeigen. Kopenhagen die meine feindliche Arbeit

- | | | |
|----------------------|---------------|-----------------|
| Cacao | Calceolae | Carabini |
| Cacaobutter | Calomel | Carbonylsulfur |
| Caenia | Campochin | Cardanomed |
| Caffein | Cantharidin | Cassia |
| Cantharidin (Domein) | Cantharidin | Carmen |
| - Salze | Cantharidin | Carmenium |
| Canis Säure | Caoutchuck | Carnin |
| Caput oil | Caoutschin | Carotin |
| Calomel | Caoutschin | Carrybeer |
| - amalgam | Capelle | Carthamus |
| - hypochlorid | Capriem | - Säure |
| Calendula | Caput mortuum | Carthaceopulver |
| Calisaya | Caramel | Carap |
| Callus | Caranna | |

Brief Justus Liebigs an Friedrich Schödler, Gießen, 21. November 1840 (Universitätsarchiv Gießen, Sammlungen Nr. 258). (Foto: Barbara Zimmermann)

die Archivbestände darstellt, wird künftig im Bestand „Sammlungen“ des Universitätsarchivs unter der Signatur „Sammlungen Nr. 258“ dauernd aufbewahrt werden. Der Mappe, in der der Liebig-Brief aufbewahrt wird, ist das Logo der GHG und ein Vermerk zur Spende beigefügt, wodurch auf das Engagement der Gießener Hochschulgesellschaft hingewiesen wird, der an dieser Stelle nochmals herzlich zu danken ist.



Briefumschlag mit Absendestempel von Justus Liebig an die Darmstädter Adresse von Friedrich Schödler. (Foto: Barbara Zimmermann)



VEREINIGTE HAGEL



www.vereinigte-hagel.de

Die Ernteversicherung in Deutschland

Secufarm® 

Die VEREINIGTE HAGEL ist mit ihrer Produktlinie Secufarm® nicht nur die Nummer 1 im Bereich der Pflanzenversicherung; sie ist zugleich deutschlandweit ein attraktiver Arbeitgeber für Absolventinnen und Absolventen der Agrarwissenschaften. Der Unternehmenssitz in Gießen mit der Justus-Liebig-Universität und ihrem Fachbereich 09 ist daher ein wichtiger Standortvorteil.

Vereinigte Hagelversicherung VVaG
Wilhelmstraße 25 • 35392 Gießen

Uta-Sophie Adorf-Kato

Ein Haus voll Musik in der Universität Rückblick – Ausblick

Vom 22. bis 24. November 2018 öffnete das Institut für Musikwissenschaft und Musikpädagogik drei Tage lang seine Türen, damit dort – mit freundlicher Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft – das Festival „Ein Haus voll Musik“¹ unter Leitung von Uta-Sophie Adorf-Kato stattfinden konnte,² zu dem die Musikpädagogik unter Leitung von Dr. Ralf von Appen eingeladen hatte.

In der Presse wurde von Anfang an detailliert über die Veranstaltung berichtet: So in der „Gießener Allgemeinen“ mit dem Titel „Treffen der Musikergenerationen“³ und dem „Gießener Anzeiger“ über „Ein Haus voll Musik“ – „Gießener Musikerzieherin verabschiedet sich mit Karneval der Tiere“.⁴

Einen ausführlichen Bericht über „Ein Haus voll Musik“ mit dem Untertitel „Wandel und Umbrüche in vier Jahrzehnten“ schrieb auch Hans-Jürgen Linke im „uniforum“,⁵ denen hier lediglich einige Eindrücke hinzugefügt werden. Bis in die Anfänge des Instituts zurück

blickte Frau Adorf-Kato in der Würdigung von Prof. Gisela Distler-Brendel zu ihrem 100. Geburtstag, die sich bis zu ihrer Pensionierung für eine Stärkung der Musikpraxis in der Lehramtsausbildung einsetzte: „Es reicht nicht, Wissen anzusammeln“;⁶ auch um die Verbesserung der Arbeitsbedingungen der in ihr Lehrenden kümmerte sich die Jubilarin, sodass Musikerzieher*innen wie Brigitte Schön, Uta-Sophie Adorf-Kato, Peter Geisselbrecht (†) und Alfred Schadeberg im Institut in den 1980er Jahren Einrichtungen wie das Universitätsorchester, Kammerkonzerte, Improvisationskonzerte und die Gießener Gitarrentage gründen konnten, welche schon bald „auszogen“, um fortan auf größeren Bühnen Wesentliches zum Gießener Musikleben beizutragen.

Auch wurde an die in 2017 verstorbenen Professoren erinnert: Mit dem Jazzkonzert an Ekkehard Jost, den Jazzmusiker und Veranstalter der Musica-nova-Konzerte und mit der Form



Die Gießener Musiker des 1. Konzerts „Tasteninstrumente VON BAROCK BIS ROCK“. Von links neben Uta-Sophie Adorf-Kato: Pierre Griffon (Klavier), Marek Steinbach (Drums), Dozent Jens Michel (Akkordeon), Johannes Herzog (Bass), Jonas Heinrich (Jazzpiano), Simon Depner (Klavier), Yannick Wahl (Clavichord und Cembalo), Jan Markus Brand (Orgel).

(Foto: Adorf-Kato/Klara Ragotzky)

Institut für Musikwissenschaft/Musikpädagogik
Phil. II, Karl-Glöcknerstr. 21, Haus D

Ein Haus voll Musik



22.-24.11.2018

Leitung: Uta-Sophie Adorf-Kato



In Erinnerung an Prof. Dr. Winfried Pape, Prof. Dr. Ekkehard Jost und Prof. Dr. Thomas Phleps

Donnerstag, 22. November, 19 Uhr



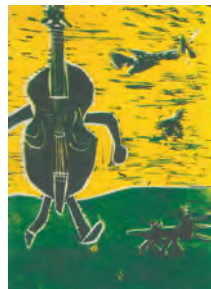
Nach der Eröffnung des „Haus voll Musik“ durch den Gf. Direktor geben Lehramtsstudierende von Uta-Sophie Adorf-Kato und Lehrbeauftragten ein Konzert mit

Musik für Tasteninstrumente VON BAROCK BIS ROCK

Auf dem Programm stehen ein Orgelpräliminar von J.S. Bach, Musik für Clavichord und Cembalo, Klaviermusik von Beethoven, Chopin, Liszt und Ligeti, ein Tango mit Improvisationen für Klavier und Akkordeon, Bernsteins Song „Cool“, ein Bossa Nova, ein Pop-Arrangement für Klavier und ein Satz aus der Sonate für 2 Klaviere von Brahms.

Ehrgast: Prof. Gisela Distler-Brendel, 99 J.
(erste Gf. Direktorin von Frau Adorf-Kato)

Am **Freitag, 23. November, zwischen 15 und 17 Uhr** veranstalten Studierende mehrmals kurze **Instrumentenführungen** für Klein und Groß, Jung und Alt, wobei die Gäste zwischen den einzelnen Vorführungen „umherwandeln“, umherlaufen oder umherfahren können.



Clavichord, Diskflügel, Cembalo,
E-Geige, Silentpiano, Orgel, Blockflöten und
Konzertflügel...

Der Flyer zum Festival „Ein Haus voll Musik“.

des studentischen Eröffnungskonzerts an Winfried Pape, der Konzerte im Rahmen der Lehramtsprüfungen ins Leben gerufen hatte, sowie an Thomas Phleps, der der Musikpädagogik 2012 ein neues Profil⁷ gab, dessen Schwerpunkte auch in allen Konzerten vertreten waren.

Im ersten Konzert **„Musik für Tasteninstrumente VON BAROCK BIS ROCK“** wurde der mit Sondermitteln vor einigen Jahren erworbene neue Steinway-Flügel in unterschiedlichster Weise und mit großer Klangvielfalt gespielt von den Lehramtsstudenten von Frau Adorf-Kato: Simon Depner (mit romantischem Klavierspiel bei Liszts Liebestraum, Obertonklängen bei Ligeti und einem virtuoson Poparrangement), Jonas Heinrich (jazzartig im Bossa-nova-Trio), dem blinden Studenten Pierre Griffon⁸ (Piazzolla-Tango mit erfrischend einfallsreichen und bewegenden Improvisationen im Duo mit Akkordeondozent Jens Michel) sowie Philip Kapala (mit großartigen pianistischen Stücken von Chopin, Beethoven und Brahms im Klavierduo mit Frau Adorf-Kato), der während der Würdigung von Frau Prof. Distler-Brendel noch Ligetis „In memoriam Belá Bartók“ beisteuerte.

Außerdem erklangen das Clavichord (durch Mikrofon verstärkt) und ein Cembalo des Instituts (Yannick Wahl) sowie die Orgel der Petruskirche (Jan Markus Brand, Klasse Herfried Mencke). Cembalo und Orgel wurden an ihren Standorten von den Musikern auf Video aufgenommen und im Konzert eingespielt, eine Möglichkeit für die Zukunft, um unterschiedliche Orte mithilfe der Technik „zusammenzubringen“. Schließlich wurde das Akkordeon von Dozent Jens Michel kurz vorgestellt, das – ebenso wie die Orgel – ein wichtiges Ausbildungsinstrument in allen Lehramtsstudiengängen ist.

Die Instrumentenführung

Aufbruch in fremde Welten: Voran ins digitale Zeitalter und zurück in die Geschichte

Hier wurden von Lehramtsstudierenden mit großer Sachkenntnis humorvoll Instrumente vorgestellt und zum Klingen gebracht, die „oft ein Schattendasein im Institut führen“.

Zur weiteren Erkundung von Clavichord, Cembalo und Orgel empfahlen die Studenten Exkursionen zu Konzerten und Vorführungen in

**Freitag, 23. November, 19 Uhr
Jazzkonzert: INVENTRIO**

Das junge 'inventive' Klaviertrio aus NRW unter der Federführung des Pianisten Richard Brenner feierte schon große Erfolge auf Festivals im In- und Ausland. <http://inventrio-music.de/>

Neben dem dauerhaften Bassisten des Trios Moritz Götzen wird das Inventrio an diesem Abend von dem Schlagzeuger Fabian Künzer ergänzt.



Foto: Lutz Voigtländer

**Samstag, 24. November, 19 Uhr
KAMMERKONZERT**



Zahlreiche professionelle Solisten der ehemaligen Kammerkonzertreihe (u.a. der Bassbariton Thomas Wiegand) und Gäste der früheren studentischen Musikabende werden sich versammeln, um mit Uta-Sophie Adorf Kammermusik zu machen. Dabei sollen auch der neue Steinwayflügel sowie die Pauken im Konzert erklingen. Die Begegnung von zwei Musikergenerationen steht im Mittelpunkt. Den Abschluss bildet dann eine rein instrumentale Aufführung von „Le Carnaval des Animaux“ mit einem Ensemble aus Familienangehörigen und Verwandten von Uta-Sophie Adorf-Kato sowie Solisten des Universitätsorchesters unter Leitung von UMD Stefan Ottersbach.

Donnerstag, 22.11. 19 Uhr
Von BAROCK bis ROCK

Freitag 23.11. 15-17 Uhr
Instrumentenführung

Freitag 23.11. 19 Uhr
Jazzkonzert: INVENTRIO

Samstag 24.11. 19 Uhr
KAMMERKONZERT

Alle Veranstaltungen finden - mit freundlicher Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft - statt im **Institut für Musikwissenschaft/Musikpädagogik, Phil. II, Karl-Glöckner-Str. 21, Haus D**

- Der Eintritt ist frei -

Aufgrund des begrenzten Platzangebots ist für die Konzerte eine Platzreservierung erforderlich

Tel. 0641-99-25100, Fax 0641-99-25109
e-mail: Astrid.Gerlach@musik.uni-giessen.de

Grafiken: Shinta Kato
Layout: Philip Kapala
Instrumentenfotos: Uta-Sophie Adorf-Kato

<i>Tabea Hofmann</i>	Silent Piano und fünfsaitige E-Geige
<i>Désirée Manns</i>	Diskflügel
<i>Yannick Wahl</i>	Clavichord und zweimanualiges Cembalo (aus den 1960er Jahren)
<i>Hanna Kunkel:</i>	Blockflöten (u.a. Garklein, Bassflöte, 2 Flöten aulosartig gespielt)
<i>Jan Markus Brand:</i>	kleine zweimanualige Orgel
<i>Simon Depner mit</i>	
<i>Frau Adorf-Kato:</i>	Flügel des 20. Jahrhunderts mit Sostenutopedal

professionell konzertierenden Musikern um den Pianisten Richard Brenner (Neffe von Frau Adorf-Kato),⁹ der nach abgeschlossenem Jazzklavierstudium noch Lehramt an Gymnasien studiert.

In Anwesenheit der Witwe von Ekkehard Jost und dessen lang-

Instrumentenmuseen sowie in die Gießener Johannes- und Petruskirche, die externen Unterrichtsorte des Instituts. Der Diskflügel (ein quasi „digitaler Welte-Mignon“) wurde auch beim Empfang im Anschluss an die Konzerte von Studentinnen als „selbstspielender Alleinunterhalter“ eingesetzt.

Jazzkonzert mit dem Inventrio

Wurde das 1. Konzert und die Instrumentenführung von Gießener Lehramtsstudierenden gestaltet, so kam es im 2. Konzert erstmals zur Begegnung mit jungen auswärtigen, schon

jährigem Schlagzeuger Joe Bonica gab es Jazz vom Feinsten mit dem aufsteigenden Inventrio,¹⁰ das neben dem federführenden und moderierenden Pianisten und dem dauerhaften Bassisten Moritz Götzen an diesem Abend von dem Schlagzeuger Fabian Künzer ergänzt wurde. Die klangliche Bandbreite war enorm und reichte von zartesten, meditativen Obertonklängen bis hin zu packenden, virtuos gespielten Soli.

Die Playlist bestand aus:

1 Rue Mouffetard; 2 holmes; 3 elegie no 1; 4 Die ungelösten Fragen der Sippe Valdez (Ekke-



Philip Kapala und Uta-Sophie Adorf-Kato an den beiden Flügeln des Konzertsaals. (Foto: Adorf-Kato/Klara Ragotzky)

hard Jost); 5 Inventio; 6 waltz; 7 Nordlicht (Helmut Brandt); 8 lokken; 9 wake up call; 10 brujería.

So wurden neben Kompositionen von Brenner zwei Referenzen an Ekkehard Jost geboten: Dessen Komposition vor der Pause und später ein Stück des Berliner Baritonsaxofonisten Helmut Brandt, das Ekkehard Jost gerne gespielt hat. Das begeisterte Publikum erhielt zum Dank eine Zugabe aus der neuen CD des Trios, die auch im Netz nachzuhören ist. Die Technik betreute, wie auch an den anderen Konzerttagen, Johannes Kühn (Wiss. Mitarbeiter).

Kammerkonzert

Am letzten Tag hatte Frau Adorf-Kato gleichzeitig zu einem Familientreffen und ihrem Abschied eingeladen. Durch diese Verbindung waren Berufsmusiker von Spitzenqualität ohne Honorar und Spesen gewonnen worden, zumal auch die Kollegen von Frau Adorf-Kato ihre unentgeltliche Mitwirkung zugesagt hatten. So versammelten sich nun ein gutes Dutzend

Verwandte von Frau Adorf-Kato aus zwei Generationen, um zusammen mit drei jungen Musikern aus Gießen, dem Bassbariton Thomas Wiegand und Universitätsmusikdirektor Stefan Ottersbach den ganzen Tag über das Programm des abschließenden Kammerkonzerts zu proben, was in wunderbares – sich gegenseitig inspirierendes – Musizieren mündete.

Eine Besonderheit bot der junge Schulmusiker Shinta Kato¹¹ mit seiner Komposition des Liedes „Ach“ (Text von Robert Gernhardt) mit Thomas Wiegand und seiner Mutter am Flügel für die Gießener Erstaufführung.

Die Musik des 20. Jahrhunderts war mit Kompositionen von Tscherepnin (Paukensonatine mit Shinta und Kenji Kato), Bernstein (Miriam Adorf)¹², Ligeti (Philip Kapala), Messiaen (Klarinetten-Solo, Diethelm Adorf) und Ravel (Don-Quichotte-Lied, Thomas Wiegand) stark im Programm vertreten. Sie wurde beeindruckend dargeboten und es zeigte einmal mehr, dass sie auch Jahrzehnte nach ihrer Entstehung nichts an Modernität und Aktualität eingebüßt hat. Ein Sonatenrondo von Mozart



Kenji Kato am Flügel und Shinta Kato an den Pauken.

(Foto: Adorf-Kato/Hsiu-Wei Hu)

(Adorf-Kato) und Chopins Revolutionsetüde (Philip Kapala) für Klavier solo, Lieder von Debussy (Miriam Adorf) und Schubert (Thomas Wiegand) sowie eine Oboensonate von Saint-Saens (Eckart Adorf) rundeten das vielfältige Programm ab.

Als krönender Abschluss erklang dann „Le Carnaval des Animaux“ von Saint-Saens mit einem Ensemble aus Verwandten von Frau Adorf-Kato, ergänzt durch zwei Mitglieder des Universitätsorchesters unter Leitung von Stefan Ottersbach. Diese Begegnung in und mit der Musik



Uta-Sophie Adorf begleitet Miriam Adorf in Bernsteins „I feel pretty“.

(Foto: Adorf-Kato/Hsiu-Wei Hu)

Die Ausführenden waren:

<i>Uta-Sophie Adorf-Kato</i>	Klavier
<i>Kenji Kato</i>	Klavier-Dozent an Dr. Hoch's Konservatorium, Frankfurt/Main
<i>Thomas Wiegand</i>	Konzertsänger (Bassbariton), Kassel
<i>Stefan Ottersbach</i>	Universitätsmusikdirektor, Dirigent
<i>Eckart Adorf</i>	Oboe, Stellv. Solooboist, Landestheater Detmold
<i>Diethelm Adorf</i>	Klarinette, Soloklarinetist des Beethovenorchesters Bonn
<i>Margarete Adorf</i>	Violine, stellv. 1. Konzertmeisterin der Deutschen Radiophilharmonie Saarbrücken/Kaiserslautern
<i>Reinhilde Adorf</i>	Viola, stellv. Solobratscherin der Deutschen Radiophilharmonie Saarbrücken/Kaiserslautern
<i>Anette Adorf-Brenner</i>	Violoncello, 1985–2014 stellv. Solocellistin im SWR-Sinfonieorchester Baden-Baden/Freiburg
<i>Norbert Brenner</i>	Kontrabass, 1978–2010 Solobassist im SWR-Sinfonieorchester Baden-Baden/Freiburg

Die jungen Musikerinnen und Musiker:

<i>Miriam Adorf</i>	Sopran, Sängerin und Instrumentalpädagogin für Klavier und Früherziehung in Frankfurt/Main
<i>Philip Kapala</i>	Klavier, Gymnasiallehramtsstudent Musik und Geschichte in Gießen
<i>Shinta Kato</i>	Pauken und Schlagwerk, Komposition, Gymnasiallehrer für Musik und Geschichte in Berlin
<i>Takuro Kato</i>	Schlagwerk, Düsseldorf, Chemiker, ehem. Mitglied u.a. des Gießener Universitätsorchesters
<i>Sebastian Thiele</i>	Violine, Jurastudent in Gießen, 2. Konzertmeister des Gießener Universitätsorchesters
<i>Michel Weiss</i>	Flöte, Gymnasiallehramtsstudent Mathematik und Philosophie in Gießen, Soloflötist des Gießener Universitätsorchesters

Technik und Tonaufnahmen:

<i>Johannes Kühn</i>	Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Musikwissenschaft und Musikpädagogik der JLU
----------------------	---------------------------------------------------------------------------------------------

Fotos und Videoaufnahmen:

<i>Hsiu-Wei Hu</i>	Frankfurt, Komponist
--------------------	----------------------

wurde von allen Beteiligten, dem Publikum und der Presse mit großer Begeisterung aufgenommen.

So schrieb der „Gießener Anzeiger“: „Das Stück hätte kaum besser ausgesucht sein können. ... Das einfallsreiche Paradedstück des französischen Komponisten erfordert ein hohes Maß an musikalischer Virtuosität, Fähigkeit des Zusammen-

spiels und zudem noch eine ordentliche Portion Humor. Alles war im Übermaß vorhanden, sodass unter Leitung von UMD Stefan Ottersbach im Konzertsaal des Instituts eine ganz besondere Aufführung zu erleben war, die von den begeisterten Zuhörern mit langem Applaus honoriert wurde“; und auch das gesamte Festival stieß auf ebenso große positive Resonanz.



Zum Abschied: „Der Karneval der Tiere“, Uta-Sophie Adorf-Kato mit Ensemble unter Leitung von Stefan Ottersbach. (Foto: Adorf-Kato/Hsiu-Wei Hu)

Es wäre zu wünschen, dass Musiker*innen – vor allem der jungen Generation – auch weiterhin die Möglichkeit bekommen, auf den hervorragenden Instrumenten der Unterrichtsstätten des Instituts die ganze Vielfalt der Musik in der Öffentlichkeit zu präsentieren.

Anmerkungen:

¹ „Ein Haus voll Musik“ nannte Prof. Dr. Ekkehard Jost – in Anlehnung an John Cage – in den 1990er Jahren ein Wandelkonzert im Institut, in dem Studierende und Lehrende mit Musik aus unterschiedlichen Genres mitwirkten.

² Siehe Homepage des Instituts WiSe 2018/19; webmastering hier: Julia Freund, <https://www.uni-giessen.de/fbz/fb03/institute/musikpaedagogik/aktuelles/haus-voll-musik>

³ <https://www.giessener-allgemeine.de/regional/stadt-giessen/Stadt-Giessen-Treffen-der-Musikergenerationen;art71,519533>

⁴ (Online-Version des Print-Artikels ohne Foto als „Ein Haus voll Musik“ vom 26. 11. 2018) <https://www.gies->

[sener-anzeiger.de/lokales/stadt-giessen/nachrichten-giessen/giessener-musikerzieherin-adorf-kato-verabschiedet-sich-mit-karneval-der-tiere_19238175#](https://www.giessener-anzeiger.de/lokales/stadt-giessen/nachrichten-giessen/giessener-musikerzieherin-adorf-kato-verabschiedet-sich-mit-karneval-der-tiere_19238175#)

⁵ Hans-Jürgen Linke im *uniform* 5/2018, S. 10, http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2018/13921/pdf/uniform_2018_05.pdf

⁶ *uniform* 1/2019, S. 12, http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2019/14147/pdf/uniform_2019_01.pdf

⁷ Siehe Jahrbuch des Fachbereich 03 2016, S. 34, <http://www.uni-giessen.de/fbz/fb03/dekanat/jb/jb16>, und Jahrbuch des Fachbereich 03 2017, S. 40, <http://www.uni-giessen.de/fbz/fb03/dekanat/jb/jb17>

⁸ Siehe auch 1 Foto vom Unterricht in: <http://www.uni-giessen.de/fbz/fb03/dekanat/jb/Jahrbuchweb.pdf/view>, S. 44

⁹ https://www.youtube.com/channel/UCUJ8B1WUsPYZ-ADhUU_cBBng

¹⁰ <http://inventrio-music.de/>

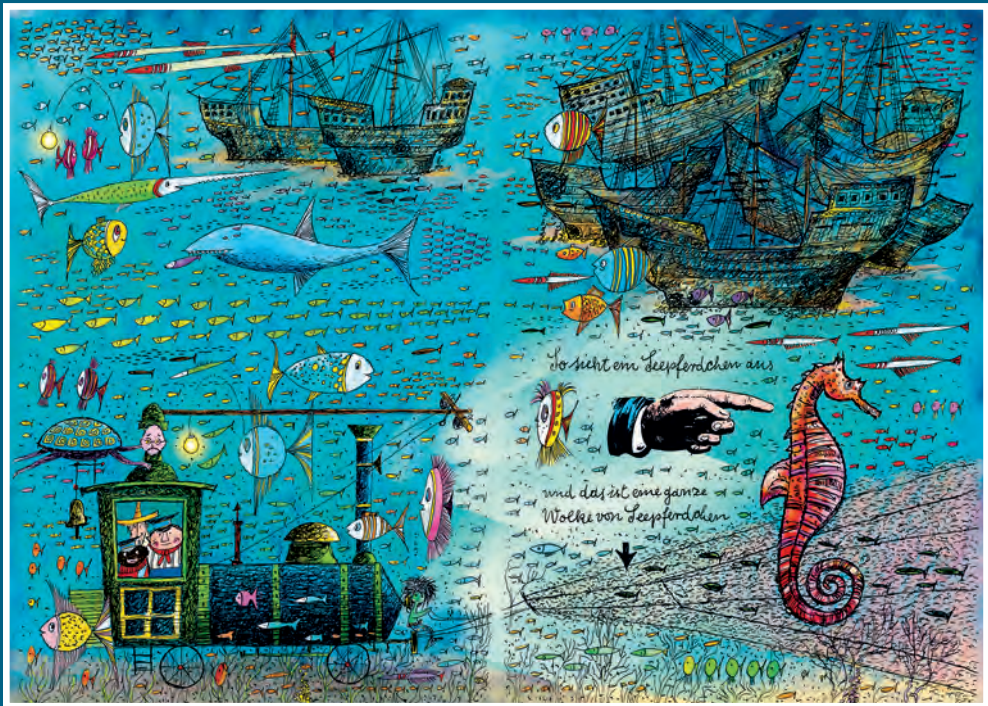
¹¹ <https://shintakato.bandcamp.com/music>

¹² <http://www.miriamhannahadorf.de>

Kontakt:

adorf-kato@gmx.de

VII. Dissertationsauszeichnungen





Dissertationsauszeichnungen 2018

Die Gießener Hochschulgesellschaft ermöglichte auch in diesem Jahr wieder die Auszeichnung von neun hervorragenden, an der Justus-Liebig-Universität Gießen eingereichten Dissertationen. Das Preisgeld betrug je 500,- Euro.

Ausgezeichnet wurden:

Dr. Thomas Pauls

Sektion Rechtswissenschaft und Wirtschaftswissenschaften
Prof. Dr. Andreas Walter (Betreuer)

Five Essays in Empirical Finance

Die Dissertation besteht aus fünf Studien, welche drei verschiedenen Themengebieten gewidmet sind, dem Herdenverhalten von Aktienanalysten, den Finanzentscheidungen von Privathaushalten und der quantitativen Analyse von Textdokumenten. Im Thema Herdenverhalten von Aktienanalysten wird untersucht, ob diese bei ihren Gewinnschätzungen ein Herdenverhalten ausüben, sich also an den bestehenden Schätzungen anderer Analysten orientieren. Tatsächlich stellt sich heraus, dass Aktienanalysten nicht etwa einem Herdenverhalten unterliegen, sondern versuchen, ihre eigenen Schätzungen durch Übertreibung hervorzuheben.

Im Thema Handelsentscheidungen von Privatanlegern wird das Vertrauen privater Haushalte in Finanzberatung kleiner, regionaler Banken (Sparkassen und Genossenschaftsbanken) mit dem in Finanzberatung großer, überregionaler Banken (Privatbanken) verglichen. Es zeigt sich ein positiver Zusammenhang zwischen Vertrauen in Finanzberatung und dem Angebot kleiner, regionaler Banken. Eine weitere Studie im Thema untersucht das Kreditverhalten privater Haushalte. Es wird untersucht, ob Geschlecht und Finanzwissen eine Rolle für eine potentielle Überschuldung von Privatpersonen spielen. Dabei stellt sich heraus, dass die Wahrscheinlichkeit einer Überschuldung mit zunehmendem Finanzwissen sinkt und für Frauen niedriger als für Männer liegt.

Zwei weitere Studien sind der Analyse von Textdokumenten gewidmet. In einer ersten Studie wird die Entwicklung eines Werkzeuges zur Analyse von deutschsprachigen Finanz-bezogenen Texten beschrieben. In einer weiteren wird dieses auf eigenhändig gesammelte Reden von DAX- und MDAX-Vorständen angewendet und untersucht, wie der Ton der Reden den Aktienkurs der jeweiligen Unternehmen beeinflusst. Im Ergebnis zeigt sich, dass es bei einem vergleichsweise positiven Ton der Rede zu einer positiven Entwicklung in dem Aktienpreis der jeweiligen Firma kommt.

Dr. Marina Supanc

Sektion Sozial- und Sportwissenschaften sowie Psychologie
Prof. Dr. Joachim Brunstein (Betreuer)

Kooperatives Lernen an der Hochschule.

Eine quasi-experimentelle Untersuchung zu den Effekten strukturierender Maßnahmen auf den Wissenserwerb, die subjektive Kompetenz und das Gruppenarbeitsverhalten von Lehramtsstudierenden

In der Dissertation wurde die Wirksamkeit kooperativen Lernens in Hochschulseminaren für Lehramtsstudierende untersucht. Dazu wurden in einem quasi-experimentellen Design hoch versus niedrig strukturierte Seminare miteinander kontrastiert und der angenommene Vorteil strukturierter Kleingruppenarbeit gegenüber referatsbasierten Seminaren geprüft. Die Ergebnisse zeigen, dass eine hohe Strukturierung sowohl für den Lernerfolg als auch für die Wahrnehmung der eigenen Kompetenz und Bewertung des Nutzens der Veranstaltung für den späteren Beruf bzw. das weitere Studium förderlich ist. Studierende in kooperativ gestalteten Seminaren schnitten zudem besser in den Wissenstests ab als Studierende in referatsbasierten Seminaren. Mittels Videoanalysen konnte außerdem gezeigt werden, dass Studierende in hoch strukturierten Kleingruppen ihr Wissen besser auf eine Fallbeschreibung anwenden konnten als Studierende in niedrig strukturierten Kleingruppen.

beider Lager geben und glauben sich empirisch legitimiert und werden zugleich häufig in einer mythischen Form präsentiert.

Die Dissertation widmet sich in einer tiefergehenden Auseinandersetzung den vielfältigen mythischen Formen im ökologischen Diskurs. Altbekannte mythische Erzählelemente, wie etwa das Szenario einer drohenden Apokalypse, sind in den politischen und (populär-)wissenschaftlichen Diskussionen beständig präsent und werden mitunter bewusst aufgegriffen, um die Gesellschaft ökologisch zu mobilisieren. Daneben wird der Klimawandel aber auch vielfach zum Thema und Motor neuer Mythen: „Neo- und Retromythen“. In deren Analyse treten neue Perspektiven auf drängende Herausforderungen unserer Zeit und auf die modernen Weltbilder in der vielerorts ausgerufenen Ära der Ökologie zu Tage.

Katharina Naumann, M.A.

Sektion Sprach-, Literatur-, Kultur- und Geschichtswissenschaften sowie Philosophie
Prof. Dr. Christoph Halbig (Betreuer)

Die Kraft des Exempels.

Eine kantische Perspektive auf das Problem der Supererogation

Es scheint ein verbreitetes Phänomen unserer moralischen Urteilspraxis zu sein, dass wir herausragende moralische Handlungen bisweilen als (in hohem Maße) moralisch wertvoll und dennoch nicht als moralisch geboten beurteilen, d.i. als supererogatorisch. Im Zentrum der Dissertation steht die Frage, inwiefern die Kantische Ethik eine systematisch anschlussfähige Perspektive auf diese Phänomene zu liefern vermag und das obwohl sie nicht über eine Kategorie der Supererogation verfügt. Am Leitfaden dieser Frage wird zugleich das Ziel verfolgt, ausgehend von der *Tugendlehre* Kants, eine hermeneutisch angemessene und systematisch tragfähige Lesart der Kantischen Ethik zu rekonstruieren, wobei diese als eine Ethik der Tugend rekonstruiert

wird, in deren Zentrum die Pflicht zur moralischen Selbstvervollkommnung steht. Vor diesem Hintergrund wird gezeigt, dass die Kantische Ethik, fernab davon die eingangs genannte Urteilspraxis schlicht als fehlerhaft zurückzuweisen, vielmehr einen theoretischen Rahmen für eine nuancierte moralpsychologische Analyse bietet: Moralisch herausragende Handlungen als supererogatorisch zu betrachten, erweist sich demnach einerseits als eine vielschichtige Gefährdung des Strebens nach moralischer Vollkommenheit, denn es befördert selbstbetrügerische Tendenzen. Andererseits vermag die Bewunderung vermeintlich supererogatorisch handelnder Personen einen epistemischen und motivationalen Beitrag zur Beförderung der eigenen Moralität zu leisten, da sie unseren Blick auf das Tugendhafte lenkt. Gleichwohl das voraussetzt, dass man das eigene Urteil letztlich als eine Illusion durchschauen muss.

Dr. Christina M. Müller

Sektion Naturwissenschaften

Apl. Prof. Dr. Birgit Gemeinholzer (Betreuerin)

Habitat fragmentation and its impact on populations genetic structures

In der Dissertation wurden populationsgenetische Muster verschiedener Pflanzenarten in fragmentierten Lebensräumen untersucht. Ziel dieser Dissertation war es, die evolutionäre Reaktion dieser Arten unter Selektionseinflüssen (z. B. Habitatfragmentierung, Vorkommen an der Verbreitungsgrenze bzw. in einem Niederschlagsgradienten) zu analysieren, indem populationsgenetische und populationsgenomische Muster miteinander verglichen wurden. Hierbei wurden sowohl Arten derselben als auch Arten unterschiedlicher Lebensräume analysiert. Große evolutionäre Einflüsse haben Mutationsrate, Genomgröße, Lebensdauer, Reproduk-



Von links nach rechts: *Alyssum montanum* ssp. *gmelinii*, *Gypsophila fastigiata*, fragmentiertes Habitat, *Helianthemum nummularium* ssp. *obscurum*, *Onosma arenaria*, *Urospermum picroides*, *Geropogon hybridus*, *Catananche lutea*.
(Collage: Müller)

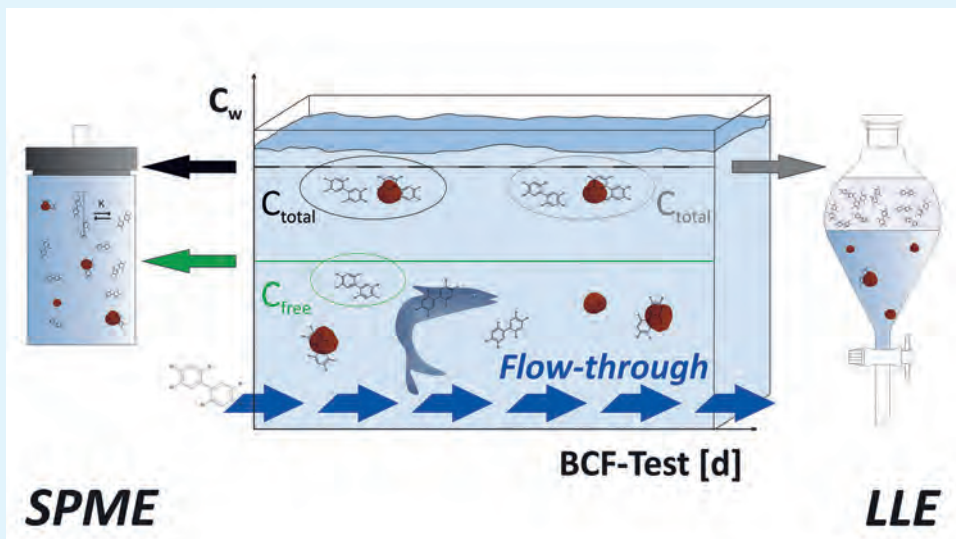
tionszeit und Ausbreitungsstrategien. Die Untersuchungen an Arten mit ähnlichen evolutionären Einflussfaktoren in denselben Lebensgemeinschaften zeigte, dass jeweils artspezifische populationsgenetische Muster wiedergefunden wurden. Die Ergebnisse sind wichtig für die Grundlagenforschung und von naturschutzfachlicher Relevanz. Die Arbeit besteht aus vier separaten Artikeln, die jeweils in fachspezifischen akademischen Zeitschriften veröffentlicht wurden.

Dr. Leonard Böhm

Sektion Agrarwissenschaften, Ökotoxikologie und Umweltmanagement
Prof. Dr. Rolf-Alexander Düring (Betreuer)

Solid-phase microextraction in ecotoxicological testing – progress with regard to highly hydrophobic organic chemicals in bioconcentration experiments

Biokonzentrationsstudien werden zur Ermittlung des Bioakkumulationspotentials bei der Risikoabschätzung von Chemikalien nach OECD-Richtlinie 305 (Bioakkumulation in Fischen) durchgeführt. In der Dissertation wurde die Eignung des lösungsmittelfreien Mikroextraktionsverfahrens solid-phase microextraction (kurz: SPME) für die Extraktion der Wasserphase in Biokonzentrationsstudien untersucht. Im Gegensatz zur konventionellen, lösungsmittelbasierten Extraktion von Gesamtgehalten lassen sich bei Verwendung der SPME Gesamtgehalte und frei gelöste bzw. bioverfügbare Substanzkonzentrationen parallel bestimmen. Für hydrophobe organische Chemikalien ist das von besonderer Relevanz, da die Anwesenheit von organischer Substanz im Testsystem (z. B. Futter, Ausscheidungen) die bioverfügbare Chemikalienkonzentrationen



Schematische Darstellung einer Biokonzentrationsstudie: Vergleich von Festphasenmikroextraktion (solid-phase microextraction, SPME) und Lösungsmittelextraktion (liquid-liquid extraction, LLE) zur Bestimmung von Gesamtgehalten (C_{total}) und frei gelösten/bioverfügbaren Konzentrationen (C_{free}) von hydrophoben organischen Chemikalien in der Wasserphase (C_w) in Biokonzentrationsstudien mit Fischen (BCF-Test), bei Anwesenheit von organischer Substanz im Testsystem (braune Partikel) (Bild nicht maßstabsgetreu).

tration durch Sorptionsprozesse reduzieren und somit eine Unterschätzung der Biokonzentration bewirken kann. Die Ergebnisse fanden Eingang in das OECD Guidance Document zur Richtlinie 305, in dem Hintergründe und Verfahrensabläufe für Anwender erläutert werden.

Dr. Katharina J. Filipski

Sektion Veterinärmedizin, Tierbiologie, Medizin, Zahnmedizin und Humanbiologie
Prof. Dr. Wolfgang Kummer (Betreuer)

Die cholinerge chemosensitive Bürstenzelle im Urogenitaltrakt

Zellen mit chemosensorischer Funktion sind an Eintrittspforten für schädigende Mikroorganismen in den Körper positioniert. Detektiert eine chemosensorische Zelle eine potentiell schädliche Substanz, werden Schutzreflexe eingeleitet, um dem weiteren Vordringen des Mikroorganismus entgegenzuwirken. Die Detektion erfolgt hierbei über eine Reihe aus Rezeptoren, Enzymen und *second messengern*, die große Ähnlichkeit zu denen der Signaltransduktionskaskade in den Zellen der Geschmacksknospen aufweisen. Die stimulierte chemosensorische Zelle schüttet Acetylcholin aus und trägt büschelartige Ausstülpungen der Zellmembran, weshalb sie *cholinerge chemosensorische Bürstenzelle* genannt wird. Ihr Vorkommen ist beispielsweise in den oberen Atemwegen, der Bindehaut des Auges und im Gastrointestinaltrakt bekannt. Im Rahmen der Dissertation gelang der Nachweis dieser Wächterzelle erstmals auch in der Schleimhaut der Harnröhre und Geschlechtsdrüsen – Organen des Urogenitaltrakts (s. Abb.: Pfeil). Hierbei existieren mehrere Subtypen dieser urogenitalen Bürstenzelle, deren Funktionen noch nicht gänzlich erforscht sind. Fortführende Arbeiten konnten jedoch zeigen, dass die urogenitale chemosensorische Zelle enge Kontakte mit spezifischen Nervenfasern ausbildet, wodurch die Stimulation der Wächterzelle in einer reflexartigen Harnaustreibung münden kann. Über diesen Schutzreflex würde die cholinerge chemosensorische Bürstenzelle durch das Monitoring der Bestandteile von Flüssigkeiten, die in Kontakt mit der Schleimhaut des Urogenitaltrakts treten, die Ausbreitung von schädlichen Mikroorganismen unterbinden.

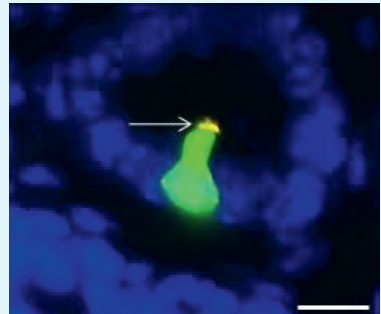


Foto: Deckmann, K/Filipski, K et al., Proc Natl Acad Sci USA. 2014 Jun 3; 111 (22): 8287–92.

Dr. Monika Rox-Helmer

Sektionsunabhängige Dissertationsauszeichnung
Prof. Dr. Vadim Oswald (Betreuer)

Fiktionalisierungsstrategien in aktuellen historischen Jugendromanen.

Zu den geschichtsdidaktischen Potentialen eines Mediums der Geschichtskultur

„Wenn ich einen Jugendroman über eine vergangene Zeit gelesen habe, ist es, als hätte ich einen Freund in einer anderen Zeit“ – so die Jugendbuchautorin Mirjam Pressler in einem Gespräch über ihre Vorliebe für historische Jugendliteratur. Die Erfahrung, dass die Lektüre historischer Ro-

mane oft tiefere Eindrücke über eine Zeit hinterlässt als die Darstellungen von Historikern, die nach den Regeln der Wissenschaft entstanden sind, teilen viele Lesebegeisterte. Geschichtsdidaktisch ist das eine interessante Beobachtung, denn offensichtlich können literarische Fiktionalisierungen von Geschichte die Andersartigkeit vergangener Zeiten besonders eindrücklich vermitteln. Gleichzeitig sind sie jedoch anders als das historische Erzählen keinem Wahrheits- und Referenzgebot verpflichtet.

Insofern ist das fiktionale Erzählen von Geschichte ein Paradoxon. Dennoch erwächst gerade aus dieser Widersprüchlichkeit ein spezifisches geschichtsdidaktisches Potential, das sich aus der fiktionalen Kommunikationssituation ergibt: ein Autor erschafft einen Erzähler, der als Teil einer fiktiv-historischen Welt für jugendliche Leser Identifikations- und Imaginationsangebote für vergangene Zeiten macht. Diese Darstellung kann auf unterschiedlichen Ebenen Authentizitätsansprüchen genügen, die sich nicht nur auf eine Fakten- und Ereignislage oder eine gesicherte Überlieferung beziehen. Die Als-Ob-Welt besitzt einen Bedeutungsüberschuss und die Teilhabe des Erzählers an der zeitlich fremden Welt bedingt Nähe wie auch Distanz. Beides lädt den Leser zu eigenen historischen Denk- und Urteilsprozessen ein. Daraus ergeben sich Lernchancen, die mit der Untersuchung der Fiktionalisierungsstrategien gehoben werden.

Im Einzelnen wird untersucht, wie sich die aktuellen jugendliterarischen und geschichtskulturellen Entwicklungstendenzen auf die Fiktionalisierung von Geschichte auswirken, wie sich jugendliterarische Erzählmuster mit dem Erzählen von Zeitverläufen verknüpfen und wie die Fiktion überhaupt zu einer historischen Erzählung wird. Dabei wird deutlich, dass sich aus der Fiktionalisierung von Geschichte sowohl Gefahren als auch Chancen für den Ausbau eines kritischen Geschichtsbewusstseins ergeben. Die Ergebnisse zeigen – und das ist für Bildungszusammenhänge wichtig – dass sich die geschichtsdidaktischen Potentiale der aktuellen historischen Jugendliteratur bereits dann entfalten können, wenn einige wenige Grundfähigkeiten vorhanden sind. Allerdings sind das andere Fähigkeiten als sie im Geschichtsunterricht beim Umgang mit Quellen oder wissenschaftsorientierten Darstellungen aufgebaut werden oder als sie der Deutschunterricht über die Lektüre fiktionaler Literatur, die nicht Historisches erzählt, vermittelt.

Die Auswertung von Autoreninterviews, die im Rahmen der Untersuchung durchgeführt wurden, spiegelt, in welcher Weise die Jugendromane als geschichtskulturelle Medien einer eigenen Logik folgen, die nicht mit didaktisch konzipierten Unterrichtsmedien vergleichbar ist. Die Autoren verwenden keine geschichtsdidaktischen Vermittlungsstrategien, sondern literarische Erzählmittel. Diese entfalten jedoch, gerade weil sie offener funktionieren als lernzielorientierte Bildungsmedien, einen didaktischen Mehrwert, denn sie vermitteln historisches Wissen nicht deduktiv im Text, sondern induktiv über den Text. Deshalb müssen geschichtskulturelle Fiktionalisierungen als ein eigenes Wissenssystem aufgefasst werden, auf das der Geschichtsunterricht in einer spezifischen Weise vorbereiten sollte.

Dr. Mahsa Rahbari

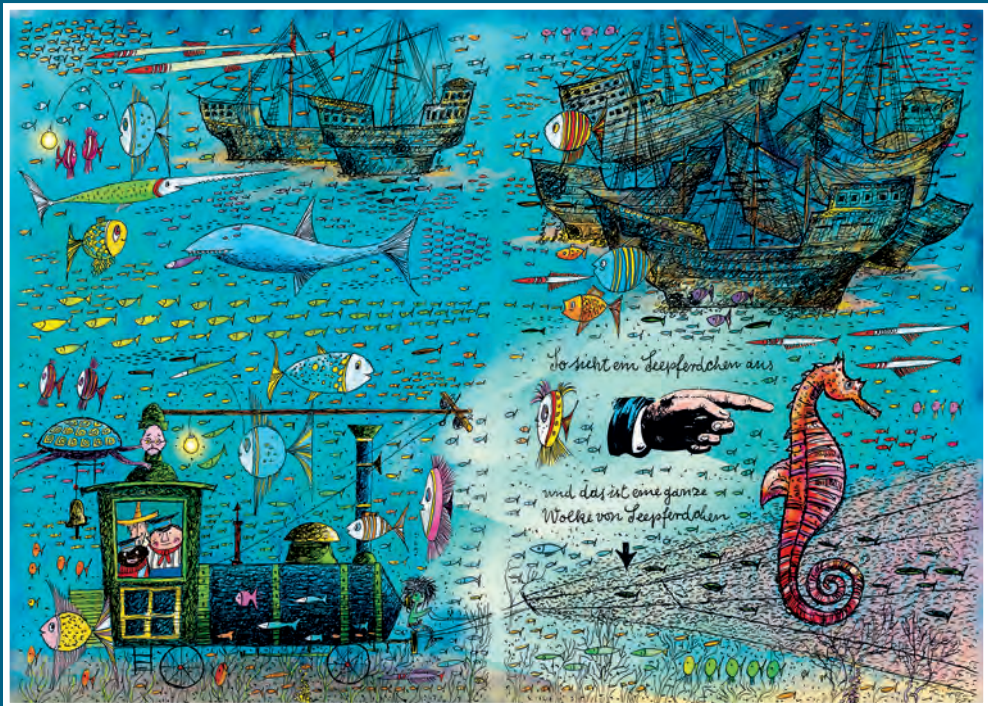
Sektionsunabhängige Dissertationsauszeichnung
Prof. Dr. Katja Becker (Betreuerin)

*Establishment of genetically encoded H_2O_2 probes and dynamic measurements of H_2O_2 levels in the malaria parasite *Plasmodium falciparum**

Tropische Malaria, verursacht durch den einzelligen Parasiten *Plasmodium falciparum* (*P. falciparum*), stellt noch immer eine der weltweit schwerwiegendsten Infektionskrankheiten dar. *P.*

falciparum ist in hohem Maße von seinen komplexen antioxidativen Systemen abhängig. Das Eingreifen in den Redoxstoffwechsel des Parasiten stellt daher ein vielversprechendes Ziel für neue Wirkstoffe gegen Malaria dar. Mehrere Malariamedikamente vermitteln bereits jetzt ihre Wirkungen zumindest teilweise durch das Erhöhen der Konzentrationen von reaktiven Sauerstoffspezies (ROS) im Parasiten, wodurch DNA, Lipide und Proteine geschädigt werden können. Wasserstoffperoxid (H_2O_2) ist eine der wichtigsten zellulären ROS. In der vorliegenden Arbeit wurde u.a. der fluoreszierende genetisch kodierte H_2O_2 -Redoxsensor roGFP2-Orp1 im Zytosol und im Mitochondrion von *P. falciparum* Blutstadien exprimiert und seine Funktionalität systematisch *in vitro* und in Zellkultur charakterisiert (*live-cell imaging*). Die Entwicklung des H_2O_2 -Sensors roGFP2-Orp1 hat den Weg für ratiometrische, dynamische und hochspezifische Echtzeitmessungen der H_2O_2 -Konzentrationen in lebenden Zellen geebnet. Die Effekte von oxidativem und pharmakologischem Stress bzw. von neuen potentiellen Antimalaria-Compounds auf die H_2O_2 -Homöostase können nun durch den Redoxsensor in *P. falciparum* untersucht werden und somit näheren Aufschluss über die möglichen Wirkmechanismen der Compounds geben.

VIII. Personalia





Personalnachrichten der Justus-Liebig-Universität Gießen 2018

Neuer Vizepräsident für Wissenschaftliche Infrastruktur ist seit April 2018 Prof. Dr. Michael Lierz.

Prof. Dr. Verena Dolle wurde im Oktober 2018 erneut zur Ersten Vizepräsidentin für Studium und Lehre gewählt.

Neubesetzungen von Universitätsprofessuren in folgenden Fachbereichen

Rechtswissenschaften

W3-Professur für Strafrecht und Strafprozessrecht:
Prof. Dr. iur. *Pierre Hauck*, LL.M. (Sussex), vorher W3-Professur für Strafrecht, Strafprozessrecht und Rechtsphilosophie an der Universität Trier.
W3-Professur für Bürgerliches Recht und Arbeitsrecht:
Dr. iur. *Lena Rudkowski*, vorher Juniorprofessorin an der Freien Universität Berlin.

Wirtschaftswissenschaften

W2-Professur für Ökonomie der Digitalisierung:
Prof. Dr. *Irene Bertschek*, bisher Leiterin des Forschungsbereichs „Digitale Ökonomie“ am Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung (ZEW) in Mannheim.

Sozial- und Kulturwissenschaften

W2-Professur für Hochschuldidaktik mit dem Schwerpunkt Lehrerbildung (Gießener Offensive Lehrerbildung):

PD Dr. phil. *Edith Magdalena Patricia Braun*, vorher Forschungsgruppenleiterin am Center for Higher Education Research der Universität Kassel.

W2-Professur für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Gender Studies:

Prof. Dr. phil. *Nikita Dhawan*, vorher Professorin für Politische Theorie mit Schwerpunkt Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität Innsbruck (Österreich).

W2-Professur für Soziologie mit dem Schwerpunkt Mediensoziologie:

Dr. phil. *Nicole Zillien*, vorher W3-Vertretungsprofessorin für Soziologie mit dem Schwerpunkt Konsum- und Kommunikationsforschung an der Universität Trier sowie Akademische Rätin auf Zeit ebenda.

Geschichts- und Kulturwissenschaften

W3-Professur für Katholische Theologie mit dem Schwerpunkt Systematische Theologie:

Prof. Dr. theol. *Ansgar Josef Kreutzer*, vorher ordentlicher Universitätsprofessor für Fundamentaltheologie an der Katholischen Privat-Universität Linz.

W2-Professur mit Entwicklungszusage für Klassische Archäologie:

Prof. Dr. phil. *Katharina Lorenz*, vorher Professorin für Klassische Kunst und Archäologie an der University of Nottingham (Großbritannien).

W3-Professur für Zeitgeschichte:

PD Dr. phil. *Hannah Elisabeth Ahlheim*, vorher Fellow am Internationalen Geisteswissenschaftlichen Kolleg „Arbeit und Lebenslauf in globalgeschichtlicher Perspektive“ (re:work) an der Humboldt-Universität zu Berlin.

W2-Professur für Systematische Theologie/Ethik:

PD Dr. theol. *Philipp David*, vorher Akademischer Rat auf Zeit an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.

Sprache, Literatur, Kultur

Dr. *Xavier Le Roy*, freischaffender Künstler, ist als W3-Professur für Angewandte Theaterwissenschaft mit dem Schwerpunkt Praxis performativer Künste eingestellt worden.

Psychologie und Sportwissenschaften

W3-Professur für Experimentelle Sensomotorik:

Prof. Dr. phil. *Mathias Christian Hegele*, vorher W2-Professur mit Entwicklungszusage für Experimentelle Sensomotorik an der JLU Gießen

Mathematik und Informatik, Physik, Geographie

W3-Professur für Wirtschaftsgeographie mit dem Schwerpunkt Wissensbasierte Regionalentwicklung:

PD Dr. rer. nat. *Stefan Björn Hennemann*, vorher stellvertretender Abteilungsleiter und Senior Projektmanager bei der House of Logistics & Mobility (HOLM) GmbH, Frankfurt am Main.

W2-Professur mit Entwicklungszusage für Mathematik mit dem Schwerpunkt Analysis:

Prof. Dr. rer. nat. *Kai Zehmisch*, vorher W2-Professor auf Zeit für Differentialgeometrie und Geometrische Analysis an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.

W3-Professur für Mathematik mit dem Schwerpunkt Geometrie auf Lebenszeit:

Prof. Dr. sc. *Tobias Hartnick*, vorher Assistenzprofessor am Technion in Haifa (Israel).

Biologie und Chemie

W2-Professur mit Entwicklungszusage für Zoologie mit dem Schwerpunkt Molekulare Entwicklungsbiologie der Tiere:

Dr. rer. nat. *Nikola-Michael Prpic-Schäper*, vorher Nachwuchsgruppenleiter in der Abteilung Entwicklungsbiologie der Georg-August-Universität Göttingen.

Agrarwissenschaft, Ökotropologie und Umweltmanagement

W3-Professur für Ernährung des Menschen:

Prof. Dr. med. habil. *Mathias FabHauer*, vorher Leiter der Adipositas-Ambulanz für Erwachsene an der Klinik und Poliklinik für Endokrinologie und Nephrologie des Universitätsklinikums Leipzig.

W3-Professur für Landschaftsökologie und Landschaftsplanung:

PD Dr. rer. nat. *Till Kleinebecker*, vorher Akademischer Oberrat auf Zeit am Institut für Landschaftsökologie der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.

W3-Professur für Agrar-, Ernährungs- und Umweltpolitik:

Prof. Dr. agr. *Martin Petrick*, vorher Stellvertretender Leiter der Abteilung Rahmenbedingungen des Agrarsektors und Politikanalyse am Leibniz-Institut für Agrarentwicklung in Transformationsökonomien in Halle (Saale).

W3-Professur für Marktlehre der Agrar- und Ernährungswirtschaft:

Dr. agr. *Ramona Teuber*, bisher Assistant Professor am Department of Food and Resource Economics der University of Copenhagen (Dänemark).

W3-Professur für Ökologischen Landbau mit dem Schwerpunkt nachhaltige Bodennutzung:

Apl. Prof. Dr. agr. *Andreas Gattinger*, vorher W3-Vertretungsprofessor für Ökologischen Landbau mit dem Schwerpunkt nachhaltige Bodennutzung und außerplanmäßiger Professor an der JLU.

Medizin

W3-Professur für Gynäkologie mit den Schwerpunkten Geburtshilfe und Reproduktionsmedizin:

Prof. Dr. med. *Ivo Manfred Meinhold-Heerlein*, vorher W2-Professor für Gynäkologische Onkologie und stell-

vertretender Direktor der Klinik für Gynäkologie und Geburtsmedizin an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen.

W3-Professur für Psychiatrie:

Prof. Dr. med. *Christoph Hermann Theodor Mulert*, vorher W2-Professor für Psychiatrie und Psychotherapie am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf.

Außerplanmäßige Professuren

PD Dr. phil. *Karsten Mackensen*, Lehrkraft für besondere Aufgaben am Institut für Musikwissenschaft und Musikpädagogik der JLU, Fachgebiet: Musikwissenschaft.

PD Dr. med. vet. *Christoph Daniel Rummel*, Akademischer Rat am Institut für Veterinär-Physiologie und -Biochemie der JLU, Fachgebiet: Veterinär-Physiologie.

PD Dr. med. *Ulrich Grandel*, Teamchefarzt der Klinik für Innere Medizin, Asklepios Klinik Lich sowie wissenschaftlicher Mitarbeiter und Oberarzt der Medizinischen Klinik IV/IV der JLU, Fachgebiet: Innere Medizin. PD Dr. med. *Bettina Reich*, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kinderherzzentrum der JLU, Abteilung Kinderkardiologie und angeborene Herzfehler, Fachgebiet: Kinderheilkunde und Jugendmedizin.

PD Dr. med. *Karsten Schöller*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter (Leitender Oberarzt und Stellvertretender Direktor) an der Neurochirurgischen Klinik der JLU, Fachgebiet: Neurochirurgie.

PD Dr. phil. *Knut Drewing*, Akademischer Rat am Arbeitsbereich Allgemeine Psychologie der JLU, Fachgebiet: Allgemeine Psychologie.

Honorarprofessuren

Dr. phil. *Cornelia Weber*, Projektleiterin am Hermann-von-Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik (Zentralinstitut der Humboldt-Universität zu Berlin), wurde eine Honorarprofessur übertragen.

Emeritierungen und Pensionierungen

Uta-Sophie Adorf-Kato, Institut für Musikwissenschaft und Musikpädagogik.

Dr. med. *Bettina Gisela Ingeborg Andersen*, BFS.

Prof. Dr. *Martin Bergmann*, Institut für Veterinär-Anatomie, -Histologie und -Embryologie.

Prof. Dr. *Philipp Klaus Doll*, Klinik für Wiederkäuer und Schweine.

Dr. *Tsige-Yohannes Habte*, Institut für Ernährungswissenschaft.

Dr. *Werner Herbst*, Institut für Hygiene und Infektionskrankheiten der Tiere.

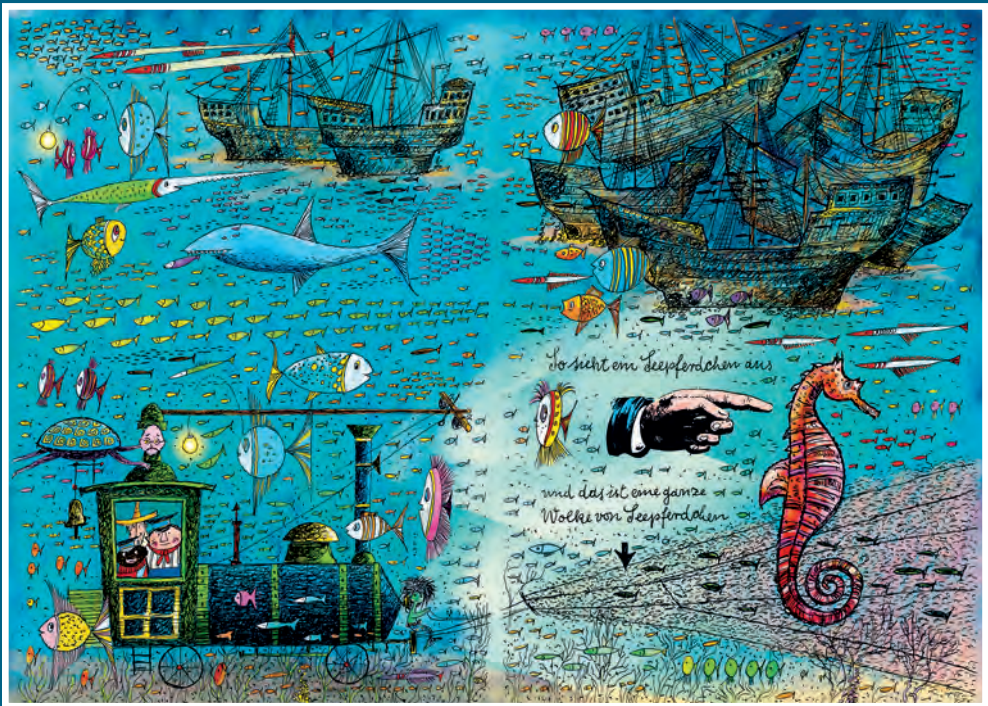
Dr. *Ladislau Kiss*, Medizinische Klinik II.

Dr. *Reinhard Müller*, Hörforschung.

Prof. Dr. *Annette Otte*, Professur für Landschaftsökologie und Landschaftsplanung.

Dr. *Monika Wimmer-Röll*, Institut für Anatomie und Zellbiologie.

IX. Biographische Notizen



Biographische Notizen

Prof. Dr. Emmanuel Alloa, studierte Philosophie, Geschichte und Kunstgeschichte an den Universitäten Freiburg, Padua, Berlin und Paris. 2009 wurde er mit einer binationalen Dissertation in Philosophie (Paris I-Panthéon/FU Berlin) promoviert. Von 2008 bis 2012 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter am NFS eikones für Bildkritik (Basel), 2012 trat er eine Assistenzprofessur für Kulturphilosophie an der Universität St. Gallen an und an der dortigen School of Humanities and Social Sciences ist er seit 2016 Research Leader. Gastprofessuren führten ihn nach Belo Horizonte (Brasilien), Berkeley und Columbia (USA), Lyon III und an die Universität Wien. Für seine Arbeiten wurde er mit dem Latsis-Preis 2016 und dem Aby-Warburg-Wissenschaftspreis 2019 ausgezeichnet. Publikationen (Auswahl): *Das durchscheinende Bild. Konturen einer medialen Phänomenologie* (Zürich/Berlin 2018); *La résistance du sensible. Merleau-Ponty critique de la transparence* (Paris 2008; Übersetzungen ins Spanische, Englische und Chinesische); (Hg. mit Dieter Thomä) *Transparency, Subjectivity, Society. Critical Perspectives* (Basingstoke: Palgrave Macmillan 2018). Gegenwärtig schreibt er an einer Genealogie der Transparenzgesellschaft.

Prof. Dr. Peter-André Alt, Jahrgang 1960, ist seit 1. August 2018 Präsident der Hochschulrektorenkonferenz. Von Juni 2010 bis Juli 2018 war Alt Präsident der Freien Universität Berlin. Zwischen 2011 und 2012 bzw. 2017 und 2018 amtierte er als Sprecher der Berliner Landesrektorenkonferenz. Er studierte Germanistik, Politische Wissenschaft, Geschichte und Philosophie. Er wurde 1984 promoviert, die Habilitation erfolgte 1993. Seit 1995 ist Alt ordentlicher Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft, zunächst an der Ruhr-Universität Bochum (1995 bis 2002), danach an der Universität Würzburg (2002 bis 2005), seit 2005 an der Freien Universität Berlin. Forschungsaufenthalte führten ihn nach Cambridge, Prag, Princeton und Wien. Alt publizierte 18 Monografien und mehr als 100 Fachaufsätze zur Literatur- und Kulturgeschichte des 17.–20. Jahrhunderts. Im Jahr 2005 wurde er mit dem Schiller-Preis der Stadt Marbach ausgezeichnet. 2008 erhielt er das Opus-Magnum-Stipendium der Stiftungen Volkswagen und Thyssen. Seit Juli 2012 ist Alt Präsident der Deutschen Schillergesellschaft. Als Kolumnist publiziert er regelmäßig zu wissenschaftspolitischen Themen, u.a. in der Frankfurter Allgemeinen, der Süddeutschen Zeitung, dem Tagesspiegel und der Berliner Zeitung. Er war bzw. ist Mitglied zahlreicher nationaler und internationaler Beiräte großer Wissenschafts- und Kulturorganisationen u.a. in Österreich, den USA und China.

Prof. Birgit Dankert (geb. Nick), geboren 1944, Studium der Deutschen Literaturgeschichte, Philosophie, Kunstgeschichte und Publizistik in Münster und Tübingen (MA) und der Bibliothekswissenschaft in Hamburg (Dipl.-Bibl.). Von 1971 bis 1981 vielfältige Tätigkeiten und Projekte in der Büchereizentrale Flensburg, einer Organisations-Agentur für die öffentlichen Büchereien Schleswig-Holsteins. 1981 bis 2007 Professorin für Bibliotheks- und Informationswissenschaft an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg. Emerita. Lehraufträge, Projekte, Publikationen, Ausstellungen; von Beginn der beruflichen Tätigkeit an bibliotheks- und kulturpolitische Ämter im nationalen und internationalen Bereich. Publikationen zu Bibliotheks- und Kulturpolitik, Literatur und Leseförderung. Seit 1985 Rezensionen für die Wochenzeitschrift DIE ZEIT. Biographien über Astrid Lindgren (2012) und Michael Ende (2016).

Prof. Dr. Michael Hüther, geboren 1962 in Düsseldorf, studierte von 1982–1987 Wirtschaftswissenschaften sowie Mittlere und Neuere Geschichte an der Justus-Liebig-Universität; 1985–1987 Stipendiat der Studienstiftung des deutschen Volkes; 1987–1990 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Volkswirtschaftslehre und Finanzwissenschaft der JLU; 1990 Promotion an der JLU zum Thema „Integrierte Steuer-Transfer-Systeme. Normative Konzeption und empirische Analyse“. Ab 1991 wissenschaftlicher Mitarbeiter und ab 1995 Generalsekretär des Sachverständigenrates zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung; ab 1999 Chefvolkswirt sowie ab 2001 Bereichsleiter Volkswirtschaft und Kommunikation der DeKaBank Deutsche Girozentrale. 2001 Ernennung zum Honorarprofessor an der European Business School. Seit 2004 Direktor und Mitglied des Präsidiums des Instituts der deutschen Wirtschaft. 2016/2017 Gerda Henkel Adjunct Professor an der Stanford University. 2009 Auszeichnung mit dem Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland durch den Bundespräsidenten. Vorstand der Atlantik-Brücke; Kurator des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung; Mitglied der Ludwig-Erhard-Stiftung. Aufsichtsrat der Allianz Global Investors KAG, der SRH Holding und des TÜV Rheinland. Mitglied der 6. Altenberichtskommission sowie Mitglied der 1., 2. und 3. Engagementberichtscommission der Bundesregierung; seit 2009 Mitglied des Beirats für Fragen des gewerblichen Mittelstandes und der freien Berufe beim Bundesministerium für Wirtschaft und Energie.

Marko Karo, M. A., Jg. 1975; Magister Artium; Studium der Philosophie und der Allgemeinen und Vergleichenden Literatur- und Kulturwissenschaft (Komparatistik); Tätigkeiten als Regieassistent, wissenschaftlicher

Mitarbeiter, persönlicher Referent der Intendantin am Stadttheater Gießen, freier Journalist, persönlicher Referent des Präsidenten an der JLU Gießen; aktuell: seit 2018 Gesamtkoordinator des Kultur- und Veranstaltungsmanagements im Präsidialbüro der JLU Gießen; Veröffentlichungen zu kulturwissenschaftlichen Themen und der Kunstpraxis in der Gegenwart.

Prof. Dr. Christine Landfried, ist emeritierte Professorin für Politikwissenschaft an der Universität Hamburg und Senior Fellow der Hertie School of Governance in Berlin. Sie war von 2014 bis 2016 Max Weber Professorin für Deutschland- und Europastudien an der New York

University und anschließend Senior Émile Noel Fellow an der NYU School of Law. 2016 erhielt sie den Schader-Preis für innovative Forschung. Ihre Themen sind die Verfassungsgerichtsbarkeit, die Finanzierung der Politik und die europäische Integration. Sie möchte mit ihren Arbeiten zur EU analysieren, unter welchen Bedingungen kulturelle, ökonomische und politische Differenzen ein Potential für demokratisches Regieren sein können. Im März 2019 erschien der von ihr herausgegebene Band "Judicial Power. How Constitutional Courts Affect Political Transformations". Im Moment arbeitet sie an einer neuen Auflage ihres Buches „Das politische Europa. Differenz als Potential der EU“.

Herausgegeben von der
Gießener Hochschulgesellschaft e.V.

ISSN 0533-8689

